

Zbliżenia Interkulturowe

POLSKA • NIEMCY • EUROPA

Interkulturelle Annäherungen

POLEN • DEUTSCHLAND • EUROPA

POLITYKA • KULTURA • SPOŁECZEŃSTWO

6 / 2009



PISMO
WYŻSZEJ SZKOŁY STUDIÓW MIĘDZYNARODOWYCH
W ŁÓDZI

Kolegium redakcyjne • Herausgeber
Manfred Durzak (Paderborn), Norbert Honsza,
Przemysław Sznurkowski (sekretarz redakcji), Marian Wilk (redaktor naczelny)

Rada redakcyjna • Redaktionsbeirat
Bernd Balzer (Berlin), Karol Fiedor, Hans-Adolf Jacobsen (Bonn),
Lucjan Meissner, Alois Wierlacher (Bayreuth)

Redaktor
Przemysław Sznurkowski

Adres redakcji • Redaktionsanschrift
Zbliżenia Interkulturowe
PL – 93-101 Łódź, ul. Brzozowa 3/9
www.zblizeniainterkulturowe.wssm.edu.pl
zblizeniainterkulturowe@wssm.edu.pl

ISSN 1897-9718

Nakład 800 egz.

Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów.
Materiałów niezamówionych redakcja nie zwraca.

•
Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Realizacja wydawnicza



Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
50-011 Wrocław, ul. T. Kościuszki 51 a
Tel. 071 342 20 56, Fax 071 341 32 04, e-mail: oficyna@atut.ig.pl

Spis treści

Artykuły

MANFRED DURZAK

Freiwillig zur SS. Eine literarische Spurensuche bei Günter Grass,
Hans Egon Holthusen und Uwe Timm 7

NORBERT HONZA

Nobel Literacki 2009..... 15

WITOLD NAWROCKI

Spór o Hamsuna 18

Refleksje

BERND BALZER

Für ein Ende der Zurückhaltung 37

KLAUS SCHUHMAN

Reisen in Polen – Alfred Döblin, Joseph Roth, Arnolt Bronnen 44

KERSTIN DANNE-WEYER

„Die Du verlassen, sie atmen noch“. Klaus Manns „Mephisto“
und die Verantwortung des Künstlers..... 51

Sylwetki

DIETER STOLZ

„Lebensunfälle erleben“ – Emine Sevgi Özdamar 60

KLAUS HAMMER

Eine polyphone Gertrud-Kolmar-Biographie..... 64

Polityka i historia

TOMASZ BUTKIEWICZ, HENRYK CŹWIĘK

- Integration der deutschen Bevölkerung von Pommern
in der neuen Ordnung nach dem Krieg 70

Literatura i sztuka

KSENIA OLKUSZ, WIESŁAW OLKUSZ

- Dawni mistrzowie i ich dzieła w światowej literaturze popularnej
(rekonesans) 80

DANIEL VOGEL

- Conrad a kolonializm. Kontrowersje wokół *Jądra ciemności* 89

Jubileusze

ANSELM WEYER

- Der Mensch als exiliertes Wesen – Hilde Domin
zum 100. Geburtstag 96

ANSELM WEYER

- „Gott braucht Freunde“ – Zum 80. Geburtstag
der engagierten Theologin Dorothee Sölle 101

Komunikacja interkulturowa

KARSTEN DAHLMANN

- Gegen Brain Drain und Brain Gain 105

Teksty

MICHAEL ZELLER

- Hitzeblues über Lodz 114

BODO HEIMANN

- Die neue Zeit 116

THERESE CHROMIK

- Da ich ein Kind war 120

WOLFGANG BITTNER	
Anspruch auf Bonuszahlungen? Oder „Wegfall der Geschäftsgrundlage“	126

Recenzje

PRZEMYSŁAW SZNURKOWSKI	
Dolny Śląsk w obiektywie Andrzeja Zawady	128
MAREK JAROSZEWSKI	
Das Hoffmann-Handbuch	130
PAWEŁ STRÓZIK	
Prywatne oblicze pisarza – zapiski na złożonych kartach	133
KLAUS HAMMER	
Günter Grass über seinen „Lehrer“ Alfred Döblin	135
WOLFGANG SCHLOTT	
Russische Diaspora und Exilforschung	138
LECH KOLAGO	
1808 – ein Jahr mit Beethoven	140
KLAUS HAMMER	
Schon die Zeitgenossen priesen und schmähten ihn.	142
WOLFGANG SCHLOTT	
„Suche nach den eigenen Wurzeln“	145
KLAUS HAMMER	
Die Selbstinszenierung eines Dichters	147
ANNA WARAKOMSKA	
O adaptacjach scenicznych <i>Procesu</i> Franza Kafki w Polsce	151

Informacje

NILÜFER KURUYAZICI	
Istanbul als Europäische Kulturhauptstadt 2010	156

Polemika

WITOLD NAWROCKI	
Polski mit Ziem Zachodnich	159

Artykuły

Manfred Durzak

Freiwillig zur SS. Eine literarische Spurensuche bei Günter Grass, Hans Egon Holthusen und Uwe Timm^{*}

Die Vätergeneration, die Tätergeneration,
lebte vom Erzählen und Verschweigen.
(Uwe Timm, *Am Beispiel meines Bruders*, S. 102)

I. Als Günter Grass im Herbst 2006 seine Leser mit der lange zurückgehaltenen Nachricht überraschte, er habe, damals ein siebzehnjähriger junger Soldat, als Mitglied der Waffen-SS in der SS-Panzerdivision Frundsberg an der russischen Front gekämpft, ging nicht nur eine Erschütterung durch die deutsche Öffentlichkeit, sondern durch die literarisch interessierte Öffentlichkeit weltweit. Das Entsetzen, das diese Nachricht auslöste, wurde nicht durch das historische Faktum an sich wachgerufen, sondern durch das sechzigjährige Verschweigen dieser Tatsache. Und dies um so mehr, als Grass seit der Veröffentlichung der „Blechtrommel“ 1959 zum unermüdlchen literarischen Advokaten der nach

dem Krieg neu entstandenen deutschen Demokratie geworden war und zu einem der schärfsten Ankläger der belastenden politischen Erbschaft des Nationalsozialismus, die er unermüdlch in seinem Erzählwerk und im öffentlichen politischen Diskurs anprangerte. Nach dem Tode von Heinrich Böll wurde er zur Repräsentationsfigur des moralisch vorbildlichen guten Deutschen, dessen Wort auch in der internationalen Öffentlichkeit Gewicht hatte. Freilich hat das mitunter rechthaberisch Eifernde seiner Haltung, mit der er moralische Zensuren verteilte und gelegentlich auch scharfrichterlich agierte, nicht selten auch zu anderen Einschätzungen geführt:

So zeigt sich gerade [...] eine der Eigenschaften, mit denen Grass am meisten genervt hat: Größenwahn. Er gerierte sich als allzuständiger Aufsichtsratsvorsitzender der Partei [SPD]. Man kann das

^{*}Erstmals gehalten als Vortrag auf dem Kairoer 2. Internationalen Germanisten-Kongress „Wege über Grenzen. Perspektiven der Germanistik“ am 2.-4. April 2007 (bisher unveröffentlicht).

getrost auf das ganze Land übertragen. Grass gab sich als moralischer Aufsichtsratsvorsitzender der Bundesrepublik Deutschland.¹

Unter diesem Aspekt bietet sich eine aktuelle Parallele zu Grass an: Der vom Papst im Januar 2007 zum Nachfolger des Kardinals Józef Glemp ernannte neue Erzbischof von Warschau Stanisław Wielgus mußte auf Grund seiner bisher geheimgehaltenen Spitzeltätigkeit für den polnischen Geheimdienst während der kommunistischen Zeit nach anfänglichem Leugnen eingestehen, daß er informeller Mitarbeiter gewesen ist. Drei Tage nach seiner Einführung hat er sein Amt quittiert, da die polnische Öffentlichkeit es nicht akzeptieren wollte, daß das moralische Aushängeschild der polnischen katholischen Kirche eine solche belastete Vergangenheit hat. Hätte Grass eine vergleichbare institutionelle Position eingenommen, als Präsident einer Akademie oder als Vorsitzender des Schriftstellerverbandes beispielsweise, wäre ein ähnlicher Schritt denkbar für ihn. Seine eigene Haltung in dieser Angelegenheit ist freilich ganz anders, wie er in einem Interview mit dem Nachrichten-Moderator Ulrich Wickert bekannt hat:

¹ So der „Spiegel“ in seiner Grass-Titelgeschichte „Fehlbar und verstrickt“ (in: Der Spiegel Nr. 34 v. 21.8.06) die er der Enthüllung seiner SS-Zugehörigkeit widmete (S. 46-66, Zitat S. 49). Das ingeniose Titelbild zeigt Grass im Matrosenanzug Oskar Matzeraths unter der Überschrift „Spätes Bekenntnis eines Moralapostels“, der freilich keine Blechtrommel bearbeitet, sondern einen mit dem Runenzeichen der SS versehenen Stahlhelm. Auffällig ist, daß diese Titelgeschichte nicht von einem einzigen Spiegel-Journalisten gezeichnet ist, sondern offenbar von der gesamten Kultur-Redaktion (insgesamt erscheinen 15 Namen).

Nur, was ich jetzt, zur Zeit, erlebe, das soll mich zu einer Unperson machen und all das im Nachhinein infrage stellen, was mein späteres Leben ausgemacht hat, und dieses spätere Leben war unter anderem auch von dieser Scham gezeichnet und von einem permanenten Versuch, der bis heute nie aufhören wird.²

Der Göttinger Steidl Verlag, Hausverlag von Grass seit einigen Jahren, versucht diesen Pressewirbel im Sinne Grass' zu kanalisieren und hat für das Frühjahr 2007 den Band „Ein Buch, ein Bekenntnis“³ angekündigt. Der Herausgeber Martin Kölbel gibt diesem Band die Feststellung auf den Weg:

Im Brennpunkt des Interesses stand vor allem eine der mitgeteilten Neuigkeiten: Grass war als Siebzehnjähriger Panzerschütze bei der Waffen-SS gewesen. Wochenlang standen sich in den Medien Verteidiger und Ankläger gegenüber und verstrickten sich in einen hitzigen Disput um die richtige Moral. Die einen würdigten die Verdienste des politisch Aktiven, andere sahen dessen Renommee nachhaltig beschädigt, dritte unterzogen die Rückkehr der Vergangenheit einer sachlichen Analyse.⁴

² „Es war mir immer präsent“, in: Der Spiegel Nr. 34 v. 21.8.06, S. 67-68, Zitat, S. 68. Ein solches Statement könnte auch ohne weiteres von Stanisław Wielgus stammen.

³ Hg. von Martin Kölbel. Der Band trägt den Untertitel „Die Debatte um Günter Grass' *Beim Häuten der Zwiebel*“. Der Band ist inzwischen erschienen und enthält eine Fülle als Faksimiles abgedruckte und schwer lesbare Rezeptionsergebnisse auf über 300 Druckseiten. Das Nachwort des Herausgebers „Herdeninstinkte. Über einen Medienskandal als Phänomen von Masse“ (S. 335-356), der sich auf Theoriekonstrukte von Canettis „Masse und Macht“ bezieht, trägt freilich zur Analyse des Vorgangs und seiner Implikationen wenig bei.

⁴ Zitiert nach dem Frühjahrsprospekt 2007 des Steidl Verlages, S. 19.

II. Eine solche sachliche literaturwissenschaftliche Analyse sei im folgenden versucht. Ich vergleiche in meinen Ausführungen Grass' literarischen Umgang mit dem Eingeständnis seiner SS-Zugehörigkeit mit der literarischen Vorgehensweise von zwei anderen deutschen Autoren, die sich gleichfalls mit dieser belasteten Vergangenheit auseinandergesetzt haben. Der eine, Hans Egon Holthusen, der als Lyriker, Essayist und Literaturkritiker in der Nachkriegszeit eine herausgehobene Rolle im deutschen Literaturbetrieb gespielt hat, war, einige Jahre älter als Grass, auch ein direkt Betroffener wie Grass und als junger Mann gleichfalls in die Waffen-SS eingetreten. Holthusen ist 1966 an die Öffentlichkeit gegangen und hat in seinem Essay „Freiwillig zur SS“⁵ die Umstände und Gründe für seine damalige Entscheidung zu erläutern versucht. Mein anderes Beispiel ist der Autor Uwe Timm, ein Autor, der in der Aufbruchbewegung der Studentenrevolte in den sechziger Jahren zu schreiben begann und inzwischen zu einem der profiliertesten deutschen Erzähler in der Generation der Sechzigjährigen geworden ist. Bei Uwe Timm ist der politische Sündenfall „freiwillig zur SS“ Teil der Familiengeschichte, die er in seiner Erzählung „Am Beispiel meines Bruders“⁶ aufgearbeitet hat. Sein sechzehn Jahre älterer Bruder Karl-Heinz trat im Dezember 1942 achtzehnjährig als „Panzerpionier in die SS-Totenkopfdivision“ (S. 15) ein. Er starb, schwerverwundet – er hatte beide Beine verloren – in Oktober 1943 bei den Kämpfen mit der russischen Ar-

mee in der Ukraine. Anhand der wenigen überlieferten Zeugnisse dieses Bruders – der Briefe, die er vor allem an den Vater schrieb, des knappen Tagebuchs, das er führte, der wenigen Fotos, die überliefert wurden – versucht der Erzähler die Geschichte dieses jungen SS-Mannes, der zugleich sein Bruder war, in einem schmerzhaften erzählerischen Erinnerungsprozeß zu rekonstruieren.

Wenn ich diese Texte im folgenden vergleichend nebeneinander stelle, bin ich mir bewußt, daß sie auf unterschiedlichen Ebenen geschrieben wurden: bei Holthusen ein autobiographischer Essay, der die dargestellten historischen Sachverhalte mit dem Anspruch der Überprüfbarkeit ausbreitet; bei Grass hingegen ein autobiographisches Erzählen, das die eigene Entwicklungsgeschichte bis in die Phase seiner dreißiger Jahre mit prägnanten historischen Details und fabulierenden Abschweifungen immer von der eigenen Gegenwartsposition aus entwirft, wobei der Eintritt in die Waffen-SS eher zur Einzelepisode des pikaresken Lebensentwurfes schrumpft; bei Uwe Timm das mühsame erzählerische Herantasten an die Beschädigungen der eigenen Familiengeschichte, in der sich die historischen Mechanismen der Zeitgeschichte auswirken, am deutlichsten ausgeprägt im Schicksal des Bruders, in dem sich Tötung und Opfertum auf eine für die Kollektivgeschichte der Deutschen bezeichnende Art schwer entwirrbar verknüpft haben. Diese Gattungsunterschiede im jeweils literarischen Umgang mit der damaligen Zeitgeschichte machen andererseits deutlich, daß eine primär ästhetische Perspektive diesen literarischen Texten

⁵ In: „Merkur“ XX/10 (Oktober 1966), 921-939.

⁶ Köln 2003.

nicht gerecht werden kann. Vielmehr ist die Wahrhaftigkeit entscheidend, mit der die Fragwürdigkeit des historischen Skandalons schreibend sichtbar gemacht wird, die Ehrlichkeit, zu der der einzelne Autor sich jeweils im Schreibprozeß zwingt. Diese Ehrlichkeit steht keineswegs im Widerspruch zur Komplexität des historischen Verhaltens, das sich sicherlich nicht einfach im Kategorisierungsschema von gut und böse auflösen läßt. Holthusens Bekenntnis ist, wie gesagt, 1966 erschienen. 1969/70 hat Grass, wie der junge Freiburger Historiker Torben Lütjen bei der Arbeit an einer Biographie Karl Schillers herausfand, in Briefen an den führenden SPD-Politiker der sechziger Jahre, der während der NS-Zeit Mitglied der SA war, gemahnt:

Ich möchte Sie [...] unumwunden bitten, bei nächster Gelegenheit – und zwar in aller Öffentlichkeit – über Ihre politische Vergangenheit während der Zeit des Nationalsozialismus offen zu sprechen [...] Ich hielte es für gut, wenn Sie sich offen zu Ihrem Irrtum bekennen wollten. Es wäre für Sie eine Erleichterung und gleichfalls für die Öffentlichkeit so etwas wie eine Wohltat eines reinigenden Gewitters.⁷

Diese Aufforderung ist unfreiwillig an Grass' eigene Adresse gerichtet und löst, bezogen auf den Schreiber, wohl mehr als Kopfschütteln aus. Holthusens Beispiel hat Grass' eigenem Bekenntnis damals nicht den Weg bereitet, sondern wohl indirekt sein Ver-Schweige-Gelübde noch verstärkt. Denn das öffentlich gemachte Bekenntnis Holthusens wurde nicht im Zeichen von Zivilcourage als Zeugnis einer gebrochenen Biographie⁸

aufgenommen, sondern als Beschädigung seines öffentlichen Ansehens als Literat empfunden. Seine Lyrik, die auf das Wohlwollen Gottfried Benns gestoßen war, seine literaturkritischen Essays, in denen er als Stichwortgeber für manche Facetten der damaligen literarischen Diskussionen fungierte und die in viele Sprachen übersetzt worden waren, und seine konservative Grundhaltung wurden damals im Lichte seines Bekenntnisses auf ideologische Krankheitskeime abgesehen. Dieser Bruch in seiner literarischen Laufbahn war sicherlich mit daran beteiligt, daß er seine letzten Berufsjahre quasi im Exil als Hochschullehrer an der Northwestern University in der Nähe von Chicago verbrachte.

Als Holthusen 1933 in die SS eintrat, war er nur geringfügig älter als Grass, der freilich für sich in Anspruch nimmt, ein dummer, ideologisch verblendeter Junge gewesen zu sein, der ihm selbst inzwischen völlig fremd geworden sei. Diese Infantilisierung der eigenen Person wirkt freilich als Abwehrgeste und indirekte Einforderung einer Unschuldsvermutung für einen Halbwüchsigen, wie auch das Bild der zu schälenden Zwiebel, hinter deren einzelnen Häuten kein Kern und damit kein eigentlicher Inhalt zu finden ist, eine allzu gefällige Hilfskonstruktion für die Unzuverlässigkeit der menschlichen Erinnerung ist, über die es an einer Stelle abfällig heißt:

„Da mir dem Kind einer Familie, die nach Kriegsende vertrieben wurde, [...] kein Nachlaß aus Jugendjahren zur Hand ist, kann nur die fragwürdigste aller Zeuginnen, die Dame Erinnerung, angerufen werden, eine launische, oft unter Migrä-

⁷ Zitiert nach der FAZ v. 29.9.2006.

⁸ Vgl. dazu die Darstellung Holthusens durch Esther Hirsch, in: „Hildesheimer Lite-

raturlexikon von 1800 bis heute“, hg. v. Dirk Kemper, Hildesheim 1996, S. 109-113.

ne leidende Erscheinung, der zudem der Ruf anhängt, je nach Marktlage käuflich zu sein.“ (S. 64)

Sind das nicht eher Verhüllungsge-
sten als bußfertige Anstrengungen einer
Erinnerungsarbeit, die die eigenen
Unzulänglichkeiten eingesteht? Sich bei
einem solch einschneidenden Ereignis
wie dem Entschluß, sich zur Front zu
melden, auf die jugendliche Unbedacht-
heit eines Siebzehnjährigen und die Un-
zuverlässigkeit der menschlichen Erin-
nerung herauszureden, wirkt verstörend.
Grass als der unmittelbar Betroffene
kann nicht eine Situation für sich in
Anspruch nehmen, die für den Erzähler
Uwe Timm ganz selbstverständlich gilt.
Von dem achtzehnjährigen Bruder Karl-
Heinz, der sich freiwillig zur SS meldete,
sind nur wenige Zeugnisse überliefert.
Die Spurensuche des Erzählers Timm
versucht, diesen zur fremden Schatten-
figur gewordenen Bruder in seine eigene
Wahrnehmung zurückzuholen und die
Frage zu beantworten, warum er diesen
Weg eingeschlagen hat und ob dieser
Weg von jenen Indizien gesäumt ist, die
die SS zu einer kriminellen Organisati-
on im Dritten Reich gemacht haben.

Dieter Wellershoff, wenige Jahre äl-
ter als Grass, hat sich mit zwanzig Jah-
ren ebenfalls freiwillig gemeldet und in
seinem Buch „Der Ernstfall. Innenan-
sichten des Krieges“⁹ über die Gründe
berichtet, die seine Entscheidung moti-

vierten: die Flucht aus der schulischen
Monotonie, die Loslösung von einer
sich hysterisch an ihn klammernden
Mutter, eine diffuse Solidarität mit
den vielen Altersgenossen, die vor ihm
diesen Weg gegangen waren. Er spricht
auch über den Vorteil des freiwilligen
Sichmeldens: daß man sich nämlich für
eine Eliteeinheit entscheiden konnte. Er
wählte die Division Hermann Göring
aus, eine „motorisierte Panzergrenadier-
division“ (S. 27), und fügt den Satz an:

- es war jedenfalls nicht die Waffen-SS, die
von einer Aura finsterner Gerüchte umge-
geben war. (S. 27)

Es ist unwahrscheinlich, daß diese
Gerüchte den jungen Grass nicht er-
reicht haben sollten.

Holthusen hat anhand seiner Tagebü-
cher, die er in jenen Jahren geführt hat,
den ideologischen Wirrwarr zwischen
kommunistischer Gedankennähe und
idealistischem Wahn, die Nazis von innen
her widerlegen zu wollen, minutiös als
Motivation aufgeschlüsselt, die seiner Ent-
scheidung zugrunde lag. Hinzu kamen die
Konflikte mit seinem konservativen pro-
testantischen Pfarrer-Vater, der aber kurz
vor seinem Eintritt mit den Nazis von der
Gruppe „Deutsche Christen“, einer

Bande von theologisierenden Falschmün-
zern, die das Wort Gottes mit der frohen
Botschaft des Führers in Übereinstim-
mung (S. 932)

brachten, verfemt wurde und in per-
sönliche Gefahr geriet. Der Eintritt des
Sohnes in die SS, den auch die Fürspra-
che der Mutter als Schutz sah, sollte den
Vater vor dem ideologischen Fegefeuer
bewahren. Daß er nicht der SA beitrug,
sondern der SS, hat er mit einem Anflug
von banaler Eitelkeit begründet:

⁹ Köln 1995. Wellershoff hat sich inzwischen
in dem Beitrag „Die Nachkriegszeit – Anpas-
sung oder Lernprozeß“ (S. 203-219) seines jün-
gsten Essaybandes „Der lange Weg zum Anfang.
Zeitgeschichte, Lebensgeschichte, Literatur“
(Köln 207) mit der Enthüllung von Grass be-
schäftigt und bei aller Zurückhaltung an seiner
Kritik keinen Zweifel gelassen.

Die schwarzuniformierte Organisation mit dem Totenkopffemblem der Schill-schen Offiziere galt als eine Auslese, sie galt als chic, galt als elegant, und darum wurde sie von vielen exklusiv eingestellten Jünglingen bevorzugt, weil sie sich zu fein waren, in der ‚kackbraunen‘ Kluft der SA herumzulaufen. (S. 938)

Das ist einerseits von erschütternder Simplizität, aber andererseits von einer Ehrlichkeit, die für Holthusen künftig zum Stigma wurde. Denn im Gedächtnis der Öffentlichkeit blieb nicht die differenzierte Begründung seines Geständnisses, sondern diese anekdotische Beiläufigkeit, die mit seinem Namen in der Folgezeit verbunden blieb. Grass, der sich ursprünglich zur U-Boot-Waffe meldete, jedoch der Waffen-SS zugeteilt wurde, was er akzeptierte, hat als einen entscheidenden Grund ein ähnliches Motiv genannt:

Der Zwiebelhaut steht nichts eingeritzt, dem ein Anzeichen für Schreck oder gar Entsetzen abzulesen wäre. Eher werde ich die Waffen-SS als Eliteeinheit gesehen haben [...] Die doppelte Rune am Uniformkragen war mir nicht anstößig. Dem Jungen, der sich als Mann sah, wird vor allem die Waffengattung wichtig gewesen sein [...] Auch ging von der Waffen-SS etwas Europäisches aus: in Divisionen zusammengefaßt kämpften freiwillig Franzosen, Wallonen, Flamen und Holländer, viele Norweger, Dänen sogar neutrale Schweden an der Ostfront in einer Abwehrschlacht [...] (S. 126/7)

Die ideologische Blindheit, die sich vom Schein des Elitären und Internationalen verführen ließ, wird sicherlich sichtbar gemacht. Grass hat pauschal auch verschiedentlich eingeräumt, daß er als junger Mensch ein fanatisch überzeugter junger Nazi war, aber man hätte gern gewußt, aus welchen Bestandteilen dieser ideologische Sud sich bei ihm zusammen-

setzte und worin für ihn dessen Verführungskraft bestand. Das, was Holthusen im einzelnen differenziert darlegt, sucht man bei Grass vergebens, der das Ganze in den Nebel einer vermeintlich unzuverlässigen Erinnerung taucht. Das Prinzip der rückhaltlosen Ehrlichkeit wird mit ästhetischen Versatzstücken zugedeckt: der Konstruktion des jungenhaften Ichs, das ihm selbst fremd geworden sei; der Zwiebel-Metapher, die die historischen Umstände eher verkapselt als bloßlegt; der je nach Marktlage beeinflussbaren Dame Erinnerung, der generell nicht zu trauen sei. Die Überlegenheit des seiner erzählerischen Mittel sicheren Autors, der alle Register seines Sprachapparates polyphon dröhnen läßt, überdeckt die historischen Ereignisse mit einem Firnis, der das damit verbundene Skandalon un-freiwillig zu immunisieren versucht. Es wird zugleich als Episode nivelliert im Kontext des erzählerisch vergegenwärtigten pikaresken Lebensentwurfs, in dem das Durchkommen und Überleben allein wichtig ist.

III. Für Uwe Timm ist der Bruder tatsächlich eine weit weggerückte Gestalt, dem er in einer penibel durchgeführten Erzählrecherche am Beispiel seiner schriftlichen Hinterlassenschaft und der Zeugnisse der Familie näherzukommen versucht. Aber er reflektiert zugleich auch den historischen Kontext, die Zeugnisberichte von Primo Levi oder Imre Kertesz und das Buch des britischen Historikers Christopher R. Browning „Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die ‚Endlösung‘ in Polen“¹⁰, das die entsetz-

¹⁰Vgl. S. 103.

liche Arbeit der NS-Tötungsmaschinerie nüchtern registriert. Obwohl Timm nirgendwo in den Briefen oder im Tagebuch des Bruders auf sprachliche Echos des Nazi-Jargons stößt, treibt ihn dabei die Frage um, wie es um dessen mögliche Beteiligung bestellt sein könnte. Es bezeichnet die Wahrhaftigkeit dieses Erzählers, daß er jene wenigen Beispiele benennt, wo ihn Zweifel ankommen. Etwa der briefliche Bericht des Bruders über die Reaktion der Bevölkerung beim Vormarsch in der Ukraine:

Scheinbar haben diese Leute hier unten noch nichts mit der SS zu tun gehabt. Sie freuten sich alle, winkten, brachten uns Obst usw., bisher lag nur Wehrmacht hier in den Quartieren. (S. 92)

Ist das nicht ein indirektes Eingeständnis, daß die SS sich in ihrem kriminellen Vorgehen von der Wehrmacht unterschied? Oder die Tagebuch-Eintragung vom März 1944, die als Schlüsselzitat und Schock-Moment des Erzählers mehrere Male in seinem Text auftaucht:

März 21. Donez. Brückenkopf über den Donez. 75 m raucht Iwan Zigarette, ein Fressen für mein MG. (S. 19)

Der Erzähler Timm stellt diesem Notat einen Briefauszug gegenüber, in dem sich der Bruder über den zerstörerischen Feuersturm im kurz vorher bombardierten Hamburg äußert:

Das ist doch kein Krieg, das ist ja Mord an Frauen und Kindern – und das ist nicht human. (S. 93)

Der Erzähler kommentiert:

Es ist schwer verständlich und nicht nachvollziehbar [...], wie es zu dieser Trennung von human zu Hause und human hier, in Rußland, kommt. Die Tötung von Zivilisten hier normaler Alltag,

nicht einmal erwähnenswert, dort hingegen Mord. (S. 93)

Hat die moralische Schizophrenie hier nicht bereits ihre Signatur im Denken des Bruders hinterlassen?

Das dritte Beispiel findet sich am Ende des Tagebuchs in einer Feststellung, mit der der Bruder seine Aufzeichnungen abbricht:

Hiermit schließe ich mein Tagebuch, da ich für unsinnig halte, über so grausame Dinge wie sie manchmal geschehen, Buch zu führen. (S. 124)

Weisen die grausamen Dinge, die der Bruder hier anspricht, auf seine eigene schuldhaftige Beteiligung hin? Es gehört zur Wahrhaftigkeit dieses Erzählers, daß er diese Möglichkeit offen läßt, daß die grausame Verstümmelung der körperlichen Identität des Bruders mit einer mentalen Vergiftung korrespondieren könnte. Auf einer anderen Ebene gilt das für den Erzähler selbst, der von seiner schmerzhaften Erinnerungsarbeit bis an den Rand eines physischen Schwächezustandes getrieben wird: der beinahe körperliche Kollaps, als er bei einem Besuch in Kiew das Grab des Bruders vergeblich zu finden hofft; der Riß in der Hornhaut eines Auges während des Schreibens, der zu einem schmerzhaften unkontrollierbaren Tränenfluß führt.

Angesichts der Erkenntnisanstrengung dieses Buches „Am Beispiel meines Bruders“, das zugleich in seiner vielschichtig collagierten Form eine prägnante Lebens- und familiäre Herkunftsgeschichte des Autors enthält, mit bewegenden Bildstenogrammen vor allem des Vaters und der Mutter, wirkt das erzählerische Pfauenrad, das der Erzähler Grass in „Beim Häuten der Zwie-

bel“ schlägt, selbstgefällig und unfreiwillig selbstgerecht, wenn er mit dem Satz, er habe keinen einzigen Schuß abgefeuert¹¹, die Unschuldsvermutung eines dummen naiven Jungen beim Eintritt und beim Dienst in der SS für sich beansprucht. Die Feststellung Uwe Timms für die Vätergeneration, man habe zwar pausenlos erzählt, aber das Wichtigste verschwiegen, ist ein Urteil, dem sich auch Grass stellen muß, auch wenn er nicht zu dieser Vätergeneration gehört.

Literaturverzeichnis:

Günter Grass: *Beim Häuten der Zwiebel*, Steidl Verlag, Göttingen 2006

¹¹Vgl. dazu die Feststellung in der zitierten Spiegel-Titelgeschichte: „Einen Schuss will Grass all die Wochen nie abgefeuert haben, was der Historiker Hans-Ulrich Wehler für ‚ganz unwahrscheinlich‘ hält.“ (S. 62) In diesem Zusammenhang ist auch der ironische Hinweis zu sehen, daß Grass ja als Ladeschütze im Panzer fungierte, während allein der Richtschütze die Waffe bediente. Aber läßt sich das Nachladen des Geschützes als Tätigkeit ansehen, die den Betroffenen von dem Tötungsmechanismus des Krieges ausnimmt?

Volker Hage, Matthias Matussek u.a.: „Fehlbar und verstrickt. Das späte Waffen-SS-Geständnis von Günter Grass“, in: *Der Spiegel* Nr. 34 v. 21.8.2006, S. 46-66

Martin Kölbl: *Ein Buch, ein Bekenntnis. Die Debatte um Günter Grass*, „Beim Häuten der Zwiebel“; Steidl Verlag, Göttingen 2007

Hans Egon Holthusen: „Freiwillig zur SS“, in: *Merkur* 223 XX. Jg., H. 10 (Oktober 1966), S. 921-939

Uwe Timm: *Am Beispiel meines Bruders*, Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2003

Esther Hirsch: „Hans Egon Holthusen“, in: *Hildesheimer Literaturlexikon von 1800 bis heute*, hg. v. Dirk Kemper, Georg Olms Verlag, Hildesheim 1996, S. 109-113

Dieter Wellershoff: *Der Ernstfall. Innenansichten des Krieges*, Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 1995

Dieter Wellershoff: *Der lange Weg zum Anfang. Zeitgeschichte, Lebensgeschichte, Literatur*, Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2007

Norbert Honsza

Nobel Literacki 2009

Kolejna pomyłka czy epokowy werdykt?

Kiedy w 1999 roku Literacką Nagrodę Nobla otrzymał Günter Grass, media atakowały mnie prośbami o komentarz, co z przyjemnością uczyniłem, bowiem sprawa była prosta: spóźnioną nagrodę otrzymał pisarz wybitny i zasłużony, również dla dialogu polsko-niemieckiego.

Kiedy w 2004 roku nagroda przypadła austriackiej pisarce Elfriedzie Jelinek, postawiłem prowokacyjne pytanie: Who is this Jelinek? Przy tegorocznej nagrodzie dla niemieckiej autorki Herty Müller – przyznając – byłem nieco bezradny, a uczucie to, jak się przekonałem na niedawno zakończonym Kongresie Interkulturelle Germanistik w Stambule, dzieli ze mną wielu wybitnych germanistów i krytyków z kilku kontynentów. Marcel Reich-Ranicki w ogóle nie chciał na jej temat rozmawiać.

Ale po kolei. To najbardziej prestiżowe w świecie wyróżnienie od zarania owiane było mgiełką tajemnicy i kontrowersyjnością decyzji. Przypomnę fakty, o których w przeszłości pisano do znużenia. Nagrody nie otrzymali tacy pisarze jak Lew Tołstoj, August Strindberg, Emil Zola, Franz Kafka, Bertolt Brecht, Max Frisch, Alberto Moravia i dziesiątki innych godnych nobilitacji autorów. Natomiast często wyróżniono epigonów (Sully Prudhomme, Paul Johann Ludwig von Heyse), pisarzy ocierających się o literaturę trywialną (John Galsworthy,

Pearl S. Buck). Niewiele brakowało, by otrzymała ją również autorka superkiczu *Przemięło z wiatrem* – Margaret Mitchell. W tym kontekście nagroda dla Elfriede Jelinek wcale nie była tak bulwersująca, zaś na gorąco wypowiedzane oceny – trochę niesprawiedliwe. Pisano bowiem, że para się pornografią, używa plugawego języka, zapominając równocześnie, co kryje się pod mieszczańską fasadą. A przecież w jej twórczości dostrzec można rewoltę seksualną oraz głośne „nie” wobec płytkiej kultury masowej, którą zresztą umiejętnie parodiuje. Na początku 2005 roku, w wywiadzie z Ewą Jabłońską podzieliłem się na gorąco następującą refleksją:

Nagrodę otrzymała zasłużenie i bajdurzenie, że cały świat był tym werdyktem zaskoczony, jest po prostu zwykłym nadużyciem, bowiem przytomny czytelnik oraz rzetelny krytyk literacki nie mogli być zaskoczeni tą decyzją. Ojczyzna walców, niebieskiego Dunaju i operetek Straussa ma nareszcie również (obok od 1989 roku nieżyjącego już Thomasa Bernharda) wściekłą na współczesny chłam moralistkę.

Tak optymistycznej oceny nie mogę niestety wystawić tegorocznej laureatce niemieckiej – Hercie Müller. Zresztą z wielu powodów, które niżej przedstawię.

Na dziesięć przewertowanych słowników i informatorów literackich Herta Müller jest nieobecna w siedmiu, co oczywiście jeszcze o niczym nie świadczy, ale włącza lampkę ostrzegawczą.

Urodziła się w 1953 roku w Nitzkydorf, w niemieckojęzycznej enklawie rumuńskiej. Matka spędziła kilka lat w radzieckim gułagu, ojciec służył w niemieckiej formacji Waffen SS jako kierowca ciężarówki. „Mój ojciec był esesmanem i alkoholikiem. Początkowo wymykał się mojej miłości przez to, że prawie nigdy go nie widziałam, a kiedy wieczorem się pojawiał, był pijany. Natomiast po latach, kiedy dotarła do mnie ta historia z SS i całe uwikłanie mniejszości niemieckiej w narodowy socjalizm, utrudniło to moją miłość do niego. Po pijaku śpiewał nazistowskie piosenki”. Studiowała germanistykę i filologię rumuńską. Pracowała jako nauczycielka i tłumaczka. Odmówiła współpracy z tajnymi służbami Securitate i była permanentnie szykanowana. W 1987 roku pozwolono jej wyjechać do Berlina, ale przyklepiono etykietkę tajnego współpracownika (pseudonim – Cristina). Ta infamia wlokła się za nią przez pierwsze lata pobytu w Niemczech.

Stereotypowy wręcz zyciorys niewielkiej – jak pisała „Süddeutsche Zeitung” – pisarki. Zajęła się z ogromną determinacją opisem ludzkich zachowań oraz działalnością służb w państwie totalitarnym. Traumą przesłuchań, podsłuchów i listów z pogróżkami zabrała do nowej ojczyzny, gdzie początkowo nie czuła się najlepiej, bowiem świadectwo emigrantki z komunistycznej utopii budziło często wątpliwości. Niewątpliwie udało się jej oddać epokę rumuńskiego komunizmu z owym specyficznym groteskowym nadęciem, które jakby od niechcenia niszczyło ludzi.

Herta Müller porusza się wyłącznie w mroku. Jeżeli ta tematyka jest w

Sztokholmie priorytetowa, to pozostało jeszcze kilka krajów, mających podobne doświadczenia – czekamy więc na kolejne nagrody z Czech, Bułgarii, Albanii, może Polski, a nawet z Niemiec (prześladowania w NRD były wyjątkowo wyrafinowane). Zostawmy jednak tę szczyptę ironii na boku.

Tegoroczna laureatka Literackiej Nagrody Nobla nie należy do czołowych postaci współczesnego życia literackiego w Niemczech. Jaką gorzyc i smak porażki muszą odczuwać, będący od wielu lat na tzw. krótkiej liście znakomici pisarze, jak: Siegfried Lenz, Hans Magnus Enzensberger, Christa Wolf czy Martin Walser? To niemieccy autorzy, a co z Philippem Rothem, Amosem Ozem i stu innymi świetnymi autorami, którzy nie znajdują uznania u członków Akademii Szwedzkiej? Trochę tych pomyłek za wiele, zatem nasuwa się pytanie, czy Literacka Nagroda Nobla jest wyrazem osobistych gustów i preferencji jurorów w Sztokholmie, czy może jednak próbą uhonorowania pisarza najwybitniejszego w danym roku?

Akademia była podobno zachwycona, że Herta Müller ukazuje „pejzaże bezdomności”, ale znacznie lepiej przedstawili je, co autorka wręcz w jednym z wywiadów przyznaje, Jean Amery, Imre Kertész, Warlam Schalamow czy Primo Levi. Autorka uprawia mimo wszystko specyficzny masochizm, a jej wynurzenia są wyłącznie „grą wariantów” własnych przeżyć. Brutalny totalitaryzm kładzie się długim cieniem na prozie, niemal pozbawionej fikcji literackiej.

Jej pierwsza powieść *Niederungen* (Niziny) ukazała się w Bukareszcie w 1982 roku, w ocenzurowanej wersji. Opisuje wiejskie

życie niemieckiej mniejszości w Banacie: ograniczony, nietolerancyjny i anachroniczny światek, pełen zabobonów i kompleksów. Owa „kronika wiejska” wywołała wielkie oburzenie ze strony tzw. „szwabów banackich” i wzmogła zainteresowanie służb specjalnych osobą pisarki.

Miniatury prozą *Barfußiger Februar* ukazały się, kiedy z mężem Richardem Wagnerem, również pisarzem, czekali na dokumenty emigracyjne. Tom podejmuje problematykę konformizmu, wszechpanującej korupcji oraz kultu jednostki (Ceausescu – ojciec wszystkich zmarłych). Powieść *Der Fuchs war damals schon der Jäger*, 1992 (*Lis już wtedy był myśliwym*) przyjęto z mieszanymi uczuciami: entuzjazm przeplata się z krytyką dotyczącą m.in. fragmentaryzacji przeżyć osobistych oraz przeladowanej metaforyki. Leitmotywem kolejnych utworów: *Herztier (Serciątko)*, *Heute wär ich mir lieber nicht begegnet (Dziś wolałabym siebie nie spotkać)*, *Der fremde Blick oder Das Leben ist ein Furz in der Laterne* – jest dyktatura i Securitate, zaś ostatnia powieść – *Atemschauckel*, 2009 – poświęcona jest gułagowi, ale nie opiera się na konfrontacji z reżimem w Rumunii, lecz na doświadczeniach z gułagu niedawno zmarłego Oskara Pastiora.

Znana dziennikarka i recenzentka z *Die Zeit*, Iris Radisch ocenia ten ostatni utwór bardzo brutalnie. Czy powieści o gułagu dadzą pisać się z drugiej ręki? – pyta. Czy to, co prezentuje Herta Müller, nie jest kiczem? Zarzuca autorce płytkość spostrzeżeń oraz nadużywanie antropomorfizmów: „Światło samo ogląda się w ustach”; „głód siedzi przed talerzem i żre”. Próba jej lirycznej ekspresji, notabene ekspresjonistycznej proweniencji, pisze Radisch – jest mdła, słodkawa oraz

infantylna: „Słońce wzniosło się tego poranka niczym czerwony balon”; „na niebie nad obozem zawisł księżyc niczym szklanka zimnego mleka”. To jest upudrowana proza, niczym sztuczny śnieg, grzmi recenzentka.

Nie do końca podzielam tę ostrą diagnozę, ale niewątpliwie wpadła Herta Müller w sidła własnych (traumatycznych) wspomnień, transponując pewne mary i wizje do gułagu, o którym powiedziano już prawie wszystko i „podgrzewanie” tej tematyki sztucznym liryzmem mija się z celem.

W *Zeit Online: Literatur* można przeczytać obszernie dywagacje Herty Müller o jej obecnych wyjazdach do Rumunii, o dalszych inwigilacjach, podsłuchach w hotelach, spotkaniach z „dziwnymi” ludźmi, sposobach kompromitowania jej, kłopotach z zachodnioniemieckim kontrwywiadem, zerwanych wieloletnich przyjaźniach i wyjątkowo obrzydliwej roli Landsmannschaftów, tkwiących po same uszy w tajniackim błocie. Wyraźnie wyczuwa się, iż to mania przesładowcza prowokuje pisarkę do próbek literackich. Jest to jednak na dłuższą metę nudne i pachnie emocjonalnym automatyzmem.

Trudno mi będzie te luźne dywagacje o tegorocznej noblistce zamknąć jakąś optymistyczną klamrą. Wydaje się, że – podobnie jak w przypadku Dario Fo, Gao Xingjiana oraz Elfriedy Jelinek – wokół Herty Müller roztaczają się jakieś niemiłe „zapaszki polityczne”. Swego czasu, w odniesieniu do Bertolta Brechta – by pozostać przy tym jednym przykładzie – było to dla Akademii Szwedzkiej przeszkodą. Herta Müller miała więc szczęścia, również w ocenie jej atutów literackich.

Witold Nawrocki

Spór o Hamsuna

1. Krąg się zamknął, ale życie toczy się dalej¹

„Za sto lat wszystko będzie zapomniane” – tak sędziów w Grimstad z wielką pewnością siebie, ale – jak się okazało – z płonną nadzieją, zapewniał Knut Hamsun w mowie obrończej wygłoszonej 16 grudnia 1947 roku². Z upływem czasu w niepamięć – zdaniem wielkiego pisarza – miano puścić wszystko, co o nim powiedziano z gniewem, nienawiścią i pogardą podczas powojennych rozrachunków z norweskimi kolaborantami oskarżonymi o zdradę narodu i działania przeciw interesom państwa.

Słowa te – wielu słyszało w nich akcenty aroganckie – padły podczas procesu, jaki wytoczono Hamsunowi na podstawie specjalnego dekretu emigracyjnego rządu z grudnia 1944 roku. Uznano w nim za zdradę kraju przynależność po 8 kwietnia 1940 roku do *Nasjonal Samling* (Jedność Narodowa), partii Vidkuna Quislinga oraz do oddziałów zbrojnych walczących po stronie niemieckiej (*Den*

norske Legion, Standarte Nordland). Będąc jednym z 27 943 Norwegów oskarżonych na podstawie tegoż dekretu, poczuł się zagrożony jako obywatel, bo, jak twierdził, przez powojenne lata naruszano jego prawo do wolności wyrażania opinii i był politycznie dyskryminowany, bowiem rozpętano przeciwko niemu nienawistną kampanię prasową. Prowadziła ją przede wszystkim politycznie dominująca prasa liberalno-demokratyczna, domagając się kary więzienia dla „jednego z największych zdrajców”, ale przyłączyła się również pravicowa „Aftenposten”, która tradycyjnie była trybuną publicystyczną Hamsuna (na jej łamach 24 czerwca 1945 roku sędzia Sądu Najwyższego, K. Fr. Brogger, nie czekając na proces, stwierdził, że wina pisarza polegała na „służalczej uniżoności” wobec „niemieckiego barbarzyńcy, Adolfa Hitlera”)³. Natomiast w jego obronie interweniował w norweskim ministerstwie sprawiedliwości sam Wiaczesław Mołotow, niezwykle miłośnik pisarstwa Hamsuna; najpewniej, dobrze wspominał wyrazy podziwu kierowane przez pisarza pod adresem rewolucyjnej Rosji oraz cenił jego ogłębność w wyrażaniu opinii o bolszewikach.

Hamsun do winy się nie poczuwał; nie był członkiem *Nasjonal Samling*, jed-

¹Dwa człony tytułu rozdziału to nazwy dwu utworów: powieść *Ringens sluttet* napisał Hamsun w 1937 roku, powieść *Men Livet lever* pochodzi z 1933 roku.

²Cytat za: Jochen Reiner, op.cit. w przyp. 2, s. 3. Szerzej o procesie: Thorkild Hansen, *Processen mot Hamsun*. Oslo 1978 oraz Knut Hamsun, *Paa gjengrode Stier*, Oslo 1949, wyd. pol. *Na zarosniętych ścieżkach*, tłum. A. Marciniakówna, Poznań 1992.

³<http://osn14.5oweb.com/sal44.html>; WnS –Salon prasowy 42. „Knut Hamsun”.

nak z ruchem Quislinga od dawna łączyła go wspólnota aksjologiczna. Zyskiwał w nim jako pisarz etyczne oparcie; bliskie mu było w politycznym programie partii mocno podkreślane przywiązanie do konserwatywnie pojmowanej wartości rodziny i ziemi, do tradycji Północy, do idei wolnej i wielkiej Norwegii, uznanie szczególnej roli chłopstwa w utrzymaniu patriarchalnej kultury pracy i tradycyjnego ładu moralnego w powszedniej egzystencji, niechęć do nowoczesnej cywilizacji industrialnej uosabianej przez USA i Anglię, obawa przed kupiecką kulturą Albionu, wiara w rolę Niemiec jako tamy przed dominacją angielską w Europie, wreszcie kult wódza, męstwa, indywidualności. Wspólnota wartości zbliżała też Hamsuna do mitologii narodowego socjalizmu; jej zwornikami były: konserwatywna wrogość wobec wielkiego kapitału i koncernów, obrona interesów drobnych posiadaczy uosobiona w męstwie chłopca-wojownika respektującego nakazy krwi i ziemi, poczucie nordyckiej misji w budowie nowej Europy przeznaczonej dla ludzi silnych, mężnych i – jak wikingowie – wiernych.

Nie musiał wstępować do *Nasjonal Samling*, aby sympatyzować z Vidkunem Quislingiem i swoim przykładem zachęcać norweskich chłopów, potomków Wikingów, do poparcia idei Wielkiej Norwegii (*Nodrjõimperium*). Nie musiał też uczyć się u niemieckich narodowych socjalistów niechęci do Anglii, do industrialnej kultury opartej na kapitalistycznej modernizacji, do nowoczesności budowanej na władztwie pieniądza. To, co mówił i pisał o tych sprawach, było na wskroś rodzimym skandynawskim produktem i to w znacznym stopniu jego

własnym, o czym liberalni demokraci norwescy wtedy i potem chętnie zapominali, oskarżycielsko twierdząc, że biernie przejmował idee nazistów⁴.

Wielu Norwegów nie miało wątpliwości, że Hamsun powinien stanąć przed sądem i zapłacić wedle specjalnie ustanowionego dekretu wysokie odszkodowanie za krzywdy wyrządzone Norwegii. Skazywano bowiem nie wprost na konfiskatę majątku lub karę finansową, ale eufemistycznie orzekano o wysokości odpłaty za szkodliwe słowa i czyny (nawet za szkody moralne, stosując się do reguł rynkowej demokracji, jak kąśliwie zauważył Thorkild Hansen)⁵. Według tego szczególnego prawa sądzono wielu kolaborantów, długo jednak nikt otwarcie nie śmiał postawić przed sądem samotnego, chorego, głuchego starca, który był dogasającą legendą Północy. On sam był przekonany, iż władze czekały na jego śmierć, która rozwiązałaby problem, jaki stanowił...

Najpierw więc zastosowano wobec Hamsuna areszt domowy (poczynając od 2 maja 1945 roku, miał trwać 30 dni), potem przed wyznaczonym terminem oraz bez stwierdzenia jakiegokolwiek choroby przeniesiono go 14 czerwca na oddział zakaźny szpitala w Grimstad. Nieco wcześniej osadzono w więzieniu dla kobiet w Arendal jego żonę Marię, uwięziono obu synów (Tore kierował wydawnictwem *Gyldental* i był autorem książki o ojcu⁶ wydanej w Niemczech,

⁴ Por. R. Hevins, *Quisling: Prophet without Honour*, London 1965, a także nowsze prace Frederika Hansa Dahla.

⁵ Por. F. Fröhlich, *Proces proti Hamsunowi* [w:] www.huldra.cz/no/c-hamsproc.htm.

⁶T. Hamsun, *Mein Vater*, Leipzig 1940

Arild, ochotnik w *Standarte Nordland* pełnił funkcję korespondenta wojennego na froncie wschodnim, trafił do obozu w Grini). Z Grimstad pod strażą przewieziono pisarza do domu opieki dla starców w Landviku, gdzie miał oczekiwać na rozprawę sądową wyznaczoną na 22 września. Wobec braku dowodów winy oskarżonego, który odrzucił zarzut przynależności do N.S. Quislinga, rozprawę przełożono na 15 listopada. Jednak znacznie wcześniej, na długo (X 1945-II 1946) i całkiem niepotrzebnie, zamknięto go w klinice psychiatrycznej w Vidern pod Oslo. Tutaj zespół lekarski prof. Gabriela Langfelda po przeprowadzeniu poniżających badań sformułował raczej dyskusyjną diagnozę o trwającym ciągle procesie degradacji mentalnej oraz o postępującym nieuchronnie osłabieniu władz duchowych osiemdziesięciosześcioletniego pacjenta⁷; chorobę umysłową wykluczono. Hamsun – znowu pod strażą – powrócił do Landviku. A stamtąd po prawie trzech latach oczekiwania, przewieziono go w grudniu 1947 roku do sądu w Grimstad na rozprawę.

W sentencji wyroku z 16 grudnia uznano pisarza winnym głoszenia szkodliwych dla narodu poglądów, a stopień zagrożenia wyceniono na prawie pół miliona koron norweskich, co było równoznaczne z pozbawieniem go całego majątku. Nawet to nie osłabiło jednak podejrzeń norweskich patriotów, iż władze otoczyły pisarza specjalną ochroną. Dyskusja w sprawie Hamsuna nie została zamknięta, zaś anegdota podniosła

⁷ Idiom „trwale osłabienie władz duchowych” funkcjonuje w ironicznym kontekście we współczesnym języku norweskim.

do symbolicznej rangi fakt prowadzenia procesu w półmroku lamp naftowych; w Grimstad brakło wtedy elektryczności. Na stutysięczną grzywnę została również skazana żona pisarza, Marie Anderson Hamsun (ur. w 1881 r., aktorka). Nadto nie całkiem sprawiedliwie i raczej alibi-cjonistycznie oskarżono ją o manipulowanie mężem oraz wykorzystywanie jego głuchoty dla reglamentacji informacji politycznych (sama była gorliwą nazistką i chętnie rekompensowała brak powodzenia aktorskiego występami recytatorskimi w Rzeszy); dodatkowo uwikłano ją w różne plotkarskie niedyskrecje małżeńskie, które na lata oddaliły ją od męża i groziły rozwodem⁸.

Członkostwa w *Nasjonal Samling* w końcu pisarzowi nie udowodniono, zabrakło pewnych i jednoznacznych dowodów; nosił – co prawda – oznakę partyjną, ale jego nazwisko nie figurowało na listach członków. Jawnie wspierał program partii, ale nie głosował na listę quislingowców, bo z zasady nigdy nie uczestniczył w wyborach, gardząc demokratycznymi procedurami. Bronił swoich poglądów uznawanych za faszystowskie i starał się wyłożyć patriotyczne motywy współpracy okupantem i reżymem Quislinga. Roli starca bezrozumnego i bezwolnego nie dał sobie narzucić, został skazany na bardzo wysoką grzywnę za krzywdy wyrządzone ojczyźnie (425 tys., norweskich koron). Stracił wszystko, czego się dorobił. A choć z tego, co mu w końcu Sąd Najwyższy pozostawił po rewizji wyroku w wyniku odwołania (karę obniżono do 325 tys.

⁸ Por. Sigrid Stray, *Hamsaun-saken* [w:] *Om Knut Hamsun og Nórholm*, red. A. Hamsun, Oslo 1961, s. 79-93.

koron norw.) i co pomogli ocalić ludzie mu życzliwi, mógł skromnie, ale godnie oczekiwać na kres życia w Nórholm, wiejskiej posiadłości nad Skagerrakiem, okazywał gniewne niezadowolenie, iż nie otrzymał we właściwym czasie szansy na jawną obronę.

Ostentacyjnych zaangażowań nie mógł się zaprzeczyć. Zbyt wiele uczynił dla publicznego wsparcia hitlerowskiej władzy okupacyjnej i potępienia norweskiego ruchu oporu, by teraz uniknąć oskarżeń o gorliwą kolaborancką aktywność. W pamięci rodaków przesłoniła ona gesty sprzeciwu wobec represyjnej polityki szefa gestapo i komisarza Rzeszy, Josefa Terbovena. Prośby o złagodzenie twardego kursu wobec Norwegów kierowane do najwyższych władz Rzeszy (m.in. w gniewnej rozmowie z Hitlerem⁹), okazywały się nieskuteczne, co opinia norweska komentowała dla pisarza nieprzyjaźnie, wymawiając mu demonstracyjne popierania Wodza i jego palatynów (szczególnie Goebbelsa, któremu ofiarował medal nagrody Nobla).

Fascynację faszyzmem w stopniu wręcz porażającym polityczną ślepotą, potwierdził spóźnionym o tydzień, za to zgola bałwochwalczym nekrologiem Adolfa Hitlera. Opublikowano go uroczyście w „Aftenposten” wieczorem 7 maja 1945 roku, a więc w dniu ogłoszenia kapitulacji Niemiec. Hamsun z patetyczną nostalgią zęgnął Führera jako bojownika o prawa ludzkości, zwiastu na ewangelii praw wszystkich narodów, największego pośród reformatorów.

⁹Zapis rozmowy w: *Hamsuns polemiske skrifter*, ed. G. Hermundstad, Oslo 1998, s. 267-271, por. też R. Ferguson, *Enigma: The Life of Knut Hamsun*, New York 1987.

Tego już się potem nie dało wyjaśnić rycerską wiernością¹⁰, co nieprzekonująco sugerował w rozmowie z synem. Retoryka, jakiej użył w tej funeralnej laudacji była niewytłumaczalna i dla Norwegów niepojęta. Kilkanaście dni później (25 maja) redakcja „Morgenbladet” ze źle udawanym niepokojem zapytywała: Co z Hamsunem? Donosiła równocześnie, iż po wysłuchaniu komunikatu o kapitulacji Niemiec, pisarz zasłabł. Hospitalizowany w Grimstad, został podobno poddany zabiegowi płukania żołądka.

Nie sugerowano samobójstwa, ale intencja informacji była jasna: pisarzowi dawano do zrozumienia, że taki wariant rozwiązania jego przypadku zostałyby powitany z najwyższym zadowoleniem. Rozstrzygał bowiem kłopotliwą sprawę politycznego procesu i skracał oczekiwanie na wyrok. Gdyby do zamachu samobójczego nie doszło, liczono na deheroizacyjny efekt, jaki powinna wywołać wiadomość o okolicznościach upadku norweskiej legendy literackiej.

Jak wiemy, Hamsun złożonej mu oferty nie podjął. Na przekór wszystkim, żył i miał się coraz lepiej. Władze norweskie natomiast długo nie wiedziały, jaką strategię postępowania zastosować wobec pisarza, którego niedawno podziwiali Masaryk, Schönberg i Einstein, Hemingway uważał za wzorzec stylu, Henry Miller za mistrza, który ustrzegł go przed samobójstwem, a wielu wyznawców jego talentu w ojczyźnie i zagranicą nadal sta-

¹⁰Tore Hamsun w książce *Knut Hamsun. Lebensbericht in Bildern*, München 1956 dla wyjaśnienia retoryki oświadczenia-nekrologu, jakiej użył ojciec, posłużył się kategorią „rycerskości”, co oprotestowało wielu polemistów, m.in. F. Fröhlich, a przede wszystkim Thorkild Hansen w głośnym dziele o Hamsunie.

wiało w jednym szeregu obok Mannów, Musila, Hessego, Gide'a, Kafki i Brechta. Już w latach dwudziestych przekładano jego dzieła na 29 języków i powszechnie uważano za ikonę norweskiej literatury oraz rewelatora prozy światowej. Był narodowym dobrem i uznaną wielkością; tym bardziej więc odczuwano zawód, jaki sprawił podczas wojny, zajmując stanowisko skrajnie odmienne niż większość narodu, która opowiedziała się za królem Haakonem VII i legalnym rządem.

W kwietniu 1946 roku Harald Grieg, brat poety i bohatera ruchu antyfaszystowskiego Nordahla Griega, wieloletni wydawca dzieł Hamsuna w wydawnictwie Gyldendal w Oslo (swego czasu za pieniądze Hamsuna wykupiono je z Danii), pisał do swojego czołowego autora, iż mało jest ludzi, których by z równą mocą uwielbiał, ale też nikt go bardziej nie zawiódł. Znaleźli się i pozostaną w śmiertelnie sobie przeciwstawnych obozach¹¹; dla nich nie ma już szansy pojednania. Tak myślało wielu Norwegów; liczne były przypadki palenia, porzucania lub sprzedawania za bezcen dzieł autora, który przez lata był dla rodaków *cause célèbre*, a wskutek błędnych wyborów stał się *bête noir* norweskiej opinii publicznej.

2. Hamsun przed sądem sumienia i narodu

Niczego, co czynił, mówił i pisał mu nie zapomniano, niczego też łatwo nie wybaczone. Nawet jeśli brano pod uwagę, że *grand old man* zwykł wygłaszać ekscen-

tryczne opinie o literaturze¹² i autorytatywnie wyrokować o najróżniejszych sprawach społeczno-politycznych (idealizacja norweskiego chłopstwa, demonizacja Anglii), to musiano uznać, iż tym razem nie chodziło o manifestowanie odrębnego zdania i retoryczne paradoksy, ale o długotrwałą i konsekwentnie stosowaną strategię wspierania polityki nazistowskich Niemiec.

Przypomnijmy najbardziej szokujące fakty: 9 kwietnia 1940 witał niemiecką inwazję na Norwegię, widząc w niej obronę zagrożonej ojczyzny przed zniechęconą Anglią; wzywał rodaków do złożenia broni (jedyne czyn o znamionach zdrady głównej); słał kolejne niemieckie zwycięstwa zbrojne; przemawiał na zjazdach nazistowskich twórców i dziennikarzy w Wiedniu i Monachium; składał wizyty Goebbelsowi, Terbovenowi, Hitlerowi; nawoływał młodych Norwegów do wstępowania do Waffen-SS oraz do pracy dla III Rzeszy; pisarskim autorytetem wspierał Vidkuna Quislinga i hitlerowców, a jako publicysta legitymizował ich władzę. Jego żona – Marie – otwarcie kolaborowała z Niemcami: urzędowała w domu w Nórholm przyjęcia dla oficerów niemieckich, organizowała w Rzeszy wieczory recytacyjne dla kobiet, na których czytała utwory Hamsuna i przekazywała uczestniczkom pozdrowienia w jego imieniu.

Podczas policyjno-szpitalnych przejść oraz oczekiwania na proces w areszcie

¹¹J. Reinert, *Hamsun und die Norwegen* [w:] <http://www.sopos.org/aufsaeetze/3ec9a4d57993da/1.phtml>.

¹² Na przykład, że dramaturgia Ibsena to „zdramatyzowana miazga drzewna”, że Szekspir to „marny psycholog”, a Tołstoj „niemiłosierny głęda”, Maupasant „to tylko mięso”, zaś Gladstone „największe bydło” (por. op.cit. w przyp. 4).

domowym, Hamsun nieoczekiwanie zaczął pisać. Chciał się wypowiedzieć, bronić swoich poglądów i postępowania. Identyfikując swoje postępowanie z programem nietzscheańskiego indywidualizmu i arystokracji, przyznawał sobie prawa szczególne¹³. Przez całe życie wyznawał przekonanie, że są jednostki wyższe, posiadające większe przywileje niż inni i nie miał wątpliwości, że ma prawo tak myśleć o sobie. Nauce Nietzschego o nadczłowieku pozostał wierny nawet podczas nerwowego kryzysu, jakiemu podległ w klinice psychiatrycznej. Potem z arogancką pewnością siebie oświadczył podczas procesu, że własną świadomość tego, co dobre, a co złe, stawia wyżej niż opinie norweskiego społeczeństwa i norweskiego sądu. Taka samowiedza uzasadniała – twierdził – jego głębokie przekonanie o braku winy i nie pozwalała prosić o przebaczenie¹⁴. Nie spodziewał się zresztą amnestii lub uniewinnienia, od dawna o tym agresywnie i arogancko informował władze, natomiast kategorycznie żądał jawnego sądu i prawa do obrony. Gdy je uzyskał, skorzystał z niego bez oglądania się na racje audytorium, przed którym wystąpił.

Relatywnie jasno określił stanowisko, jakie zajmował. Nie zapierał się swoich poglądów. Sugerował jednak, aby w tym, co głosił rozróżnić idee konserwatywne

od tych, które wyrażał jako norweski patriota. Jako konserwatysta wypowiadał poglądy które, okazały się zbieżne z ideologią ruchu faszystowskiego i były z naganną dosłownością deklarowane przez niego w manifestach i publicystyce prasowej (gardził demokracją i liberalizmem politycznym, uznawał idee wodzostwa, pangermanizmu, siły i młodości). Jako norweski patriota formułował tezy, których głoszenie nie było łatwe – podkreślał i przypominał – bo zawsze opowiadał się przeciw brutalnym, nazistowskim sposobom sprawowania władzy oraz przeciw lekceważeniu przez władzę III Rzeszy norweskich aspiracji do odgrywania czołowej roli w nowym nordyckim świecie¹⁵. Jako konserwatysta mówił niekiedy to samo, co naziści, ale w celach odmiennie określanych.

Na tym istotnym rozróżnieniu, niechętnie zauważanym, oparł apologetyczną strategię obronną w końcowym przemówieniu sądowym¹⁶. Pełny tekst mowy

¹³ Dr Otto Dietrich, szef prasowy kancelarii Hitlera, we wspomnieniach *Zwölf Jahre mit Hitler* (1955), a także protokolant Ernst Zuchner, potwierdzają stanowcze patriotyczne postulaty Hamsuna zgłaszane uparcie w rozmowie z Hitlerem w Berchtesgaden.

¹⁴ Podczas procesu – jak podaje Christian Gierlóff, *Knut Hamsun egen röst*, Oslo 1961 – zapewniał, że opowiadał się za „pokojową okupacją”, że dał wiarę obietnicy Hitlera, iż Norwegowie zajmą czołowe miejsce w społeczeństwie niemieckim i dlatego napisał w maju 1940 roku odezwę do rodaków, aby złożyli broń, przekonywał, że Niemcy otrzymali od niego mniej niż oczekiwali, że bronił uwięzionych patriotów przed Terbovenem, skazanych na śmierć przed Hitlerem i żądał odwołania namiestnika (s. 140). Podkreślał, że wojnę przeżył w całkowitej izolacji w swojej posiadłości i z tej perspektywy samotna droga, jaką wybrał, wydawała mu się prawidłowa. Był skazany tylko na siebie; nikt

¹³ Sigrid Undset w polemice zarzucała Hamsunowi postrzeganie siebie w wymiarach wielkości, a otoczenia jako rzeczywistości Pigmejów, por. Jochen Reiner, op.cit. Tu widziała korzenie przyszłych związków z faszyzmem.

¹⁴ O nietzscheańskich aspektach pisanej wtedy książki *Po zarosłych ścieżkach* pisze Anne Sabo, *Knut Hamsun in Paa gjengroddde Stier. Joker, Übermensch, or Sagacious madman*, „Scandinavian Studies”, (71) 1999, s. 453-474.

zamieścił w książce *Na zarosłych ścieżkach* (*Paa gjengrodde Stier*), która ukazała się drukiem w 1949 roku po przełamaniu oporów szefa wydawnictwa Gyldendal, Haralda Griega¹⁷ (chodziło mu o ostre personalne ataki na prof. Langfelda) i stała się niewątpliwym sukcesem czytelnym.

3. Sprawa Hamsuna: reaktywacja talentu i spór o idee

Jako świadectwo rachunku politycznego sumienia ten amorficzny tekst – ani dziennik, ani pamiętnik, ani wspomnienie – jest ważny co najmniej z dwu powodów. Pierwszy najtrafniej zdefiniował Tore Hamsun: „Dla mojego ojca rytm życia własnego narodu stał się obcy i dlatego znalazł się w sytuacji bez wyjścia”¹⁸. Książka potwierdzała i wyjaśniała głęboką alienację wielkiego pisarza, ukazywała jego przejmujące, dobrowolne osamotnienie. Drugi – ważny dla każdego entuzjasty pisarstwa autora *Głodu* – sprecyzował Sigurd Hoel¹⁹, lewicowy epik walki podziemnej i przeciwnik polityczny Hamsuna²⁰: „Nato-

mu nie zwrócił uwagi, że nie pisze prawdy, nikt nie dał dobrej rady, jak postępować, choć miał przyjaciół w obu norweskich obozach politycznych (s. 140).

¹⁷ W głośnym filmie Jana Troella *Hamsun* Harald Grieg podczas rozmowy z Marie Hamsun (wielka kreacja Ghity Nórby) uznaje wielkość książki, ale chce ją wydać dopiero po śmierci Hamsuna. „Wobec tego on nie umrze” – oświadcza Marie.

¹⁸ *Knut Hamsun in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, dargestellt von Martin Beheim-Schwarzbach, Hamburg 1958, s. 133.

¹⁹ Cytat za: A. Bogalski, *Hamsun*, Warszawa 1981, s. 80.

²⁰ Por. S. Hoel, *Tanker om norsk dikting*, Oslo 1955, s. 85 oraz A. Brinchman, *Sigurd Evensmo*,

miast jako przejaw talentu książka jest czymś w rodzaju cudu”. Dzieło napisał bowiem od dawna milczący starzec, dając nieoczekiwanie dowód niebywałej jasności umysłu oraz sprawności narracyjnej. Jako pisarz wstawał z popiołów wygasłego talentu, odbudowywał mit o swojej wielkości, dając znak, iż nie przeminęła bez reszty.

Żaden z nich nie przesadzał. Ostatni tekst Hamsuna rzeczywiście stawiał istotne pytania moralno-polityczne, pomagał w sformułowaniu odpowiedzi o powody dramatycznego rozejścia się pisarza z narodem; niewątpliwie był też ważnym faktem artystycznym. Stary mistrz zdobył się w oczekiwaniu na egzystencjalny finał na wielki wysiłek, aby z luźnych notatek, wspomnień i przygodnie spisywanych refleksji skonstruować rozlewną i wielonurtową opowieść autobiograficzną oraz zaproponować niezależny, może nawet świadomie kontrowersyjny projekt wyjaśnienia tego, co w długim życiu pisarz mówił, czynił i pisał.

Powstał tekst niejednoznaczny; narrator Hamsun w rzeczy samej opowiada o sobie, ale najwidoczniej beletryzuje swoje życie. Dlatego narusza zasady biograficznego weryzmu, przekracza granicę dzielącą rzeczywistość od fikcji. Opisuje realne zdarzenia i postacie, ale kreuje obok nich fakty i osoby wymyślone, symboliczne. W rzeczy samej

Norske Forfattere i krig og fred, Oslo 1948; Hoel i Borgen byli autorami projektu bojkotu wydawnictw oraz tematyki lansowanej w programach literackich kontrolowanych przez reżym okupacyjny. Za ich m.in. sprawą dokonał się podział na wolną literaturę podziemną, emigracyjną, „frontu wewnętrznego” oraz zniewoloną oficjalną, której reprezentantem stał się Hamsun.

bardziej dba o kosmiczne perspektywy wieczności niż o historyczne realia²¹. Do sytuacji politycznych i do własnego udziału w politycznych zdarzeniach, odnosi się z ironią. Okazało się, że była to działalność, której daremność Biblia trafnie kwituje figurą „orania morza”. Więc nie przykłada do relacji o tych sprawach nadmiernej wagi, bardziej zajmuje go konstrukcja przemiany świata przedstawionego oraz transformacji jego bohaterów. Chce – i wcale tego nie kryje – spojrzeć na ostatni etap swojego życia jak na przestrzeń, do której ma dystans, który obowiązuje epika wobec artystycznie przetworzonej rzeczywistości świata przedstawionego.

To właśnie docenili czytelnicy, wśród których książka bardzo osobista, ale zarazem tradycyjnie literacka, zawsze cieszyła się niesłabnącym powodzeniem. Wyjaśniała bowiem wiele aspektów „sprawy Hamsuna”; odpowiadała przede wszystkim na pytania, jak doszło do dramatycznego rozejścia się z pisarza z narodową zbiorowością; akcentowała ludzką stronę sytuacji narratora i osób przez niego przywoływanych. Umiejętnie posługiwała się paradoksem, ironią i humorem, zarazem unikała fałszywego patosu oraz ckliwego sentymentalizmu. Oferowała poufałe obcowanie z historią i obiecywała informacje z pierwszej ręki. Jednocześnie sprawiała na czytelnikach i krytyce wrażenie, iż mamy do czynienia ze złośliwie figlarną kpina mściwie wy-

myśloną przez starca, którego całkiem przedwcześnie i upokarzająco zaprezentowano jako człowieka chorego na sklerotyczny uwiąd umysłu i talentu.

Tymczasem książka właśnie przez niego napisana w żadnym przypadku nie mogła być poczytana za świadectwo zawężonej przez wiek i samotność „ciasnej doliny widzenia”. Nawet tych, których irytował egotyzm pisarza i jego niechęć do korekty własnych poglądów, zastanawiała pewność, z jaką ten apologeta konserwatywnej utopii oczekiwał na sąd ostateczny w głębokiej wierze, iż wyrok będzie sprawiedliwy, a więc dla niego korzystny. A taki będzie, jeśli tylko sędziowie uznają, iż niezależnie od okoliczności zawsze i niezmiennie kierował się czcią i miłością ojczyzny. Pragnął bowiem uzyskać dla Norwegii przodujące miejsce „w wielkogermańskim społeczeństwie światowym” i – mając na uwadze legalność takiego projektu – zdecydowanie bronił prawa do publicznej kreacji marzenia o wielkości kraju wedle własnej miary.

Na tym stanowisku stał i – nie używając jakichkolwiek przesłon – z całą otwartością wyjaśniał, dlaczego nie może postąpić inaczej. Jak pisze Peter de Mendelssohn²², Hamsun deklarując wierność wobec własnych idei moralno-historiozoficznych, które mieściły się w programie *Neues Ordnung Europas*, zgłaszał przynależność do tej części społeczności ludzkiej, która światopoglądowo krystalizowała się blisko nazizmu. Tym samym i jednocześnie oddalał zarzut zdrady moralnych zasad wyznawanych przez obrońców ładu liberalno-demokratycz-

²¹ Por. W. Baumgartner, *Knut Hamsun. Re-nibek* bei Hamburg, 1997, s. 133. Gatunkową i narracyjną strukturę tekstu omawiają: Steinar Gimnes oraz Tone Selboe; wyniki ich badań referuje Martin Humpál, *Zbloudilcovy stezky* [w:] www.huldra.cz/no/e-stezky-mh.htm.

²² W *Der Geist der Despotie* w 1953 r., a więc w roku śmierci Stalina.

nego. Nie można przecież zdradzić czegoś, czego się nigdy nie uznawało, ani bronić prawd nigdy nie uważanych za własne. Wyznając inne idee moralno-polityczne, człowiek nie powinien też podlegać represjom; dokonując wyboru korzystał przecież z prawa do wolności słowa.

Gambit moralny Hamsuna nie był pozbawiony logiki. Jeśli pisarz wyznawał zasady innego świata, to nie powinien być sądzony wedle całkiem mu obcego kodeksu etycznego; ten wariant gry obronnej potem realizowano dość powszechnie wobec lewicowych intelektualistów po śmierci Stalina. Stosując taką dialektykę moralną, Hamsun wierzył, że zyskał etyczną przewagę nad liberalno-demokratycznymi oskarżycielami. Zarzucał im koniunkturalne politykierstwo, a przy okazji podkreślał trwałość oraz inność własnych poglądów.

W rachubach się nie mylił, nadzieje go nie zawiodły. Zupełnie nieoczekiwanie ostatni tekst Hamsuna przyczynił się do rekultywacji jego legendy oraz odnowienia zainteresowania pisarskim dorobkiem wśród wydawców i badaczy jego życia i twórczości²³. W roku 1954 norweska para królewska odwiedziła dom Hamsuna w N' rholm; był to symboliczny gest łąski. W latach 1954-1956 ukazała się 15-tomowa edycja dzieł zebranych (*Samlede verker*). Jego dzieło, poczynając od szóstej dekady XX wieku (w 1964 roku przyjęto

²³ Por. *Knut Hamsun: pl bibliografi* A. Oesby z 1972; prace edytorskie obejmujące reportaże z Ameryki oraz epistolografię Hamsuna zrealizowane przez Haraldą Naesa, biografie Stena Sparre Nilsona (1960), Radko Kejzlara (1967), Thorkilda Hansena (1978), Roberta Fergusona (1987), Waltera Baumgartnera (1998), Larsa Frode Larsena (1998) i in.

pierwszą po wojnie norweską dysertację doktorską), znowu stało się po latach powojennego bezruchu przedmiotem poważnych i zobiektywizowanych analiz. Hamsun był znowu czytany, oceniany, wyjaśniany, a jego sztuki szły w teatrach, adoptowano je też do filmu.

Jubileusz stulecia urodzin Hamsuna spowodował otwarcie nowej i wielkiej debaty na temat twórczości pisarza, jego związków z polityką; podjęto nawet problem odpowiedzialności moralnej sędziów za postępowanie sądowe w jego sprawie. Nieuprzedzeni ideologicznie znawcy uczynili wiele, aby zrozumieć i objaśnić fenomen konserwatywno-prawicowych zachowań Hamsuna. Nie musimy daleko szukać przykładu; w 1960 roku ukazała się poważna i obiektywna analiza jego myśli politycznej z okresu drugiej wojny światowej; autor – Sten Sparre Nilsen – dał książce znamieny tytuł *Orzeł w burzy* (*En ørn i uvær*). Przyczynił się do ponownej orientacji Hamsuna dopatrywał się w jego anglofobii. Oczywiście, nie zamilkli zdeklarowani antagoniści, a więc liberalni publicyści oraz politycy o silnie zideologizowanych lewicowych profilach. Dobrze, jeśli czynili to, idąc tropem analiz socjologa ze szkoły frankfurckiej, Leo Löwenthala, który już we wczesnej twórczości Hamsuna dopatrywał się śladów brunatnych idei²⁴, gorzej, gdy dla odrzucenia pisarza i jego dzieła stosowali metodę politycznie negatywnego

²⁴ W artykule *Zur Vorgeschichte der anatoritaeren Idelogie* zamieszczonym w wydawanym na emigracji piśmie niemieckich marksistów „Zeitschrift für Sozialforschung” (6)1937, s. 295-345. Pracę wydano ponownie na początku lat siedemdziesiątych.

etykietowania zjawiska bez wnikania w istotę sprawy²⁵.

Z biegiem czasu okazało się, że problem ciągle jest żywy. Debaty hamsunowskie co raz wybuchają z nową siłą i pod najróżniejszymi pretekstami, a poczynając od sprawy Carla von Osietzky'ego z roku 1935²⁶ i procesu z 1947 roku, nadal wywołują wielkie namietności. Okresy gniewnej ciszy są prawie regularnie przerywane przez gwałtowne burze dyskusyjne wywołane bądź przez edycję kontrowersyjnych biografii, rewidujących obiegowe opinie o politycznych zachowaniach pisarza, napisanych przez Stena Sparre Nilsena, Roberta Fergusona, Thorkilda Hansena, przez projekcję biograficznego filmu Jana Troella (scenariusz napisał Per Olov Enquist na podstawie dokumentalnej książki Thorkilda Hansena), przez sporne dzieło Deltleva Brennecke²⁷ oskarżające Hamsuna o rasizm i antysemityzm, bądź też – jak w roku jubileuszu 150 rocznicy urodzin, a więc współcześnie – przez protesty żydowskich organizacji kulturalnych.

Tym ostatnim warto się bliżej przyrzeć; mają znaczny wpływ na recepcję dzieła Hamsuna. Są też próbą podtrzymania procesu moralnego uśmiercania pisarza, traktowania jego życia i dzieła

²⁵ Por. Prace F.S. Narkirjera, I.P. Kuprianowej, L.G. Grigorjewowej [w:] *Literatura protifašističkébo odboja evropských krajín 1939-1945*. Bratislava 1975; Czesław Madajczyk, *Klerk czy intelektualista zaangażowany?* Poznań 1999.

²⁶ Hamsun nie poparł decyzji o przyznaniu nagrody Nobla niemieckiemu pacyfiście, stając przeciw opinii norweskiej i europejskiej żądającej uwolnienia pisarza z obozu.

²⁷ Por. Detlev Brennecke, *Alles nur Kunst – Knut Hamsun zwischen Aestetik und Politik*, Berlin 1999 uważał pisarza za rasistę i antysemitę.

jako „pola walki” pomiędzy pogrobowcami faszyzmu a strażnikami ideałów liberalno-demokratycznych. Nie ma to już większego sensu i znaczenia, bo dawne ideologiczne spory straciły na znaczeniu, a próby „denazyfikacji” lub „nazyfikacji” pisarza straciły na znaczeniu i zdeaktualizowały się w wysokiej mierze. Pisarz i jego dzieło stały się obszarem, na którym nowi Europejczycy znajdują to, co ważne i warte uwagi. Pytania, jakie dziś padają wyrażają – jak świadczy dyskusja wokół filmu Iana Troella o Hamsunie – inne problemy – niż te, które są związane ze sprawą wielkiej wojny ludów europejskich oraz odpowiedzialności za dokonane wtedy wybory ideologiczne. Wszelkie ekskomuniki, każde arbitralne działanie mające na celu ustalenie, co z pisarstwa Hamsuna jest usuwalne lub godne zapamiętania, sytuuje się poza realną przestrzenią europejskiego dziedzictwa kulturalnego, w której miejsce uzyskuje się lub traci z innych powodów niż te, które zdają się mieć na uwadze rzecznicy izraelskiej polityki historycznej.

Szefowie żydowskich instytucji kulturalnych zażądali z wielką stanowczością przerwania przygotowań do uroczystych obchodów jubileuszu urodzin pisarza, które w tym roku ze szczególnym rozmachem organizują różne instytucje norweskie (koordynuje Centrum im. Knuta Hamsuna)²⁸. Uzasadnieniem sprzeciwu jest nie podlegające dyskusji mocne przekonanie, iż Hamsun to antysemita i nazista, co na zawsze negatywnie

²⁸ Por. Av Per Langlo, *Hamsun-året 2009* [w:] <http://www.frilanseren.no/news.asp?ID=8>. Plan obchodów obejmuje cały kraj i wszystkie środowiska – od gmin, w których pisarz mieszkał, po Oslo i jego instytucje naukowe i kulturalne.

przeważa ocenę jego literackiego dzieła. Organizatorzy jubileuszu (Bodil Borset z Centrum oraz autor założeń programowych roku Hamsuna, prof. Atle Kittang z Bergen) cierpliwie wyjaśniają rzecznikom środowisk żydowskich, że norweskim jubileuszowym działaniom organizacyjnym w sposób zobowiązujący patronuje dorobek hermeneutycznej sztuki interpretacji. Ta szkoła krytyczna odrzuca zarówno bezrefleksyjną apoteozę, jak totalne potępienie dzieła motywowane politycznym odwetem. Idąc śladem tej metodologii, Norwegowie starannie określają zasługi wielkiego pisarza, które chcą upamiętnić, rozdzielając je od błędnych poglądów Hamsuna, o których mówią z pełnym krytycyzmem, choć nie stosują czarno-białych kategorii dobra i zła.

Nie jest to zresztą łatwe i możliwe – dodają europejscy pravicowi polemisci (w Polsce Bohdan Urbankowski²⁹) – od czasu, kiedy ocenie podlegają także literaccy wyznawcy „czerwonej mszy” odprawianej na cześć totalitarnego ustroju, którego zbrodnie są teraz liczne i opisywane w „czarnych księgach komunizmu”. Dawniej jednoznaczne klasyfikacje ocenne teraz znacznie się skomplikowały, a podział racji nie jest już tak prosty; nadal liczy się krzywdy wyrządzone przez nazizm, ale rachuje również zbrodnie stalinowskie. Literackie osiągnięcia są zatem rozpatrywane w porządku historycznym i psycholo-

²⁹ Por. P. Zychowicz [w:] „Rzeczpospolita” z 8 lipca 2009. Efraim Zuroff z Centrum Szymona Wiesethala odmówił udziału w debacie hamsunowskiej w roku 2010, uznając ją za spóźnioną. Na kroki prewencyjne nie wyraziła zgody strona norweska, argumentując, że Rok Hamsunowski dopiero się rozpoczyna.

gicznym, w nowych kontekstach i bez politycznych zobowiązań.

O czym pamiętając, przypomnijmy, że już w roku 2002, gdy mijało półwiecze od śmierci Hamsuna, konserwatywny dziennik „Afteposten” trafnie konstatawał, że spór o polityczno-artystyczny wymiar jego biografii i twórczości trwa nadal. Przybierając na sile i głębi, równocześnie w zasadniczy sposób odmienia proporcje w ocenie jego politycznych zaangażowań oraz pisarskich zasług. Już nikt ich nie lekceważy i nie neguje. Nikt Hamsuna nie odrzuca i totalnie nie potępia. Ale ważąc sprawiedliwie błędy i sukcesy, nikt też nie zamierza redukować jego pomyłek do rangi przypisu w podręczniku historii. Na konferencji o twórczości pisarza w Oslo główny referent, prof. Hans Frederik Dahl, wzniósł okrzyk kończący jego referat: *Uczynimy go wolnym przed Historią*. I to właśnie jest czynione. Debata hamsunowska nadal trwa.

4. Hamsun: konserwatysta wobec nowoczesnej cywilizacji

Badacze twórczości Hamsuna oraz publicyści opisujący formowanie się jego politycznego światopoglądu z uwagą badają filiacje łączące go z autorem *Jenseits von Gut und Böse*. Knut Hamsun bardzo wcześnie stał się uczniem Fryderyka Nietzschego. Samotny pośród ludzi mu obojętnych, głodny nędzarz pośród sytych mieszczan, ambitny pisarz walczący o szacunek dla swoich literackich aspiracji – łatwo uległ zachętom wpływowego rzecznika modernizmu, Georga Brandesa (1842-1927), aby nową literaturę tworzyć wedle programu arystokratycznego indywidualizmu w

sferze etyki oraz arystokratycznego radykalizmu, obejmującego sferę estetyki (*Aristokratisk radikalisme*, 1889). Przykład szwedzkiego nietscheanisty Oli Hanssona (1860-1925), który dobrowolną emigracją okupił wydanie tomu nowel *Sensitiva amorosa* (1887), przypominał, iż literacka wolność wyboru wyrażająca się decyzją tworzenia „poza dobrem i złem”, może prowadzić do bolesnej samotności pośród swoich, a nawet do ekspatriacji w środowisko całkiem obce. Mimo takie zagrożenia, Hamsun prawie całkowicie utożsamiał się z Nietzschem, a jego poglądy uznał za własne, gotów płacić wysoką cenę samotności i odrzucenia.

Nietzsche jako wpływowy apostoł postaw duchowego arystokratyzmu i skrajnego indywidualizmu otwarcie wyrażał pogardę dla liberalizmu i demokracji, a formułując koncepcję *Übermenscha*, dopomógł Hamsunowi w przezwyciężeniu kompleksu niższości i uzasadnił jego arogancję oraz pogardę dla mas. Jako jednostka wyjątkowa – a za taką się uważał – miał teraz prawo pogardliwie odrzucać „szwajcarską zapobiegliwość” w gromadzeniu dóbr, lekceważyć parlamentarną demokrację oraz liberalną wolność wyboru. Przyznawał też sobie przywilej unicestwiania banalnych prawd i łamania społecznych konwencji. Wzorem wielkiego Niemca obnażał pustkę ideałów mieszczańskiego humanizmu, demaskował idee moralne liberalnej filozofii, rozwiewał marzenia o bezkonfliktowym postępie, osłabiał wiarę w dobrobyt osiągniany poprzez rozwój przemysłu, przekonywał, iż selekcja gatunku wcale nie musi respektować interesów najlepszych jednostek, ale może się dokonywać w imię ideologicznej

władzy lub bezwzględnie realizowanej „woli mocy”.

W Norwegii, która w czasach młodości Hamsuna, dokonywała z wielkim wysiłkiem modernizacji zapóźnionego i prowincjonalnego kapitalizmu, a równocześnie wprowadzała nową organizację społeczeństwa, prawdy głoszone przez nietscheanistów pomagały wyjątkowo dokładnie opisywać rzeczywistość ludzką targaną sprzecznościami, frustracją i wszechogarniającą alienacją. Wielu ludziom dramatyczny bieg zdarzeń uświadamiał, że ich poczucie niepełnej wartości nie jest wymysłem, ale trwałym składnikiem ich losu. Moralność stała się formą niemoralności, filozofia intelektualnym oszustwem, rozum i wolność dobrami kupowanymi za zbyt wysoką cenę, zaś intelekt nie okazał się pomocny w pragnieniu zapanowania nad przeznaczeniem.

Dlatego bohaterowie pierwszych utworów Hamsuna tkwią w bezlitosnej samotności w społeczeństwie urzeczowionym i głuchym na ich wołania (*Głód*). Wybierają los buntownika, ale nie znajdują szansy porozumienia z otoczeniem (*Misteria*). Wyrażają gorycz istnienia pozbawionego celu i sensu (*Pan*). Przeżywają rozczarowanie cywilizacją (*Benoni*) i gorączkowo, ale daremnie poszukują ratunku przed chytrymi, drapieżnymi i „pośpiesznymi ludźmi teraźniejszości”. Najbardziej wytrwali odnajdują siebie na łonie północnej przyrody (*Dzieci epoki, Błogosławieństwo ziemi*) i nowy ład egzystencjalny budują w tradycyjnej kulturze północnej wsi.

Knut Hamsun z biegiem lat coraz wyraźniej lansuje swoją konserwatywną utopię społeczną. Za jedyne niewąt-

pliwe wartości uznaje ziemię i pracę na roli. Tylko rolnik może je wytworzyć, bo robotnik jedynie przetwarza wartości³⁰. Stary Geissler narzeka ze smutkiem na syna, który wybierając inną koncepcję życia, stał się „typem człowieka naszych czasów” i święcie wierzy tylko „w to, czego nauczył go Żyd i Jankes”. Teraz może zajmować się handlem i w nowej roli funkcjonować „jak błyskawica, która jest właściwie niczym, błysnięciem beзуżytecznym”. Dawniej pionier, eksplorator, odkrywca, rycerz przemysłu, Geissler mówi o nietrwałych sukcesach syna z politowaniem, przeciwstawia mu własny życiorys wędrowca i zdobywcy. I tak nagrodzona Noblem powieść *Błogosławieństwo ziemi* przekształca się w miarę rozwoju narracji w najwspanialszą pochwałę wsi i pracy chłopą z Nordlandu.

Rolnik z Północy w przeciwieństwie do „pośpiesznych ludzi terażniejszości” pracuje w zgodzie z rytmem przyrody, bytuje w „nieskazitelnym prawie” i nieskazitelnej sprawiedliwości”; jest wolny, ma spokój i moc, potęgę i przyjaźń. Nie mnożenie pieniędzy jest bowiem potrzebne krajowi, ani konieczne jest współuczestnictwo w pędzie w nicość, do czego zachęca i co jednostce oferuje cywilizacja przemysłowa. Ale siew, orka i żniwa – zgodna z naturą praca chłopą – są najpierwszym obowiązkiem człowieka, jeśli w swej egzystencji zamierza wyrazić nordycki związek krwi ziemi. Potrzebny jest Izak – siewca, pionier, zdobywca, prawdziwy „człowiek dzisiejszy” – symboliczny i odwieczny pan

tej ziemi, mocarny i spiżowy³¹. Potrzebny jest dawny patriarchalny porządek, wódz władający silną ręką i mający wgląd w „wyższe prawdy” ukryte w przyrodzie.

Hamsun z biegiem lat z coraz większym wstrętem patrzył na społeczeństwo Zachodu – złożone z arywistów żyjących jak „komety bez orbit”. Ludzie „bez właściwości” są podlegli zasadom konkurencyjnej walki o byt, są pozbawieni drogowskazów, wyznają kult pieniądza, godzą się na życie wedle reguły wyrażonej „prawem przeciętności”. Jako przeciwwagę kreował postacie bohaterów, którzy wyrażali i akceptowali pragnienie rozszerzenia granic wyobraźni, zgłaszali gotowość odbudowy przerwanych więzów z naturą, deklarowali chęć prowadzenia naturalnego sposobu życia, opartego na uznaniu praw przyrody. Chcieli i mogli istnieć bez gier giełdowych, bez udogodnień cywilizacyjnych, wedle rytmu wyznaczanego cyklem siewu i zbioru. Bo – wyznawał w powieści *Włóczędzy* (*Landstrykere*, 1927) – „człowiek żyje z ziemi, która go żywi, z powietrza, którym oddycha i wody, w której pływają ryby”. Wierzył, że takie życie było rdzeniem nordyckiej kultury wolnych chłopów (*odalsbonde*) i że warto taką kulturę odbudować, równocześnie wskrzeszając ideę państwa patriarchalnego.

Takie myślenie mimowolnie, ale nieuchronnie zbliżało go do programowych idei niemieckiego *Heimatkunst*, ruchu oczekującego ozdrowienia narodu na patriarchalnej wsi, z którego zrodziła się narodowo-socjalistyczna literatu-

³⁰ Por. R. Kejzlar, *Dějiny norske literatury*, Praha 1967, tom II, s. 256-7.

³¹ Por. W. Nawrocki, *Klasyki i współcześni. Szkice o prozie skandynawskiej XIX i XX wieku*, wyd. II zmienione i uzupełnione, Poznań 1985, s. 222-243.

ra *Blut und Boden*³². Dawało też wysokie miejsce w hierarchii głównych postaci-wzorców lansowanych przez *Nordische Gesellschaft*, nacjonalistyczny konserwatywno-rewolucyjny ruch pangermański rozwijający się w północnych Niemczech. W tradycjonalistycznym Landvolkbewegung ogromną popularnością dominował Hamsun nad innymi pisarzami europejskimi – Jeanem Giono, Felixem Timmermansem i Lucien Blagi, Rumunem z Siedmiogrodu – wysoko sytuowanymi na aryjskim Olimpie literackim.

Wyznaczano mu tam miejsce obok Gunnara Gunnarsona (wysoko oceniał go Hitler) i Halldóra Laxnessa, których faszyści z Niemiec wytrwale kokietowali. To jednak były tylko projekty. Spełnionym faktem było realne uznanie, z jakim spotkał się Hamsun w nazistowskich Niemczech. Alfred Rosenberg w *Micie dwudziestego wieku* (1930) stawiał go przed Ibsenem i Hauptmannem, a jego opinię podzielali Hitler i Goebbels. Jako autor funkcjonował tutaj w bardzo wysokich nakładach, otaczano go wielkim szacunkiem, przyznawano nagrody (np. we Frankfurcie nad Menem), uroczystość obchodzono jubileusze urodzin.

Trzeba jeszcze wyjaśnić, że Hamsun dlatego stał się radykalnie konserwatywnym Niemcem tak bliski, bo jako przeciwnik wszechwładzy koncernów i banków, opowiadał się przeciw industrializacji, bronił chłopów i drobnych przedsiębiorców, co z radością witali Richard Walther Darré oraz Johann von Leers, ideolodzy Bauerntum. W latach wojny wspierał też swoim autorytetem powo-

łanie Europejskiego Związku Pisarzy. Brał udział w literackich spotkaniach weimarskich, gdzie rozważano szanse literatury w przyszłej Europie oraz ustalano kodeks zobowiązań „pisarza i wojownika”. Protestował w Wiedniu przeciw niszczeniu zabytków podczas bombardowania wielkich miast niemieckich.

Ale – co się od dawna podkreśla – będąc ideologiem zafascynowanym budową pangermańskiego imperium, nie deklarował jednak antysemityzmu³³, antysławizmu czy bezkrytycznego poparcia dla Hitlera (nie widział w nim charyzmy, sprawił na nim wrażenie „małego, przysadzistego wędrownego czeladnika”); miał mu nawet za złe zniszczenie bliskiej jego sercu koncepcji *Imperium Teutonicum* poprzez realizację nazistowskiej Ostpolitik. Jego pangermańskie poglądy – dopowiedzmy – miały niewątpliwie etnocentryczny charakter; motywowały też jego podziw dla III Rzeszy, ale – co potwierdza wielu badaczy – Hamsun nie był rasistą, obca mu była rasistowska mistyka krwi, a o Żydach wypowiadał się, powtarzając ludowe stereotypy i potoczne uprzedzenia. Nie ma też dowodów, by jego podziw dla młodości, siły i zdrowia miał związek z nazizmem; wyrastał raczej z wulgarnego darwinizmu i ekscentrycznego arystokratyzmu.

Inkorporacja Hamsuna do kultury niemieckiej ma więc swoją meandryczną *Vorgeschichte*. Traktować ją należy jako wynik procesu, który trwał od dawna i w

³² Por. A. Brynildsen, *Svermeren og hans demon. Fire essays om Knut Hamsun*, Oslo 1973.

³³ Por. biografii Stena Sparre Nilsona oraz prace drukowane w piśmie „Edda”; Allena Simpsona (1977, s. 273-293); Dolores Buttry (1986, s. 123-133); Jon Langdal („Agora” 1999, s. 232-259).

którym pisarz uczestniczył na mocy swoich konserwatywnych wyborów, decyzji i racji. Jego filogermanizm nie pojawił się zatem w rezultacie wojennych układów i kalkulacji. Nie był więc nagannym koniunkturalnym wyborem, ale zjawiskiem głęboko motywowanym przez identyfikację z długo trwającą i wcale nie wyjątkową fascynacją Norwegów wielkimi Niemcami z czasów cesarstwa Hohenzollernów. Wybitni pisarze norwescy – Bjoernstjerne Bjoernson oraz Jonas Lie – marzyli wówczas o związku ludów germańsko-nordyckich pod przewodnictwem wilhelmińskich Niemiec.

Sam Hamsun podczas I wojny światowej był przeciwnikiem norweskiej neutralności i wspierał antybrytyjską politykę Niemiec, oskarżając Anglię o atak na bytowe podstawy społeczeństwa niemieckiego poprzez wprowadzenie blokady ekonomicznej. Nie był też zwolennikiem traktatu wersalskiego, a w polityce angielskiej widział zagrożenia dla Norwegii, zgubne w skutkach politycznych i ekonomicznych. Tak było podczas wojen napoleońskich, podczas pierwszej wojny światowej i potem, kiedy Norwegia stała się ponownie przestrzenią konfrontacji niemiecko-brytyjskiej, zaś Hamsun ponownie zmanifestował konsekwentnie antybrytyjskie stanowisko, co motywowało wybór polityczny odmienny od opcji większości rodaków.

Jeśliby wiedzę na ten temat pogłębić poprzez opis dawnych filiacji norweskich archeologów i mediewistów z niemiecką fascynacją Północą (XIX i XX wiek), uzupełnić przez analizę projektów niemieckiej polityki kulturalnej (republika weimarska i III Rzesza), wzbogacić poprzez analizę systematycznych działań

niemieckiej dyplomacji niestrudzonej w bezustannym kokietowaniu Skandynawów oraz w stanowieniu programów ich promocji w kulturze własnej i Europy, wtedy już nikogo nie mogłaby dziwić wyjątkowa bliskość nacjonalistycznych ideologii oraz podobieństwo projektów imperium germańskiego, jakie równoległe pojawiają się w deklaracjach Hamsuna oraz w manifestach jego nazistowskich protektorów. Bliskość okupioną zresztą poczuciem zawodu i rozczarowania, iż III Rzesza nie potrafiła wypracować politycznego zjednoczenia Europy w wymiarze skandynawskich oczekiwań i nadziei.

5. Fobia: *England må i kne*

„Rzucić Anglię na kolana”, nawoływał Hamsun w 1943 roku³⁴. I następująco uzasadniał radykalny postulat: „Większość wszystkich niepokojów, wszystkich bied, całego ucisku, wiarołomności, gwałtów i międzynarodowych konfliktów bierze początek w źródle o nazwie Anglia”. Europa jej podstępny intrygom zawdzięcza pierwszą, a teraz także drugą wojnę światową. Obecnie – przekonywał – tylko nowe Niemcy są siłą, która jest władna powstrzymać imperialne zamiary wszechpotężnego imperium, dlatego III Rzeszę należy szanować i popierać³⁵. Tym bardziej, że „Niemcy dały nam obietnicę, że będą respektować bez

³⁴ W dzienniku „Fritt Folk”. Por. G. Hermundstat, [w:] *Hamsuns polemiske skrifter*. Oslo 1998, s. 264-7; R. Kejzlar, *Zu Hamsuns Nazismus*, „Philologica Pragensia” 1964, s. 30-39.

³⁵ Anglofobię uważa za główną przyczynę sprawczą proniemieckich zachowań Hamsuna jego czołowy biograf – Robert Fergusson, op.cit.

ograniczeń naszą narodową wolność i samodzielność” [...] Podczas gdy „do tej pory dla Anglii liczyło się tylko to, by każdy kraj w Europie trzymać w stanie osłabienia. Niemcy przebijają się teraz w przeciwnym kierunku”³⁶.

Sten Sparre Nilsen, który – jak wiemy – dokonał głębokiej i uważnej analizy politycznych deklaracji Hamsuna, doszedł do wniosku, że rzeczywiście jedyną, choć racjonalnie nieweryfikowalną przyczyną wyjaśniającą tak ufne i zarazem tak mylne pronazistowskie opinie pisarza formułowane w okresie wojny, była właśnie jego nieprzewycięzalna osobista nienawiść do Anglii. Zaślepiąca go, decydowała o zmąceniu perspektywy oglądu realnej roli Niemiec w Europie, skracająca dystans poznawczy, karykaturalnie zmieniała kontury ocenianego zjawiska. Nie umiemy jednak rozpoznać, jakie były przyczyny sprawcze powstawania takich przeświadczeń. Nie potrafimy też orzec, kiedy oraz w jakich okolicznościach zaczęły się formować patologicznie antyangielskie przekonania Hamsuna.

Ich działanie musiało jednak być przemożne, zauważmy, przytaczając anegdotę, którą sam o sobie opowiadał³⁷. Poproszony przez redakcję pisma „Berlin – Rzym – Tokio” o wypowiedź na temat bolszewików dostarczył redakcji tekst, w którym zamiast oczekiwanych inwektyw na Moskwę, redaktorzy otrzymali peany pochwalne na cześć caratu, łagodne opinie o komunizmie, natomiast obszerne, a przede wszystkim jadowite uwagi o demonicznym Chur-

chilu, o podstępny charakterze *Intelligence Service* i w ogóle ataki na wszystko, co łączy się z monarchią brytyjską³⁸. Z żartobliwym ubolewaniem autor stwierdzał, że imperatyw takiego antybrytyjskiego widzenia świata okazał się silniejszy od jego zamiarów.

Przypomnijmy niektóre świadectwa antybrytyjskiej optyki oglądu zdarzeń w Europie. Po udanej ofensywie koalicji antyhitlerowskiej na froncie zachodnim, pisarz gwałtownie polemizował z Ameryką, traktując Stany jako bezwolnego satelitę Wielkiej Brytanii. W lutym 1943 roku wzywał norweskich marynarzy, aby porzucili służbę pod banderą angielską, a krajowy ruch oporu zaklinał, by nie marnował norweskiej młodzieży w służbach podstępnego Albionu³⁹. Podczas monachijskiego kongresu nazistowskich dziennikarzy (czerwiec 1943), Hamsun otwarcie przyznał, iż „jest wewnętrznie głęboko antyangielski, antybrytyjski” i nie wie „czy był kiedykolwiek inny”. Nie traktuje tego jako zasługę, takie było i takie pozostanie jego stanowisko.

Nigdy jednak nie wyjaśnił, jakie dotkliwie doświadczenie spowodowało tak obsesyjnie wrogi stosunek do Anglii i do świata anglosaskiego w Ameryce. A przecież w jego dziełach mamy stale do czynienia z żywo manifestowaną nienawiścią do anglosaskiej moralności (po kupiecku obłudnej, podwójnej, wykalkulowanej dla osobistego zysku). Do imperialnych podbojów oraz brytyjskiego interwencjonizmu w koloniach i krajach kontrolowanych przez brytyjskiego „żandarma – sadystę”. Do anglosaskiej masowej kultury industrialnej świętu-

³⁶ Mówił na spotkaniu weimarskim w październiku 1942 roku

³⁷ Por. R. Kejzlar, op.cit, s. 259.

³⁸ Tamże.

³⁹ Tamże.

jącej bezustannie tryumf Pieniądza, Banału, Pustki Ideowej, Plotki, Reklamy. Do idei wolności i demokracji redukujących wszystko, co wzniosłe do poziomu kramarsko-egalitarnego, na którym już nie ma miejsca dla „arystokratyzmu ducha” (jak na Południu zniszczonym w wojnie secesyjnej przez amerykańską Północ). Gdzie nie ma szans przetrwania bezinteresowne piękno, bezwzględnie eliminowane przez deprawatorski materializm, przez równościową doktrynę rządów większości wynalezioną „na targowiskach i w londyńskich dokach”. W angloamerykańskim świecie mieszają się ludzie, języki, nawyki kulturowe, powstaje nowa jakościowa kultura, w której brak – niestety – ducha – sumuje refleksje z podróży do USA.

Jedynym wyjściem dla czytelnika pragnącego zrozumieć tajemnicę takiego widzenia rzeczywistości pozostaje – uczyniło to wielu biografów Hamsuna⁴⁰ – połączenie w jednym projekcie interpretacyjnym uwag, jakie pisarz zgromadził w reportażach – pamfletach spisanych na podstawie wrażeń z dwu podróży⁴¹, które w latach osiemdziesiątych XIX wieku odbył do Stanów Zjednoczonych (1882-84, 1886-80), a potem wspólna ich analiza, uwzględniająca opinie rozrzucone po tekstach prozatorskich i dramatach oraz w publicystycznych wypowiedziach komentujących wydarzenia polityczne i kulturalne w ojczyźnie. Zauważalne stanie się wtedy, że myślenie Hamsuna o Anglii przebiega stale wedle maniakalne-

go przekonania, iż Norwegii od zawsze zagraża świat anglosaski i że ciągle jest wystawiona na podbój kulturowy i ekonomiczny.

Taka praca – olbrzymia i poznawczo wyczerpująca – mogłaby jednak przynieść kontrowersyjne lub zgoła niepewne rezultaty. Nawet jeśli skodyfikujemy świadectwa niechęci i wrogości wobec angloamerykańskiej kultury industrialnej, która – zdaniem Hamsuna – zerwała związki człowieka z przyrodą i wyalienowała jednostkę ze zrozumiiałych i bliskich więzów z grupą społeczną, mechanizując jej egzystencję oraz zmniejszając skalę jej wrażliwości etycznej i estetycznej, to ciągle niewyjaśnione pozostaje uporczywe, podszyte lękiem, generalizujące oskarżenie, że wszystkie nieszczęścia ludzkości zawiniła Anglia. Imperium diabolicznie zachłanne, aroganckie, barbarzyńskie, zdradzieckie, bezlitosne dla słabych, krwiożercze, okrutne; przykłady kolonialnych zbrodni Anglików z Afryki, Azji, Ameryki i wojennych okrucieństw dokonywanych w Europie podawane są obficie i świadczą o gruntownym antybrytyjskim odczuciu pisarza w historycznych świadectwach brytyjskiej nieprawości. Jako mieszkaniec Skandynawii czuje się na przykład zobowiązany przez Historię, aby przypomnieć trzydniowe bombardowanie Kopenhagi przez flotę angielską w 1807 roku oraz krwawe starcie brytyjskich przemytników z norweską policją w północnym mieście Bodó w roku 1818. Czyni to przekonany, że staranne egzemplifikowanie uprzedzeń jest konieczne, aby wywołać efekt prawdomówności.

Zupełnie niepotrzebnie. Fobia jako postać osobistej niechęci i wszechogarn-

⁴⁰ Por. omawiane już książki Fergussona, Hansena, Nilsena, prace Kejzlara, Rogalskiego, Humpála, Nawrockiego i in.

⁴¹ *Fra det moderne Amerikas Aadsliv (Z życia duchowego nowoczesnej Ameryki, 1889)*

niającego lęku nie potrzebuje wielu uzasadnień. Starczy głębokie przekonanie, iż Ibsen jest „drewnianym” dramaturgiem, a Björnson gadatliwym rektorem, aby bez istotnych powodów tak tendencyjnie skonstruowane wizerunki pisarzy odtąd trwale funkcjonowały w wyobraźni Hamsuna. Na równi z obrazem złowrogo sprytnego Mefistofelesa dla niepoznaki przebranego w surdut brytyjskiego kupca lub uniform angielskiego żołnierza, na równi z obrazem brytyjskich turystów protekcyjnie traktujących mieszkańców norweskich fjordów. Wszystko bowiem, czym popiera uogólniające sądy o toksycznym wpływie Anglików na Europę i świat, i tak nie może już bardziej uwyżnić istniejącego w jego umyśle niezmiennie sztywnego obrazu Anglika przedstawianego w przebraniu imperialistycznego zdobywcy, perfidnego kupca, zręcznego konstruktora kultury interesu i humbugu. Na to nie pozwala niezmienna natura stereotypu, temu przeciwdziałają ograniczniki wewnętrzne (tak można sobie wyjaśnić wszystko) i zewnętrzne (tak można rozstrzygnąć problem odpowiedzialności, wskazując zawsze tego samego wroga).

6. Kim był: faszystą czy nazistą?

Jeśli był faszystą lub nazistą⁴², to w jakim znaczeniu tych określeń? Czy w rolach tych funkcjonował jako prozaik czy jako publicysta? Jeśli jako prozaik, tedy czy zgodnie z wymogami poetyki oddzielono fikcję od tekstu odautorskiej wypowiedzi? Czy wobec trudno-

ści w znajdowaniu w jego utworach deklaracji partyjno-propagandowych nie podstawiono w roli dowodów niektórych tendencyjnych fragmentów jego prozy? Wreszcie czy oddzielono ideologiczne wybory dokonane przez pisarza – intuicjonistę od tych, których dokonał lub dokonałby pisarz-ideolog? A także czy zadano sobie pytanie o ortodoksyjność poglądów pisarza, o ich zgodę z systemem ideologicznych tez uważanych za własne przez faszystów i nazistów, np. w kwestii literatury *Blut und Bogen* czy sakryfikacji w niej człowieka Północy? I na koniec, czy zdefiniowano pojęcia *faszizm* i *nazizm*, czy też używa się ich wymiennie, choć znaczą coś innego?

Są to pytania, które *casus* Hamsuna czynią niełatwym, więc nic dziwnego, że wielu badaczy pisarstwa autora *Głodu* ich nie podejmuje. Jeśli za punkt wyjścia wziąć pogardę, jaką żywił dla liberalnej demokracji i podziw dla autorytarnej wodzowskiej organizacji społeczeństwa, wtedy możemy mówić o bliskim związku pisarza z faszyzmem. Natomiast kwalifikowanie go jako nazistę wydaje się trudniejsze lub nawet niewykonalne z powodu braku świadectw całkowitego utożsamienia poglądów Hamsuna z nazizmem. Nie identyfikował się a nazistowskimi rządami w Norwegii, nie propagował aksjomatów programowych nazizmu. To, co pisał, atakując Anglię i anglosaską kulturę, wyrastało z dawnych idiosynkrazji i starych uprzedzeń. Obce mu były i nazistowski militarizm, i rasizm oraz faszystowska koncepcja „higieny rasowej” uzasadniająca nazistowski antysemityzm i antyslawizm, pogardę dla komunizmu. Nie ma też świadectw akceptacji fizycznej

⁴² Por. H. Orłowski, *O literaturze nazistowskiej* [w:] „Miesięcznik Literacki” (7)1968; tenże, *Literatura w III Rzeszy*, Poznań 1979, s. 68 i nast. Zobacz: Martin Humpál, op.cit.

eksterminacji ideowych przeciwników oraz ludzi niepełnowartościowych.

Ale stawał się Hamsun bliski nazizmowi wtedy, gdy kładł nacisk na narody, a nawet germański fundament praktyki politycznej, gdy głosił kult młodości i siły oraz aintelektualny witalizm, gloryfikował egzystencję na obrzeżach miejskiej cywilizacji. Ale nawet wtedy zauważalne jest raczej pokrewieństwo z koncepcjami konserwatywnymi, patriarchalnymi, głęboka niechęć do cywilizacji miejskiej. Nie uczynił też swojej twórczości propagandowym narzędziem partyjnej ideologii czy przestrzenią gloryfikacji wodza – Hitlera lub Quislinga.

Odpowiedź krytyków i historyków literatury na pytanie o faszyzm lub nazizm Hamsuna jest negatywna⁴³:

⁴³ *Nazismen og norsk litteratur*, red. B. Birkeland, S. Ugelvik Larsen, Oslo 1975; A. Kittang, *Luft, vind, ingentng: Hamsuns desilloroman fra til Ringen sluttet*. Oslo 1984; E. Beyer, *Hamsun og Hamsun-*

autor *Głodu* był konserwatystą opętanym antybrytyjską nienawistną fobią, która zniekształcała jego widzenie spraw ojczyistych oraz zdeformowała ogląd prawdziwej roli Niemiec i co gorzej spychała pisarza w stronę obcego i rodzimego faszyzmu. Jeśli oddzielić wizerunek Hamsuna – aroganckiego i „wsobnego” publicysty – od obrazu Hamsuna – pisarza ciągle fascynującego czytelników, to zauważymy łatwo, iż ma prawo istnieć w naszej pamięci jako wielki diagnosta spraw ludzkich, ciągle nam bliski i ciągle podziwiany pomimo zbłąkań na „zarosłych ścieżkach” życia, których zawiły dukt chcieliśmy przedstawić.

problemet [w:] *Forskning og formidling*, Oslo 1990. Por. też cytowane prace Steba S. Nilsona, Roberta Fergusona, Thorkilda Hansena, Radko Kejzlara, Maratina Humpala i in.

Refleksje

Bernd Balzer

Für ein Ende der Zurückhaltung

Zum Ost-West-Diskurs in Deutschland

Seit dem glücklichen Zusammenbruch des realen Sozialismus auch in Deutschland sind 20 Jahre vergangen. Also treten die zahlreichen Jahrestage verstärkt in die Öffentlichkeit. 20 Jahre Genscher auf dem Balkon der Prager Botschaft, 20 Jahre Öffnung der Ungarisch-Österreichischen Grenze, 20. Jahrestag des 8. Oktober (Leipziger Montagedemonstration), 9. November (Mauer-Öffnung) etc. Verbunden ist das stets mit Debatten über die immergleichen Fragen: Ist die Wiedervereinigung Deutschlands geglückt?, was trennt uns?, was verbindet uns?, etc.

Zwar ist inzwischen eine ganze Generation herangewachsen, die die deutsche Teilung nicht mehr selbst erlebt hat und im vereinten Deutschland aufgewachsen ist, gleichwohl dominiert bei der Definition von deutschen Identitäten noch immer die Ost-West-Frage. Die Wahlen zum Deutschen Bundestag haben dafür wieder ein starkes Indiz geliefert: Zu sehr differieren die Ergebnisse in „alten“ und „neuen Bundesländern“. Und dabei ist

das herausragende Unterscheidungsmerkmal das Abschneiden der Partei „Die Linke“ (Nachfolgerin der früheren Staatspartei der DDR, der SED). Sie ist – entgegen vielen Prognosen und Erwartungen (auch meiner eigenen) – über die Jahre nicht etwa schwächer, sondern entschieden stärker geworden: Dabei ist sie zwar in den vergangenen 10 Jahren bundesweit gewachsen, aber noch immer liegt ihr Schwergewicht im Osten, wo sie bei den aktuellen Bundestagswahlen zwischen 25 und 30 % der Wählerstimmen erreichte, während es im Westen zumeist zwischen 6 und 15 % sind.

Die Altkommunisten sind im Osten Volkspartei, und es ist nicht endgültig zu klären, ob sie diese Erfolge trotz, oder gerade wegen ihrer Verwurzelung im realen Sozialismus erreichen. Wahrscheinlich trifft beides zu: Die alten Kader und – wie man früher sagte – „Hundertfünfzigprozentigen“ schätzen den unveränderten ideologischen Kern und die immer noch weitgehende personelle Kontinuität; die Jungen nehmen gerade

dies nicht zur Kenntnis, oder aber nicht allzu wichtig.

Die Partei fährt entsprechend eine Doppelstrategie. Sie bemüht sich einerseits, diese Tatsache zu leugnen oder zu kaschieren: Die Namensentwicklung von SED über „SED-PDS“ und „PDS“ zu „Die Linke“ steht ebenso für diese Bemühungen wie die starke Betonung des neuen Charakters der Partei, der vorgeliebte Pazifismus und die Beschwörung einer geradezu radikalplebiszitären Position. Andererseits bietet sie sich als Auffangbecken der alten Kader an: Teile der alten Nomenklatura der DDR – wie zum Beispiel Hans Modrow – haben hier weiterhin ihre politische Heimat gefunden, und die einstige Zugehörigkeit zur Stasi gilt nicht als Hindernis einer Mitgliedschaft in der ach so demokratisierten „Linken“, sondern eher als Empfehlung. In Thüringen fanden es die Parteioberen auch nicht anstößig, den einstigen Chefsensor der DDR für 10 Jahre als Abgeordneten in den Landtag zu wählen. Es ist ein Jammer, dass Nestroys Feststellung heutzutage nicht mehr geläufig ist, wonach der Zensor moralisch noch unter dem Henker rangiert. Neuerdings scheint nicht einmal die traditionsreiche SPD etwas dabei zu finden, mit solchen „Linken“ Koalitionen einzugehen. Ausgerechnet in Berlin, das unter der SED-Diktatur erheblich gelitten hat, ist das sogar schon seit einigen Jahren so. Vor 20 Jahren, bei der Neugründung der SPD in der sich umgestaltenden DDR war dies noch ganz anders. Die Ost-SPD schloss die Aufnahme ehemaliger „SED-Mitglieder“ aus. Jetzt jedoch ist sogar der Ministerpräsident von Brandenburg, der ehemalige DDR-

Bürgerrechtler Matthias Platzeck, dabei, sich mit der ehemaligen SED zu verbünden, führt Koalitionsverhandlungen mit Kerstin Kaiser, einer früheren „IM“ der Staatssicherheit, nur ein Ministeramt für sie liegt derzeit noch jenseits der Tabugrenze – dafür mögen sie die Begrüßungsküsschen Platzecks entschädigen.

Das ganze ist natürlich mehr als traurig – Grund zur Besorgnis besteht gleichwohl nicht; denn: knapp 30% Wähler der gewendeten SED in Ostdeutschland, das bedeutet auch, dass 70% nichts mit dieser Partei zu tun haben wollten, und bei 11.2% linken Wählern im gesamten Bundesgebiet stehen eben auch 89,8 % gegen sie. Erklärungsbedürftig bleibt das ganze dennoch.

Gewiss sind zahlreiche Gründe für den relativen Aufschwung der Linken verantwortlich: Dazu gehört vor allem die Abspaltung des linken Flügels der westdeutschen SPD nach dem Streit um die Sozialgesetzgebung („Hartz IV), der sich 2005 zunächst als eigene Partei, „*Wahlalternative Arbeit und soziale Gerechtigkeit*“ konstituierte, um sich auf Initiative Oskar Lafontaines 2007 mit der PDS zur Partei „*Die Linke*“ zusammenzuschließen und so den SED-Nachfolgern erstmals eine Basis im Westen zu schaffen. Damit zusammen hing der Verfall des linken Profils der Sozialdemokraten in der Regierungsverantwortung. Vor allem aber hatte sich das Image der „Linken“ in der bundesdeutschen Öffentlichkeit gewandelt: Die alten Herren der ehemaligen Führung waren zum Teil verstorben, und die übrig Gebliebenen traten nur noch selten in der Öffentlichkeit auf. Die neuen jungen Führungskader waren gar nicht oder weniger durch in der DDR begangenes Unrecht belastet,

oder verstanden es, Diskussionen über die eigene Vergangenheit zu unterbinden (besonders Gregor Gysi brillierte in dieser Kunst). Die alte DDR-Devise: „keine Fehlerdiskussion, Genossen, nach vorn diskutieren“ erwies sich auch im vereinten Deutschland als ausgesprochen nützlich, und an die ritualisierte Übung formaler Selbstkritik war man schon seit den Thälmannpionieren gewöhnt worden. Und so vertrat man öffentlich die Position, „selbstverständlich“ nicht DDR-Verhältnisse herbeiführen zu wollen, wohl aber den nunmehr „wahren“ Sozialismus.

Attraktiv war das zunächst nur für die „Betonköpfe“ aus dem DDR-System und für die Verlierer der Wiedervereinigung: Den Verlust des Arbeitsplatzes konnten Meinungs- und Reisefreiheit und der Wiederaufbau der verfallenen Infrastruktur im Osten nicht ausgleichen, auch nicht die Transferleistungen der alten Bundesländer für den Osten von – je nach Rechnungsart – zwischen 300 Milliarden und 2 Billionen Euro. Es überraschte also nicht, dass die berüchtigten Stoßseufzer der 50er Jahre, „bei Adolf hatten alle Arbeit“, „da herrschte Ordnung“, mit entsprechender Abwandlung wieder auftauchten: „zu DDR-Zeiten hatte jeder Arbeit“, etc.

Das gab es allerdings auch schon zu Zeiten, als die PDS in Bundestagswahlen noch die 5%-Hürde verfehlte.

Es müssen andere Faktoren hinzugekommen und wirksam geworden sein – oder es haben sich die Gewichte innerhalb der schon existierenden Faktoren verschoben. Entsprechendes hatte sich auch schon zuvor ereignet: Die Leipziger Montagsdemonstrationen von 1989

zum Beispiel skandierten am 8. Oktober „Wir sind das Volk“; nur wenige Wochen danach hieß die Parole jedoch „Wir sind ein Volk“ – aus einer Bewegung zur Reform der (und innerhalb der) DDR war eine Kampagne zur Wiedervereinigung geworden. Die Spruchbänder forderten nun nicht mehr die Zulassung des „Neuen Forums“, sondern „Deutschland einig Vaterland“. Und teilweise zum Entsetzen gerade von Mitgliedern des Neuen Forums setzte sich die Einheitsbewegung durch. Auch an ihr waren Angehörige der Bürgerbewegung beteiligt – Rainer Eppelmann, Vera Lengsfeld, Wolfgang Ullmann und andere – deren Mehrheit jedoch hatte das Weiterbestehen einer DDR mit – natürlich geläutertem, reformiertem Sozialismus – gewollt; die Bundesrepublik war für sie als Alternative nie in Frage gekommen. Die bösen Kommentare von Stefan Heym oder Bärbel Bohley nach den ersten Wahlen in der gewendeten DDR und nach der Wiedervereinigung unterstrichen das. Diese Stimmen waren in den ersten Jahren nach 1990 nur eine verschwindende Minderheit. Daneben, oder darunter jedoch wuchs ein Glacis von Meinungen, Bewußtseinsprägungen, das in 40 Jahren DDR-Indoktrination wurzelte und sich aus Enttäuschungen, narzisstischen Kränkungen und demagogischer Agitation im wiedervereinigten Deutschland speiste. Die ununterbrochen propagierte Überlegenheit der DDR als „das bessere Deutschland“ war natürlich nicht folgenlos gewesen: Am geringsten noch bei der breiten Mehrheit der Bevölkerung, die diese Behauptung an der materiellen Wirklichkeit maß. Doch gerade unter Intellektuellen, die großenteils

noch bis in die 80er Jahre hinein den Sozialismus „als Projekt“ verstand, auf dessen Realisierung die DDR hinarbeitete, weshalb sie von vornherein dem „kapitalistischen Westen“ überlegen und diesem in jedem Falle vorzuziehen war. Das verband sich leicht mit der im 19. Jahrhundert entstandenen, aber auch noch zum Beispiel von Thomas Mann vertretenen These vom kulturvollen, „tiefen“ Osten und dem oberflächlichen, nur zivilisatorischen Westen: Hier „Leseland DDR“, dort „Micky Maus“ und „Coca Cola“. Hieraus resultiert ein generelles Überlegenheitsgefühl, das man bei ostdeutschen Politikern ebenso findet, wie bei Angehörigen der ostdeutschen Intelligentsia – Schriftstellern, Künstlern, Journalisten, etc. Dieses äußert sich durchaus auch als Überlegenheitsgehebe, indem westliches Denken, Handeln, Zustände und Verhältnisse im besten Fall herablassend, häufiger verurteilend apostrophiert werden. „Eine DDR, die es so nur im West-Fernsehen geben kann“ überschrieb zum Beispiel kürzlich Kerstin Decker im Berliner Tagesspiegel (Nr. 20390) eine Rezension zu einem Fernsehfilm. Dieser Überschrift folgte ein massiver, polemisch formulierter Verriss, der – und vor allem darin ist das ganze exemplarisch – seinen wütenden Impetus ganz eindeutig nicht ästhetisch motivierter Abneigung oder politischem Dissens verdankte, sondern der bloßen Tatsache, dass sich „westliche“ Filmemacher unterstanden hatten, Ereignisse in der DDR darzustellen und zu kommentieren. Für DDR-Themen beanspruchen Ost-Intellektuelle exklusive Kompetenz – „nur, wer dabei gewesen ist, kann das beurteilen“. Aus der Feder von Ange-

hörigen historischer Wissenschaften (und Frau Decker hat zum Beispiel über Heinrich Heine geschrieben) ist solche Auffassung besonders pikant! Sie ist aber auch äußerst probat, eignet sie sich doch hervorragend als Totschlag-Argument gegenüber jedweder Form der Kritik und lässt das Problem verschwinden, das der Niedergang des kulturvollen, projektgeadelten und von brillanten Intellektuellen bevölkerten DDR-Systems ausmacht, dem doch eigentlich die Zukunft hätte gehören müssen. Die Gemeinschaft der Intellektuellen mit DDR-Sozialisation teilt gewissermaßen die leidvolle Situation der muslimischen Umma: Eigentlich doch auserwählt als einzig wahre Gemeinschaft im Geiste ist sie in der Realität schmachlich zurückgeblieben, was – hier wie dort – in andauerndem Beleidigtsein resultiert. Was Mohammed-Karikaturen, ein Rudicarella-Witz oder Äußerungen von Thilo Sarrazin für die Gemeinschaft der Muslime waren, sind Thesen des Kriminologen Christian Pfeiffer, Bemerkungen Jörg Schönbohms oder eben ein „westlicher“ Fernsehfilm für die Umma der DDR-Intellektuellen.

Nun ist auch dieses Phänomen nicht völlig neu: Schon vor zehn Jahren hat zum Beispiel Regine Hildebrand trotz antisemitischer Vorfälle in brandenburgischen Dörfern bestritten, dass es in Brandenburg Antisemitismus geben könne und hat das ganze als Verleumdung aus dem Westen bezeichnet. Auch das Totschlag-Argument „nur, wer dabei gewesen ist...“ wurde von 1990 an schon immer wieder fleißig verwendet. Verändert hat sich der Resonanzraum dafür; er ist weiter geworden. Ein gewichtiger

Grund dafür ist, dass der Widerspruch fehlt. Im Westen galt lange die Devise „Der Geist steht links“. Bundesdeutsche Intellektuelle waren unter den letzten, welche die Wiedervereinigung akzeptierten, begrüßt hat sie kaum jemand von ihnen. Die veröffentlichte Meinung westlicher Provenienz setzte gegenüber dem Osten langezeit ihre Politik der Leisetreterei, die angesichts des Erpressungspotenzials der DDR-Führung angebracht war, auch nach der Wiedervereinigung fort, und die „Mühen der Ebene“ im Prozess des Zusammenwachsens der beiden Teile Deutschlands dämpften den anfänglich mehrheitlichen Enthusiasmus der breiten Bevölkerung in den neuen Ländern.

Der demografische Faktor tat ein weiteres: Der Anteil derjenigen, die die Diktatur des realen Sozialismus am eigenen Leibe erfahren haben, nimmt ab und damit das Wissen über den Charakter einer Partei, die „immer Recht“ zu haben beanspruchte, für die „Wahrheit parteilich“ war und für die sich die Moral ihrer Handlungen allein am Nutzen für den „Fortschritt“ in ihrem Sinne maß. Lüge, Täuschung, Mord – die Verletzung jeder moralischen Norm wurde durch den Nutzen für die Partei legitim. Gewiss: Die einzelnen SED-Mitglieder waren in höchst unterschiedlichem Maße an entsprechenden Handlungen beteiligt; da die SED 1989 aber den radikalen Schnitt einer Selbstauflösung aus Geld- und Machtgier vermied, haftet ihr als ganzer und damit auch jedem einzelnen der Generalverdacht an. Die demokratische Opposition in der DDR von 1989 brachte der SED daher ein gewisses „Urmisstrauen“ entgegen, das manche,

wie zum Beispiel Konrad Weiss, retrospektiv als nicht ausreichend erkannten:

„Unsere alles entscheidende Stärke, die Gewaltlosigkeit, war zugleich unsere Schwäche. Während wir noch am Runden Tisch um Reformen und um die Demokratisierung der DDR rangen, bauten die machterfahrenen Kader längst im Verborgenen ihre neuen Organisationen auf, schleusten Geld in sichere Kanäle und ließen von besonders bewährten Genossen Unternehmen gründen, aus denen sich heute ihre Kriegskasse speist. Besonders sensible Bereiche, zum Beispiel die Medien, wurden regelrecht unterwandert. Während wir noch vom Küchentisch aus unsere Organisationen und Parteien aufbauten, manchmal ohne ein einziges Telefon, liefen bei der PDS längst wieder die Drähte und Computer heiß. Zahlreiche Probleme, mit denen wir uns im wiedervereinigten Deutschland herumzuschlagen haben, resultieren aus unserer damaligen Zaghaftigkeit“ (http://www.bln.de/k.weiss/tx_tisch.htm).

Den heute unter Dreißigjährigen fehlt dieses Misstrauen völlig. Zugleich nimmt die „Weichzeichnung“ der Verhältnisse in der DDR („Ostalgie“) zu, so dass die Jungen im Osten ein DDR-Bild und ein Sozialismusverständnis gewinnen, das durch eine Mischung aus Unkenntnis und Verklärung gekennzeichnet wird.

Jetzt rächt sich das defensive Verhalten des Westens. Man hatte erwartet, dass die Vorzüge der Demokratie ebenso für sich sprechen würden wie die überlegene Qualität der Warenwelt. Das hat sich aber als Fehleinschätzung erwiesen. Im Osten ist eine wachsende Zahl der Menschen bereit, Demokratie und Freiheit

im Tausch gegen „soziale Sicherheit“ dreinzugeben, manche Umfragen wollen dafür sogar bereits eine Mehrheit erkannt haben. Und in der ostalgischen Sicht vieler Ostdeutscher sind die Waren „aus der Heimat“ den Westprodukten allemal vorzuziehen, was die Erfolge von „Ostpro“-Messen kenntlich werden lassen (das schließt sogar die „Rennpappe“, den Trabi, ein, der den ursprünglich so bewunderten Nobelkarossen aus dem Westen nunmehr trotziger als überlegen ausgegeben wird).

Höchst selten gab es Widerspruch aus dem Westen gegen falsche Schuldzuweisungen (die Treuhand war ein Konstrukt der letzten DDR-Volkskammer – doch wurde sie als Ausbeutungsinstrument des Westens gescholten), Beschimpfungen (Kälte, Ellenbogenmentalität), Beleidigungen (Primitivität, Kulturlosigkeit) oder Kritik an der den Osten erklärenden Mythenbildung (Solidarität, Wärme, Kultur), usw. Es fiel westlich der Elbe nicht einmal auf, dass die Stimmführer Ostdeutschlands in 20 Jahren nicht einen einzigen positiven Aspekt in Zustand und Geschichte der alten Bundesrepublik entdecken konnten. Im Gegenteil: Was wir – und zumeist auch die Weltmeinung – Westdeutschland zwischen 1949 und 1989 zugute hielten, wurde zu Nachteilen und Fehlleistungen umgedeutet: Die Integration von Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen wird noch immer als Unterstützung des Revanchismus bezichtigt. Die Aussöhnung mit Israel steht – ganz in der antiisraelischen und teilweise auch antisemitischen Tradition der DDR – unter Verdacht der Araberfeindlichkeit. Die Westintegration widerstrebt dem dumpfen

Nationalismus linker Provenienz und stößt nicht nur bei der Partei „die Linke“ auf Europa- und Amerikafeindlichkeit. Und dass die Intaktheit von Orten und Einrichtungen sich so vorteilhaft unterschied vom allgemeinen Verfall in der DDR, stellte sich in östlicher Optik als besonders verwerflich dar: „Kaum war ich aus dem Zug gestiegen, merkte ich, daß es in dieser wahnsinnig aufgeräumten Weltgegend schwierig werden dürfte, unauffällig meine Zigarettenkippe zu entsorgen“, schrieb Jens Sparschuh in seinem Roman *Der Zimmerspringbrunnen* (Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1995, S. 25). Und Thomas Rosenlöcher kann auf der ersten Westreise den „Sauberkeitsdörfern“ (*Die Wiederentdeckung des Lebens beim Wandern*. Von Dresden in den Harz. - Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1991, S. 51) überhaupt nichts Positives abgewinnen. Dass es sich bei den Transferleistungen von West nach Ost in Wirklichkeit um die Ausbeutung des Ostens durch den Westen handelt, versteht sich sozusagen von selbst: Gregor Gysi strapaziert da immer das gleiche Argument: Das Geld aus dem West sei vom Osten ja im Westen ausgegeben worden, also habe der die Vorteile – Heiliges Milchmädchen!

Es steht also nicht gut um das Verhältnis zwischen den Menschen in Ost und West?

Aber keineswegs!

Von regionalen Stereotypen abgesehen, wie sie auch für das Verhältnis zwischen Bayern und Preußen, oder Ostfriesen und dem Rest der Republik eine Rolle spielen, ist für die Mehrheit der Bevölkerung der Bundesrepublik die Ost-West-Frage bedeutungslos geworden. Der Bodensatz antiwestlichen Ressentiments sammelt sich in der Linkspartei

und er ist ungebrochen bei einer großen und lautstarken Minderheit ostdeutscher Intellektueller, die die Einheit nie wollten, von ihr völlig überrascht und schockiert wurden und ihre Traumata nun mit Selbstüberschätzung und antiwestlichen Affekten überkompensieren.

Soweit das nur das psychische Problem einer Gruppe ist, kann man das weiterhin ignorieren, da dies aber erkennbar auch Wirkungen über diese Gruppe hinaus hat, wird es höchste Zeit, dagegenzuhalten und endlich die Glacéhandschuhe auszuziehen.

Klaus Schuhmann

Reisen in Polen – Alfred Döblin, Joseph Roth, Arnolt Bronnen

In den Jahren nach dem 1. Weltkrieg war es namhaften deutschen und auch einigen französischen Schriftstellern ein dringendes Anliegen, nach den zurückliegenden Jahren der militärischen, politischen und kulturellen Verfeindung wieder in ein die Grenzen überschreitendes freundschaftlich-kollegiales Gespräch zu kommen und die schon Jahre vor dem Krieg bestehenden Freundschaftsbande neu zu knüpfen. Seit der Mitte der zwanziger Jahre verband sich dieser Wunsch bei diesen Autoren damit, das Nachbarland mit eigenen Augen wieder zu sehen oder dem eigenen für einige Zeit den Rücken zu kehren: Walter Hasenclever, Joseph Roth und Kurt Tucholsky nutzten dazu ihren journalistischen Auftrag, dem sie längere Zeit in Frankreich als Reporter, Auslandskorrespondenten oder Reisende nachgingen, und auch mit Büchern darüber wie Roth und Tucholsky von sich reden machten.

Nicht weniger Schriftsteller brachen in das Land im Osten auf, wo 1917 eine Revolution stattgefunden hatte, und signalisierten wie Franz Carl Weiskopf mit dem Titel ihres Reiseberichts – „Umsteigen ins 21. Jahrhundert“ –, mit welchen Erfahrungen und Zukunftserwartungen sie von dort zurückkehrten.

In das Nachkriegspolen machten sich zudem drei deutsche Schriftsteller

auf, die dort auf Erkundungsreise gingen: 1925 erschien Alfred Döblins Buch „Reise in Polen“ im S. Fischer Verlag, 1928 druckte die „Frankfurter Zeitung“ in mehreren Folgen Joseph Roths polnische Reiseberichte, die in der Werkausgabe „Briefe aus Polen“ heißen, und ein Jahr später kam ein Buch mit dem seltsamen Titel „O.S.“ auf den Büchermarkt, das Arnolt Bronnen geschrieben hatte, der sich dabei auf Berichte jener aus militärischen Kreisen stammenden Teilnehmer an den Kämpfen in Oberschlesien berief, die ihm über ihren Marsch in Richtung Annaberg berichteten und ihn auf diese Weise gleichsam post festum zum Mitkämpfer machten.

Es ist offenkundig, dass es recht unterschiedliche Beweggründe waren, die diese drei Autoren neugierig auf das östliche Nachbarland machten.

Dass ein durch mehrere Romane bekannter Schriftsteller, der in diesen Jahren seine Arbeit an seinem Erfolgsroman „Berlin. Alexanderplatz“ begann, nicht nötig hatte, ein Reisebuch zu schreiben, das ihn von dieser Arbeit für einige Zeit abhielt, kann als wahrscheinlich gelten. Es dennoch zu tun, muss Gründe gehabt haben. Matthias Prangel gibt dafür Döblins in Berlin gemachten Bekanntschaften mit Vertretern des Judentums und seinen Zugang zum Scholem-Alech-

jem-Club in der Kleiststraße sowie seinen im Frühjahr 1924 gehaltenen Vortrag „Zionismus und westliche Kultur“ an, wobei er eine „neue Religiosität außerhalb der Synagoge“ vertreten habe. Das mag ihn bewogen haben, von der „Vossischen Zeitung“ dazu eingeladen, sich von Ende September bis Ende November in Polen aufzuhalten, und in Tageszeitungen und Zeitschriften 1924 darüber zu publizieren. 1925 lag dann „Reise in Polen“ als ein nahezu 400 Seiten umfassendes Buch vor, eingeleitet mit dem Vorspruch „Denn eine Grenze hat Tyrannenmacht“:

Allen Staaten gesagt
Und dem Staat überhaupt

Damit ist als Generallosung deklariert, was in den folgenden Kapiteln aus subjektiver Erfahrungs- und Erlebnisperspektive auf dieser Reise gesehen und gehört wurde.

Die Stationen heißen „Warschau“ (über 100 Seiten), „Wilno“, „Lublin“, „Lemberg“, „Das Naphtharevier“, „Krakau“, „Zakopane“ und „Lodz“, beschlossen durch das kürzeste Kapitel mit der Überschrift „Ausreise“. Schließlich werden die Buchtitel nachgetragen, in denen Döblin in Vorbereitung auf seine Reise „geblättert“ hat, von Mickiewicz (zur Geschichte Polens) bis zu Dubnows „Neuester Geschichte des jüdischen Volkes“.

Döblin bedient sich bei seiner Berichterstattung vertrauter literarischer Werkzeuge. Er dokumentiert mit Hilfe der amtlichen Statistik (in Warschau wohnten damals 350.000 Juden), er fand auskunftsfreudige Gesprächspartner, er besuchte Theater und kulturelle

Einrichtungen, besichtigt Schulen und hörte sich den dortigen Unterricht in der jeweiligen Landessprache an. In einigen Kapiteln kommt er explizit auf das Motto am Anfang zurück, das er in einigen zeittypischen Meinungskundgaben konkretisiert:

Einen Zionistenführer spreche ich, einen bebärteten lebhaften, überaus energischen Mann: „Das polnische Volk hat Spott und Verachtung für die Juden, auch etwas Furcht.“

An anderen Stellen bezieht Döblin selbst Position: Die heutigen Staaten sind das Grab der Völker. Staaten sind Kollektivbestien.

Assimilieren die Ukrainer, Weißrussen, Litauer, Juden, Deutschen: Polen wird es nicht können. Dafür fehlt Polen das Gebiss. Amerika gelingt es, es ist ein offenes Becken.

Es ist etwas Schauerliches um das Nationale von heute. Ich verliere jede Lust, mich für die Freiheit der Völker einzusetzen.

Dass sich in diesen Reisemonaten Döblins Weltbild innovierte, ist an einem der Schlusssätze zu erkennen, die auf seinen Jahre später geschriebenen Essay „Vom alten zum neuen Naturalismus“ voraus weisen:

Materialismus hin und her: er ist leer, aber so kündigt sich die Zukunft an.

Es verwundert nicht, dass die „Frankfurter Zeitung“ ihren Mitarbeiter Joseph Roth damit beauftragte, Döblins Buch zu rezensieren. Wie dessen Verfasser war auch er seit dem Beginn der zwanziger Jahre als genuiner Erzähler ausgewiesen und hatte mit Reiseberichten aus Frankreich („Die weißen Städte“) seine Vertrautheit mit journalistischer Reisebeschreibung unter Beweis gestellt, nicht weniger als mit dem 1927 erschienenen Buch „Juden auf Wanderschaft“ sein

Wissen über das Leben und die Schicksale der Juden, zu denen er sich ebenso wie Döblin seiner Herkunft nach zählen konnte. Zudem hatte sich Roth schon 1921 darüber ins Bild gesetzt, was in Oberschlesien zwischen Polen und Deutschen strittig war und seine Kompetenz in wirtschaftlichen Belangen unter Beweis gestellt hat. "Das Recht auf Oberschlesien" war der erste Artikel im Berliner „12-Uhr-Blatt“, der nachfolgende mit dem Titel „Oberschlesien“ im „Berliner Börsen-Courier“, beide im Mai, zwei Monate nach dem Plebiszit in Oberschlesien.

Seine Buchbesprechung erschien am 31. Januar 1926 und ist, dessen Titel erweiternd, „Döblin im Osten“ überschrieben und beginnt mit jenem Zitat, das der Arzt aus Berlin seinem Reisebericht vorangestellt hatte, um anschließend, nun den Titel des Buches verengend, mit einem Lob seine Buchkritik zu beginnen:

Wer von einer einzigen Fahrt zu den Juden (Sperrung, K. Sch.) und Christen (...) des Ostens eine so vortreffliche Gesinnung mit einer treffenden jüdischen Wendung mitbringt, beweist, daß unter vielen deutschen Dichtern er berechtigt ist, nach Polen zu reisen.

Dann aber zeigt Roth auf Distanz gehend, dass er der in dieser Materie kundiger sein will und weist Döblin auf die begrenzte und nicht vorurteilsfreie Art seines Blicks hin:

Döblin hat sich vor dem Rückfall in westliche Anschauungen nicht ganz in acht genommen. Er ist Atavismen anheimgefallen. Das Vorurteil konnte sein Urteil nicht trüben, aber sich vor das Urteil schieben. Die Schablone drängte sich vor den klugen Betrachter. Die fixierten, seit Jahrzehnten durch Berichte bis zur

Unglaublichkeit erhärteten Vorstellungen, die sich Franzosen, Engländer, Deutsche von Polen, Russen, Serben „und dergleichen“ gebildet haben, kann selbst ein Schriftsteller von der Sehschärfe Döblins nicht in sich ertönen.

Es ist nicht weniger als ein „Rückfall in westliche Anschauungen“, die Roth am Buch seines Kollegen moniert, mithin also Mangel an Einblick in die Lebenswelt des „Ostens“, jenem Territorium Polens gewiss auch, aus dem der in Berlin arbeitende gebürtige Galizier stammt.

Drei Jahre später machte sich der Rezensent auf die Reise und ließ seine Berichte als Serie in der „Frankfurter Zeitung“ erscheinen, nachdem in den Jahren zuvor „Reise in Russland“ (1926) und „Reise nach Albanien“ (1927) erschienen waren.

Roth hat seinen an verschiedenen Aufenthaltsorten verfassten Texten durchgehend an einen „Freund“ adressiert und damit einen fiktiven Adressaten gewählt, der ihm ermöglicht, erzählend-berichtend einen Ton anzuschlagen, der vergessen lässt, dass er, als er das „polnische Kalifornien“ vor Augen hat, und seinen Lesern nüchtern-prosaischen Fakten über ökonomische Sachverhalte kommt.

Begonnen wurde die Reise vom „Schlesischen Bahnhof“ aus, wo auch Döblin seine Tour angefangen hatte. Roth schildert deshalb auch ausführlich die Reisemodalitäten, die zu bestehen waren. Zunächst das Angenehme hervorhebend („Der Schnellzug, der aus Paris kommt, führt heute schon direkte Wagen aus großen europäischen Städten nach Moskau“), dann aber ernüchtert konstatierend, dass Europa noch immer

durch Staatsgrenzen getrennt ist, die dem Reisenden dort lästig werden, wenn er sein Visum vorzeigen muss:

Erst an der polnischen Grenze – an der sich übrigens die Züge fast regelmäßig verspäten – fand ich mich wieder in meine alte Skepsis zurück. (...) Die Reisepässe, die zum Abstempeln von den Passagieren eingesammelt werden wie Stimmzettel, holt nicht ein Beamter in Zivil, sondern ein uniformierter Polizist, gestiefelt, gespornt, bewaffnet und das Angesicht mittels eines Lederriemens an die Mütze geschnallt. Und obwohl er selbstverständlich zu Fuß durch den Korridor geht, sieht es doch so aus, als r i t t e er an den offenen Kupeetüren vorbei und als wollte er die Pässe auf einer Lanze aufspießen, um sie dann draußen vielleicht zu braten.

Nach nächtlichem Aufenthalt an der Grenzstation öffnet sich dem Reisenden dann endlich mit dem beginnenden Morgen wieder ein erfreulicher Ausblick auf die vorbeifliegende polnische Landschaft:

Einsame Weidenbäume standen zärtlich über dem dunkleren Grün der Erde und streichelten sie mit sachten Zweigen. (...) Wenig Schornsteine, keine Radiostationen, keine Gleisdreiecke, eine noch scheinbar unparzellierte Erde und schmale Ackerstreifen, eingebettet im endlosen fetten Grün der Weiden, ein großer Atem, den man zu sehen glaubte und der nur aus einem schlafenden, noch nicht ausgenutzten Reichtum kommen kann.

Verglichen mit dem Land und der Stadt, von wo Roth seine Reise begonnen hat, fast eine Rückkehr zur Natur, wäre all das nicht mit dem Vorbehalt des Wortes „scheinbar“ versehen, dessen Bedeutung dem Leser aber erst aufgeht, wenn Roth im „polnischen Kalifornien“ angekommen ist.

Um den in diesem Land vorherrschenden Lebensrhythmus zu verdeutli-

chen (im Vergleich zu dem in den deutschen Großstädten), erzählt er ausgiebig von den Warschauern, die er auf seiner ersten Station beobachtet hat:

Beachten Sie zum Beispiel die Chauffeure in Warschau: Sie sehen aus, als hätten sie mit Pferden und nicht mit Motoren zu tun. Sie sitzen gleichsam provisorisch am Steuer, und erfreulicherweise ist in ihren Gesichtern kein Zug von jener markanten Kälte technischer Physiognomien zu finden, die bei uns den neuen Typ des maschinen-vertrauten Menschen übertrieben kennzeichnet. Die Warschauer Chauffeure sind Brüder und Söhne der Landsleute, die auf ihren niederen Bauernwagen durch die Stadt rollen und Häcksel auf den Straßen verstreuen. In dieser großen Stadt mit einer Million Einwohnern sind die Manifestationen des Dorfes keineswegs merkwürdig, sondern sogar heimisch (...). Sie mögen aus diesen angedeuteten Zusammenhängen schon ersehen, wie vielen Mißverständnissen ein Westeuropäer erliegt, wenn er nach den Normen seiner Heimat das öffentliche Leben Polens beurteilen will.

Was Roth Jahre zuvor an Döblins Polenbild kritisch vermerkt hatte, wird hier noch einmal erinnert und positiv als Arbeitsmaxime für die nachfolgenden Berichte fixiert.

Wie Döblin begab sich auch der reisende Reporter Joseph Roth von Warschau aus ins Landesinnere und machte dort Station, wo der „Das Naphtharevier“ gefunden hatte, eine Landschaft, wo die Berge überzogen sind von „kleinen Flämmchen“, sichtbares Indiz dafür, das dort nach Erdöl gebohrt wird. Dort hielt sich Döblin mit eingehenderen Beschreibungen nicht allzu lange auf und brauchte deshalb auch wenig Raum, um seine Beobachtungen zu dokumentieren.

Roth dagegen zeigte schon mit seiner auf Amerika verweisenden Überschrift

an, dass es für einen Reporter am „nördlichen Rand der Karpaten“ mehr vom modernen Polen zu sehen gab als in der Landeshauptstadt. Und so beginnt dann auch der Bericht an den „lieben Freund“:

(...) ich komme eben aus einem der interessantesten Gebiete Europas. Ich meine jenen Teil kleinpolnischen Landes, in dem sich die berühmten Erdölquellen befinden. Es liegt, wie Sie wissen, im Süden Mittelgaliziens und am nördlichen Rande der Karpaten, und sein Mittelpunkt ist die sehr merkwürdige Stadt Boryslaw. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird hier Petroleum gewonnen. Auf einem Gebiete von etwa 15 Quadratkilometern stehen die dunklen, hölzernen Bohrtürme.

Dass die geographische Titulierung „Polnisches Kalifornien“ nicht weit hergeholt ist, wird bei der weiteren Ortsbeschreibung offenkundig:

Vor ein paar Jahrzehnten war Boryslaw noch ein Dorf, heute leben hier etwa 30.000 Menschen. Eine einzige Straße – ungefähr 6 km lang – verbindet drei Ortschaften, ohne daß man sehen könnte, wo die eine aufhört und wo die andere beginnt. Hart an den Häusern entlang zieht sich ein hölzerner Gehsteig, von kurzen, stämmigen Pfählen getragen. Ein Trottoir zu errichten ist unmöglich, weil Rohre unter der Straße das Öl zum Bahnhof leiten.

Boryslaw ist eine wachsende und zudem wandernde Stadt: immer den neuen Fundstellen hinterher.

Die Gründlichkeit, mit der sich Roth auf diesen Stoffkomplex einlässt, unterscheidet ihn von Döblins dortiger Flüchtigkeit und rückt ihn in die Nähe Brechts, der in den zwanziger Jahren weltwirtschaftlichen Vorgängen, wie sie sich auch an der Börse spiegelten, nachforschte und daran zweifelte, ob man

über den Ölkomplex noch in herkömmlichen Jamben auf der Bühne sprechen könne.

Der prosaschreibende Joseph Roth hatte keine Schwierigkeiten, die technischen Vorgänge der Ölgewinnung und deren Kosten zu bilanzieren und die Besitzer der Ölfelder Millionäre zu nennen:

Geld, Geld, sehr viel Geld! Bedenken Sie, daß eine Bohrung bis zu 1500 Meter etwa 90 000 Dollar kostet, und ziehen Sie daraus den Schluß, daß weder Sie noch ich jemals Grubenbesitzer werden können. Es ist ein Lotteriespiel für Leute, die es eigentlich nicht mehr nötig haben, für Banken und Konsortien und amerikanische Milliardäre. (...) Es ist ein gewisser Gegensatz zwischen der märchenhaften Art der Erde, Schätze zu spenden, und dem Aktienbesitz der Naphthagraber und der stoischen Ruhe, mit der sie das Wunder erwarten dürfen. Diese armen Schatzgräber sitzen sehr weit entfernt vom Schauplatz der Naturwunder, in den großen Städten des Westens, und der Umstand, daß sie fern, mächtig, unsichtbar und fast unpersönlich sind, verleiht ihnen den Glanz von Göttern, die mittels geheimnisvoller Ausstrahlung Ingenieure und Arbeiter dirigieren. Der allergrößte Teil der polnischen Gruben liegt im Besitz ausländischer Finanzgewalten. Irgendwo weit, auf den großen Börsen der Internationalität, werden Aktien gehandelt, und Transaktionen vollziehen sich nach unerforschlichen Gesetzen. (...) Die kleinen Beamten dürfen nur dasitzen und zittern, wenn ihr Ohr der Widerhall größerer Gewitter auf den Weltmärkten trifft.

Während Roth in diesem Teil Polens den langen Arm amerikanischer (und westlicher) Unternehmen wirken sah, ging es ihm um die „russischen Überreste“, als er in vergleichbarer Weise „die Textilindustrie in Lodz“ in Geschichte und Gegenwart seinem „lieben Freund“ vor Augen führte und dabei ganz ne-

benbei ein Loblied auf die polnischen Frauen anstimmt, die ihn angenehmer anmuteten als dem in diesem Punkt von ihm kritisierten Alfred Döblin:

Unwahrscheinlich die Eleganz mancher Frauen. Einige sahen aus wie aus einem Pariser Fünf-Uhr-TEE mittels Flugzeug herübergebracht und in den Abend von Lodz verstreut.

Es sind die Ehefrauen reicher Männer!

Berichte Döblins über Kultur, Sitten und Bräuche der Volksgruppen überwiegend mittels Gesprächen, die er mit ihnen führte, räumt Roth diesem Thema einen ganzen Beitrag ein, der „Das literarische Leben“ überschrieben ist und von der Altersversorgung der Schriftsteller durch das „Kunstdepartement“ und die polnischen Verlage handelt, von denen indes nur zehn „ernstere literarische Arbeiten“ annehmen und drucken. Die beiden nachfolgenden Berichte lassen sich dagegen eher mit Döblins Erkundigungen vergleichen: bei ihm die Juden in Warschau betreffend, bei Roth – so die Kapitelüberschriften – „Die ukrainische Minderheit“ und „Die deutsche Minderheit“, in beiden Fällen Problemfelder, die sich aus dem Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft herleiteten.

Mit einem geschichtlichen Exkurs beginnend, lässt Roth (Döblin vergleichbar) einen glaubwürdigen Kronzeugen zu Wort kommen, der über das Verhältnis der Deutschen (es sind der Statistik nach 3,04 Prozent) zu ihrem Wirtsvolk urteilen:

Ich wäre froh, wenn die Polen in der polnischen Republik so gute Staatsbürger wären wie die Deutschen. Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen immerhin

die Tatsache mitteilen: daß in allen Staaten der Welt die Deutschen die gewissenhaftesten Steuerzahler sind. Ohne Zweifel eine große staatsbürgerliche Tugend.

Danach folgen statistische Angaben: die Zahl der deutschen Abgeordneten im Sejm (17) und im Senat (5 Senatoren), die wichtigsten politischen Parteien und schließlich die Anzahl der Zeitungen und Zeitschriften in „deutscher Sprache“: insgesamt 104, „von ihnen die meisten (39) in Oberschlesien, 37 in Posen, 10 im Pommerellen, 13 in Lodz und 3 in Lemberg“.

Der Bericht klingt mit respektvoller Anerkennung für den polnischen Staat aus:

Aber gerade das (nämlich für ihre kulturelle Eigenart und materielle Wohlfahrt zu sorgen, K. Sch.) fällt einem jungen Staat so schwer, dessen außenpolitisches Verhältnis zum Deutschtum nicht immer ungetrübt war und der selbst noch lange Zeit brauchen wird, ehe er sich daran gewöhnt, daß er kein reiner Nationalstaat ist.

Auch Roth also, wenn auch weniger imperativisch als Döblin, plädiert dafür, das Zusammenleben verschiedener Völkerschaften, wie sie sich in Polen nach dem Ende des 1. Weltkriegs nach der neuen Grenzziehung fanden, engstirniger nationaler Superiorität vorzuziehen.

Dafür bekam er in deutschen Landen nicht nur Beifall, was „Ein Leserbrief und die Antwort“ bezeugte, mit denen die „Reise in Polen“ beschlossen wird.

Dass es sich beim Briefeschreiber Bruno Rühle nicht um eine Einzelmeinung handelte, die behauptete, „die tatsächliche Lage der deutschen Minderheit bleibt schlecht“, brachte 1929 der Roman von Arnolt Bronnen an den Tag,

den Gauleiter Goebbels im „Angriff“ als den „ersten nationalistischen Roman großen Stils“ lobte, dessen Verfasser in seinem Jahrzehnte später veröffentlichten Buch „Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll“ dagegen feststellte:

Mit diesem Buche hatten Sie einen Schritt getan, der ein Zurück nicht mehr zuließ. Sie hatten sich bekannt. Sie hatten sich zu den Kräften bekannt, welche im deutschen Volk eine Herren-Rasse sahen, dazu bestimmt, der ganzen Welt ihren Stempel aufzuprägen. Sie hatten sich zu der Gewalt bekannt, mittels derer allein eine derartige Welt-Diktatur möglich war. (...) Sie erklärten Ihren Roman als politisches Buch, in welchem Sie „historische Treue wahren“ wollten. Aber dazu gehört Materialbeherrschung. Wenn Sie den Kampf um Oberschlesien beschrieben, mußten Sie wissen, was Oberschlesien war und worum es in Oberschlesien

ging. (...) Aus allem dem ergibt sich, daß Ihr Buch nicht nur ein schlechtes und schädliches Buch unter anderen schlechten und schädlichen Büchern war. Es übte vielmehr eine Ketten-Reaktion des Bösen und Grauenhaften aus. Dazu gehörten auch die zahlreichen Rezensionen und Kritiken, die diese Publikation in den Medien hervorrief und die Skala der damaligen politischen Wertungen von Ernest Jünger bis zu Kurt Tucholsky vorführte, mit denen Döblin und Roth nicht rechnen konnten.

Zehn Jahre nach dem Erscheinen dieses Buches begann mit dem 2. Weltkrieg und dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen dieses „böse Kapitel“ in der Geschichte des polnischen und des deutschen Volkes, das noch immer nicht zu einem guten Ende gekommen ist.

Kerstin Danne-Weyer

„Die Du verlassen, sie atmen noch“. Klaus Manns „Mephisto“ und die Verantwortung des Künstlers

Anlässlich des 60. Todestages Klaus Manns, der sich in Cannes am 22. Mai 1949 das Leben nahm, bietet es sich an, einen Blick auf die lebendige Wirkungsgeschichte seines berühmtesten Werkes zu werfen.

Wenn ein Heldentenor sich beim Stehlen silberner Löffel ertappen lässt, bekommt er es wahrscheinlich mit der Polizei zu tun. Ein Lyriker, der Banknoten fälscht oder einen Lustmord begeht, wird als Verbrecher behandelt – seien seine Verse noch so originell.

Und wenn nun ein begabter oder gar genialer Künstler mit politischen Gangstern gemeinsame Sache macht – das sollte ihm einfach durchgehen? Dürfen kulturelle Führer und Repräsentanten sich ungestraft dem Todfeind der Kultur verbünden? Haben Genies politische Narrenfreiheit?¹

Diese Frage stellt Klaus Mann, zehn Jahre nachdem im Oktober 1936 in Amsterdam sein „Mephisto. Roman einer Karriere“ erschienen ist, der von

einem opportunistischen Schauspieler im Dritten Reich erzählt. In Deutschland erscheint der Roman erst 1956 im Ost-Berliner Aufbau-Verlag. 1963 endlich plant die Nymphenburger Verlags-handlung die Herausgabe einer Werk-ausgabe Klaus Manns in Westdeutsch-land, die auch den Roman „Mephisto“ enthalten soll. Daraufhin klagt Peter Gorski, Adoptivsohn des in diesem Jahr verstorbenen Gustaf Gründgens, der den Schauspieler und Theaterintendanten durch die Romanfigur Höfgen beleidigt und verunglimpft sieht, um eine Veröffentlichung zu verhindern. Nachdem die Klage 1965 zunächst ab-gewiesen worden war, erlässt das Han-seatische Oberlandesgericht in Ham-burg im Hauptprozess 1966, dass die bundesdeutsche Ausgabe zur weiteren Verbreitung verboten wird. Der Bundes-gerichtshof bestätigt das Urteil im Jahr 1968. Der Nymphenburger Verlag legt daraufhin eine Verfassungsbeschwerde ein, welche Ende Februar 1971 zurück-gewiesen wird. In den nächsten Jahren kursiert an Universitäten und in alterna-tiven Buchhandlungen ein Raubdruck des Romans. 1981 schließlich setzt sich der Rowohlt Verlag über das bestehende

¹ Klaus Mann am 17. April 1946. Mann, Klaus: Kunst und Politik. Unveröffentlichtes, englischsprachiges Manuskript. Übersetzung von Klaus Täubert. – In: Klaus-Mann-Archiv der Stadtbibliothek München.

Veröffentlichungsverbot hinweg und gibt eine Neuausgabe des „Mephisto“ heraus, die in den folgenden zwei Jahren über 500.000 Mal verkauft wird.

Gorski und die deutschen Gerichte sehen im „Mephisto“ einen Schlüsselroman. Die biographische Voraussetzung, einen solchen zu schreiben, ist vorhanden. Der damals 20 Jahre alte Klaus Mann hatte eine kurze Liebesbeziehung mit Gustaf Gründgens, bevor dieser Klaus' Schwester Erika heiratete – Klaus leistete dem frischvermählten Ehepaar Gustaf und Erika dann auch auf der Hochzeitsreise Gesellschaft. In den Beschreibungen des ehemaligen Freundes in Manns autobiographischem Roman „Wendepunkt“ klingt verliebte Bewunderung ebenso wie die Abscheu vor Gründgens' Eitelkeit und der Sucht nach Erfolg an: „Gustaf war brilliant, witzig, blasiert, mondän. [...] Gustaf war von überströmender Lebendigkeit [...]. Die erste Begegnung mit Gustaf bleibt mir unvergesslich. [...] Er war schön, [...]. Er litt an seiner Eitelkeit wie an einer Wunde“ (W 164f.). Dass Peter Gorski die Persönlichkeitsrechte seines Adoptivvaters durch den „Mephisto“ tangiert sieht, kann kaum verwundern, denn die Darstellung der Romanfigur Hendrik Höfgen weist – gerade im Vergleich zur Gründgens-Beschreibung im „Wendepunkt“ – viele Parallelen mit dem real existierenden Intendanten auf. Hendrik Höfgen wird als ein etwas zu dicker, junger Mann mit fahler Miene und kahlem Schädel beschrieben. Sein Gesicht wird bestimmt durch breite Lippen, ein markantes, meistens stolz gerecktes, Kinn (M 22, 56) und schillernde Edelsteinaugen (vgl. M 46) von grün-grauer Farbe, die

an die eines Fisches erinnern (vgl. M 22). All diese Charakteristika treffen auch auf Gründgens zu, wie er in „Der Wendepunkt“ beschrieben wird: „In seinem Gesicht, das ohne Schminke merkwürdig fahl, fahl wie Asche, schien, schillernten seine kalten, traurigen Juwelenaugen wie die eines sehr seltenen, kostbaren, vielleicht verzauberten Fisches“ (W 164). Am Künstlertheater in Hamburg wird Höfgen von seinen Schauspielerkollegen ebenso geschätzt wie gefürchtet. Schmitz, den Geschäftsführer des Theaters, wickelt er mit seiner eigensinnigen Art leicht um den Finger, etwa um sein Gehalt zu erhöhen: „Zu solchen Anlässen spielte er den übermütig Launischen und Kapriziösen, und er wusste, dass der ungeschickte dicke Schmitz verloren war, wenn er ihm die Haare zauste und den Zeigefinger munter in den Bauch stieß“ (M 31). Höfgen nimmt sich am Hamburger Künstlertheater alle Rechte heraus, spielt stets die besten Rollen, lässt die Schauspieler bei den Proben seine Launen spüren und macht in der Kantine Schulden. Er versteht es hierbei, sein Auftreten geschickt zu inszenieren. Ob durch Koketterie, schlechte Laune oder lustige Geschichten (vgl. M 50), er steht im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Dabei zeigt er häufig sein „aasiges“, ein gemeines, hinterlistiges Lächeln (vgl. M 46f.), welches er auch als künstlerisches Mittel einzusetzen weiß und seinen Kolleginnen Mohrenwitz und Siebert bei den Proben beizubringen versucht: „Aasiger – verstehst du, meine Liebe? –: aasiger!“ (M 46). Die gleiche Situation schildert Klaus Mann in „Der Wendepunkt“. Gründgens übernimmt bei Theaterproben mit den Mann-Ge-

schwistern Klaus und Erika sowie Pamela Wedekind die Regiearbeit und rät: „An dieser Stelle, Klaus, würde ich etwas aasiger sein. Du verstehst doch, was ich meine? Ein kleines Lächeln – hintergründig, perfid...“ (W 164).

Höfgen neigt zu Hysterie und Übertreibung, was sich in Weinkrämpfen und Nervenzusammenbrüchen ausdrückt:

Diese Krisen traten stets sehr heftig und in abwechslungsreichen Formen auf. Einmal fiel Höfgen zur Erde und zuckte stumm; das nächste Mal hingegen blieb er zwar stehen, schrie aber grauenhaft, und dies fünf Minuten lang ohne jegliche Unterbrechung; dann wieder behauptete er auf der Probe zum Entsetzen aller, er bekomme plötzlich seine Kiefer nicht mehr auseinander...“ (M 75).

Gründgens, der ebenfalls durch seine exzentrische Art auffällt, beeindruckt in Hamburg ebenso wie die Figur Höfgen durch sein Können. Er spielt bedeutende Rollen wie Hamlet und Danton und inszeniert außerdem in den Jahren 1926 und 1927 19 Stücke. Er führt, wie Höfgen im Roman, ein ausgefallenes Bohèmeleben, experimentiert mit seinem Image auf der Suche nach sich selbst, lebt in Extremen; Extreme, die im Roman die Hauptfigur beispielsweise durch besondere sexuelle Vorlieben ausdrückt.

Wie Gründgens in Hamburg das revolutionäre Theater als politisches Sprachrohr plant, aber nicht realisiert, lässt Klaus Mann seine Romanfigur Höfgen ebenfalls nur halbherzig an diesem Projekt arbeiten (vgl. M 48f., 106, 146).

Gründgens geht von Hamburg nach Berlin, wo der 2. Dezember 1932 seine Zukunft bestimmt: er spielt in Goethes

Faust (I) den Mephisto und wird nach der Aufführung in die Loge Hermann Görings gerufen, der sich beeindruckt von Gründgens' Leistung zeigt und das Gespräch mit ihm sucht. Dieser Abend bildet das Sprungbrett für Gründgens' Karriere. Durch die Fürsprache und Unterstützung Görings wird Gründgens im nationalsozialistischen Deutschland zum gefeierten Intendanten des Staatstheaters werden. Ebenso Höfgen im Roman: Sein Aufenthalt in Berlin bringt ihm Bühnenerfolge, der „Mephisto“ ist seine Paraderolle, den Wandel der politischen Situation in den Jahren 1930-1932 nimmt er in seinem Ausmaß nicht wahr:

Er lebt gar nicht in der Stadt Berlin – so wenig wie er jemals in der Stadt Hamburg gelebt hat –; er kennt nichts als Bühnen, Filmateliers, Garderoben, ein paar Nachtlokale, ein paar Festsäle und versnobte Salons. Spürt er, dass die Jahreszeiten wechseln? (M 187).

In den Jahren ab 1933 schwimmt Höfgen auf einer Welle des Erfolgs. Sein schlechtes Gewissen, welches ihn zeitweilig packt, beruhigt er durch „gute Taten“, deren Höhepunkt die Finanzierung der Beerdigung seines durch die Nazis ermordeten Freundes Otto Ulrichs darstellt:

So wurden Grabstein und Sarg des ermordeten Revolutionärs von der hohen Gage bezahlt, die der Herr Intendant vom nationalsozialistischen Staate bezog. [...] es war die letzte Beleidigung, die er ihm antat. Hendrik aber fühlte sich erleichtert, nachdem das Geld an Mutter Ulrichs abgegangen war. Nun war sein Gewissen doch ein wenig beruhigt, und auf der Seite, wo er in seinem Herzen die

„Rückversicherungen“ buchte, gab es wieder einen positiven Posten. (M 330).

Durch den nächtlichen Besuch eines ehemaligen Freundes Ulrichs in Angst und Selbstmitleid gefangen, sind die letzten Worte des Staatstheaterintendanten Höfgen im Roman bezeichnend für sein Selbstverständnis: „Was wollen die Menschen von mir? Warum verfolgen sie mich? Weshalb sind sie so hart? Ich bin doch nur ein ganz gewöhnlicher Schauspieler!“ (M 344).

Auch andere Figuren des Romans erinnern an zeitgenössische Personen. Am deutlichsten tritt dies zutage in der Figur des Ministerpräsidenten, auch „der Dicke“ genannt: Als Vorbild diente hier zweifellos Hermann Göring. Die wenig begabte, aber „ährenblonde“ (M 24) Schauspielerin und Freundin des Ministerpräsidenten, Lotte Lindenthal, ähnelt stark der Schauspielerin Emmy Sonnemann-Göring. Das Schicksal Otto Ulrichs, des Kollegen und Friends Höfgens, erinnert an den kommunistischen Schauspieler Hans Otto, der von den Nationalsozialisten verhaftet, gefoltert und umgebracht wurde. Barbara Bruckner, die kluge Tochter Professor Bruckners (der charakterliche Ähnlichkeit sowohl mit Thomas als auch Heinrich Mann hat), die Höfgen heiratet, trägt Züge Erika Manns, die eine kurze Ehe mit Gründgens einging. In beiden Fällen scheidet die Bindung nach kurzer Zeit. Höfgen geht eine neue Bindung zu Nicoletta von Niebuhr ein, die eine verschlüsselte Beschreibung Marianne Hoppes sein könnte, die Gründgens 1936 heiratete. Barbara Bruckner verlässt Deutschland (wie Erika Mann) und lebt fortan in Paris. An ihrer Seite steht ihr

guter Jugendfreund Sebastian. Die beiden scheint eine Seelenverwandtschaft zu verbinden:

Der junge Mann trat hinzu, über dessen Anwesenheit Hendrik etwas beunruhigt war und der „Sebastian“ angedredet wurde. Er unterhielt sich mit Barbara in einem geschwinden, an schwer verständlichen, privaten Anspielungen reichen Jargon, dem Hendrik nur mit Mühe folgen konnte. Höfgen stellte bei sich fest, dass dieser Mensch, den Barbara ihren besten Jugendfreund nannte und von dem sie behauptete, er schreibe schöne Verse und gescheite Aufsätze, ihm ausgesprochen unsympathisch war. Er ist hochmütig und unausstehlich! Dachte Hendrik, der sich in Sebastians Nähe besonders unsicher fühlte, obwohl dieser liebenswürdig zu ihm war. (M 115)

Sieht man in Barbara Bruckner Klaus Manns Schwester Erika, drängt sich der Verdacht auf, dass Mann sich in Sebastian selber dargestellt hat. Das vertraute Verhältnis, welches er zwischen Barbara und Sebastian zeichnet, erinnert an sein zeitlebens sehr liebevolles Verhältnis zu seiner Schwester Erika. Sebastian wie Klaus Mann ist der Kampf gegen den Faschismus, dem sich beide im Exil widmen, gemeinsam.

So scheint die Lage klar und Gorskis Klage begründet, zumal dokumentiert ist, dass Klaus Mann im November 1935 einen Brief von Hermann Kesten erhält, worin dieser ihm vorschlägt, er solle seinen nächsten Roman über einen „homosexuellen Karrieristen im dritten Reich schreiben“, wobei er ausdrücklich Gründgens erwähnt. Klaus Mann schreibt dieses Buch, welches dann auch zunächst völlig eindeutig „G. G.-Ro-

man“ heißt. Trotzdem wehrt sich Klaus Mann später vehement gegen diese verkürzende Lesart: „Mephisto‘ ist kein ‚Schlüsselroman‘, wie man ihn wohl genannt hat“ (W 336). In einem Telegramm an die „Pariser Tageszeitung“ aus dem Jahr 1936 klagt Mann: „Ein Schlüsselroman? Wann hätte ein Schriftsteller, der solchen Namen irgend verdient, etwas hervorgebracht, was er mit dieser nicht gerade ehrenvollen Bezeichnung belegt sehen möchte? Ich muß protestieren“ (M VIII). Zwar streitet er die Ähnlichkeit zwischen Höfgen und Gründgens auch nicht ab. Sein Roman stelle jedoch einen Typen dar und keinen Einzelfall (W 337; M IX). In seiner „Selbstanzeige“ zur Veröffentlichung des „Mephisto“ 1936 argumentiert Mann: „Dieses Buch ist nicht gegen einen Bestimmten geschrieben; vielmehr: gegen den Karrieristen; gegen den deutschen Intellektuellen, der den Geist verkauft und verraten hat.“ In einem dem Verlag vom Hamburger Oberlandesgericht vorgeschlagenen Vorwort heißt es dann ähnlich: „Wenn auch Anlehnungen an Personen der damaligen Zeit nicht zu verkennen sind, so hat er [der Autor] den Romanfiguren doch erst durch seine dichterische Phantasie Gestalt gegeben. Dies gilt insbesondere für die Hauptfigur. Handlungen und Gesinnungen, die dieser Person im Roman zugeschrieben werden, entsprechen jedenfalls weitgehend der Phantasie des Verfassers.“ (M III). Manns Erklärungen dazu bleiben aber uneindeutig. Er spricht einerseits davon, dass die Romanfigur „gewisse Züge von einem gewissen Schauspieler“ (W 336) habe, Höfgen unterscheide sich aber von Gründgens, es handele sich

nicht um ein Porträt (vgl. W 336) – und doch heißt es im Folgenden, seine Wahl sei auf Gründgens gefallen, da er diesen persönlich gekannt habe und sein Abfall gerade daher für ihn so „fabelhaft“ (W 337) erscheine.

Klaus Mann weist also auf das Thema seines Romans hin, das auch ohne die Verbindung zu Gründgens von Belang sei: Der Roman „Mephisto“ zeigt die Karriere eines Künstlers im Dritten Reich und fragt, inwiefern jeder Verantwortung für das, was geschieht, trägt. Mit dem Künstlerroman „Mephisto“ übt Klaus Mann Gesellschaftskritik, denn eine Gesellschaft, die dem Opportunisten die Chance gibt, ganz nach oben zu gelangen, wird selber als prinzipienlos entlarvt.

Nachdruck verleiht Klaus Mann seinem Roman dadurch, dass er selbst Deutschland im Jahr der Machtergreifung Hitlers Richtung Paris verlassen hatte. Auslöser hierfür war allerdings nicht nur persönliche Überzeugung. Da sein Name sich auf den „Schwarzen Listen“ der Nationalsozialisten befand, war es nur eine Frage der Zeit, wann die Situation in Deutschland für ihn zu gefährlich werden würde. ‚Bestraft‘ wird er, wie viele andere Emigranten, durch die Ausbürgerung im Jahr 1934: „Waren wir erst keine Deutschen mehr, wurde unser Protest etwas weniger skandalös. So verfiel man auf die drollige ‚Ausbürgerungs‘-Idee“ (W 296). Er betrachtet die Ausbürgerung durch die Nazis dann eher als eine Ehrung denn als Bestrafung: „Unsere Familie wurde überhaupt ausgezeichnet: Auf jeder der ersten vier Ausbürgerungslisten war das Haus Mann vertreten“ (W 297). Im Exil

arbeitet Klaus Mann sehr produktiv als Schriftsteller weiter und veröffentlicht fortan unter anderem nicht nur seine berühmten Exilsromane „Der Vulkan“ und „Mephisto“, sondern schreibt auch Aufrufe und Essays, reist zu verschiedenen Kongressen in europäische Metropole und gibt Zeitschriften wie „Die Sammlung“ (1933) und „Decision“ (1941) heraus, die sich dem Kampf gegen den Faschismus widmen. 1938 reist er mit seiner Schwester Erika nach Spanien und arbeitet dort als Kriegsberichterstatter. Ebenfalls in Zusammenarbeit mit seiner Schwester erscheint 1940 die Dokumentation „The other Germany“. 1943 wird er Soldat der US-Army. Erst ist er in Casablanca/Nordafrika stationiert, dann Alliiertes in Italien, wo er Flugblätter verfasst und Texte für den Rundfunk schreibt.

Das Exil bedeutet für Klaus Mann eine Zeit des Widerstandes gegen die Mächte, die ihm seine Heimat genommen haben. Er ist in guter Gesellschaft, die emigrierten deutschen Schriftsteller halten zusammen:

Der deutsche Schriftsteller im Exil sah seine Funktion als eine doppelte: Einerseits ging es darum, die Welt vor dem Dritten Reich zu warnen und über den wahren Charakter des Regimes aufzuklären, gleichzeitig aber mit dem ‚anderen‘, ‚besseren‘ Deutschland, dem illegalen, heimlich opponier[e]nden also, in Kontakt zu bleiben und die Widerstandsbewegung in der Heimat mit literarischem Material zu versehen; andererseits galt es, die große Tradition des deutschen Geistes und der deutschen Sprache, eine Tradition, für die es im Lande ihrer Herkunft keinen Platz mehr gab, in der

Fremde lebendig zu erhalten und durch den eigenen schöpferischen Beitrag weiterzuentwickeln. (W 293)

Im Ausland ernten Klaus Mann und die anderen Emigranten jedoch keineswegs Ruhm und Anerkennung. Wer sein Vaterland verlässt, „wird suspekt, ein Querulant, wenn nicht gar ein Rebell“ (W 288), wer „in dieser Welt der Nationalstaaten und des Nationalismus [...] ohne Nation, ein Staatenloser“ (W 291) ist, erweckt Misstrauen, wird von den Behörden schikaniert und von niemandem vertreten. Auch viele der in Deutschland gebliebenen Freunde oder Bekannten zeigen wenig Verständnis gegenüber den Emigranten: „Die Briefe, die man unserinem damals aus der Heimat zu schreiben wagte, klangen teils zänkisch, teils erstaunt und vorwurfsvoll“ (W 289).

Zwar gehört Klaus Mann wegen der Weltoffenheit seines Elternhauses, seiner Bildung und früherer großer Reisen zu denjenigen, die sich nicht vor Heimweh nach Deutschland verzehrten, aber trotz allem bleibt er in vielerlei Hinsicht, wie die anderen Emigranten, ein Fremder. Zwar lernt er die englische Sprache und ist ihrer so mächtig, dass er englischsprachige Literatur verstehen und auch selber veröffentlichen kann, trotzdem wird ihm gerade hier bewusst, was es heißt, seine Heimat aufgeben zu müssen: er vermisst die Vertrautheit im Umgang mit der „lieben Muttersprache“ (W, S, 361), spricht von einem „quälende[n] Gefühl der Unsicherheit“ (W 402), welches bis zu existenziellen Ängsten führt: „Bin ich dem Deutschen nicht schon halb entfremdet? Vielleicht läuft es ja darauf hinaus, dass man die Muttersprache verlernt, ohne mit der neuen Zunge jemals

ganz vertraut zu werden... Aber wenn ich keine Sprache mehr hätte, was bliebe mir...?“ (W 430).

Trotz allem stellt sich für ihn nicht die Frage, ob die Entscheidung, ins Exil zu gehen, falsch war. Nicht etwa, weil er erblich nicht „reiner Abstammung“ ist oder weil er eine, in den Augen der Nationalsozialisten, politisch nicht ganz einwandfreie Vergangenheit hat. „Das hätte sich richten lassen. Man konnte bereuen, Abbitte tun, zu Kreuze kriechen, dergleichen ist vorgekommen. Die Nazis waren nicht unversöhnlich.“ (W 290). Eine Rückkehr in das nationalsozialistische Deutschland ist für Klaus Mann trotzdem ausgeschlossen:

Wir konnten nicht zurück. Der Ekel hätte uns getötet, der Ekel an der eigenen Erbärmlichkeit und an dem widrigen Treiben um uns herum. Die Luft im Dritten Reich war für gewisse Lungen nicht zu atmen. In der Heimat drohte Erstickungstod. (W 290)

Mann sieht seine Aufgabe so wie viele andere Emigranten darin, das „eigentliche“ Deutschland zu vertreten und zu stärken:

Wir flunkerten nicht: Wir glaubten. Unser echter, wengleich naiver Glaube an die Stärke und den Heroismus der innerdeutschen Widerstandsbewegung gab uns den moralischen Halt, den Auftrieb, dessen wir in unserer Isoliertheit und Hilflosigkeit so dringend bedurften. Ja, wir waren tief davon überzeugt, daß wir im Namen aller ‚besseren‘ Deutschen sprachen, eben jener Märtyrer und Helden, die der Terror in der Heimat zum Schweigen brachte. Der Jammerlaut, der in den Konzentrationslagern erstickte, die geflüsterte Kritik, der unterdrückte

Schrei, die Angst, die Frage, die wachsende Beklommenheit des besseren deutschen Menschen, all dies versuchten wir zu artikulieren und zur Kenntnis einer lethargisch-ignoranten Welt zu bringen. (W 296)

Klaus Mann nutzt die Chance, gegen den Faschismus zu kämpfen, wenn auch aus sicherer Entfernung. In Deutschland zu bleiben und, als „innerer Emigrant“, gegen die Staatsmacht zu rebellieren, hieße für ihn mit höchster Wahrscheinlichkeit, das sinnlose Martyrium auf sich zu nehmen, welches niemanden nützen würde. „Die Frage, ob unser Platz im Dritten Reich gewesen wäre... Ich habe sie mir gestellt und ich habe sie mir beantwortet. Die Antwort lautet: Nein. [...] Die Emigration war nicht gut. Das Dritte Reich war schlimmer.“ (W 291).

Für ihn gibt es nur ein „entweder – oder“, ein „sowohl – als auch“ kommt für ihn nicht in Frage. Für Klaus Mann ist auch der Künstler immer auch ein politisches Wesen. Sein Wirken wirkt sich auf den politischen Alltag aus, denn ein Land zeichnet sich, außer durch Politik und Wirtschaft, in einem bedeutenden Maße durch sein kulturelles Leben aus. Gerade in politisch und wirtschaftlich unsicheren Zeiten nimmt das Interesse an der Kunst und deren Unterhaltungswert zu.

So war auch den Nationalsozialisten sehr daran gelegen, das kulturelle Leben in normalen Bahnen weiterlaufen zu lassen, um die Menschen im Land in dem Glauben zu lassen, die Veränderungen hielten sich in Maßen, alles sei „in bester Ordnung“. Kulturelles Prestige erschien wichtig, weil es dabei half, den Anschein von Legitimation zu erwecken, was dazu

führt, dass pompöse Monumente errichtet, glanzvolle Feierlichkeiten organisiert und Vereine gegründet werden. Ein Land, welches Stücke von Goethe, Schiller und Lessing inszeniert, wirkt nach außen kultiviert. Die Aufmerksamkeit wird auf großartige Aktionen gelenkt und damit abgelenkt von den Widrigkeiten und Grausamkeiten, die sich neben all dem glanzvollen Schein abspielen.

Um aber Gebäude bauen, Konzerte geben, Theaterstücke inszenieren zu können, braucht man Baumeister, Dirigenten und Schauspieler. Der Künstler ist das Medium, welches den Menschen Dinge vermittelt. Im Falle des Nationalsozialismus sind das nicht nur beispielsweise die Inhalte der Theaterstücke, sondern auch immer das Gefühl, dass doch alles seinen gewohnten, guten Gang gehe, wenn so viel Wert auf Feingeistigkeit und Schönheit gelegt werde. Die Künstler, die ihr Können den Obersten im Dritten Reich zur Verfügung stellen, tragen – so Klaus Mann – dazu bei, dass das nationalsozialistische Regime salonfähig wird.

Gerade die Stellung eines Schriftstellers, eines Schauspielers, eines bildenden Künstlers, seine Möglichkeiten, sich zu artikulieren, seine Beziehungen, seine Weitsicht fordern die Bereitschaft zum Kampf gegen die Repression. Wer diese Stellung dazu gebraucht, um, sich als apolitisch bezeichnend oder gegen seine politische Überzeugung, opportunistisch mit den Herrschenden zu kooperieren, macht sich schuldig.

Wenngleich also Klaus Mann sich Gustaf Gründgens zum Vorbild für seinen Roman nehmen mag, so zielt er

doch auf eine grundlegendere Problematik, die etliche andere Künstlerbiographien des letzten Jahrhunderts beeinflusst hat. Als Beispiel mag hier Richard Strauss angeführt werden, der sich ebenfalls Klaus Manns *Zorn* zuzog. Über eine Begegnung mit dem Komponisten nach Kriegsende schreibt Klaus Mann:

Scham und Takt sind seine Sache nicht. Die Naivität, mit der er sich zu einem völlig ruchlosen, völlig amorali-schen Egoismus bekennt, könnte ent-waffnend, fast erheiternd sein, wenn sie nicht als Symptom sittlich-geistigen Tiefstandes so erschreckend wäre. [...] Ein Künstler von solcher Sensitivität – und dabei stumpf wie der Letzte, wenn es um Fragen der Gesinnung, des Gewissens geht! Ein Talent von solcher Originalität und Kraft, ein Genie beinah – und weiß nicht, wozu seine Gaben ihn verpflichten! [...] Mit sanft-sonorer Stimme teilte er uns mit, daß die Nazi-Diktatur auch für ihn in mancher Beziehung lästig gewesen sei. Dar war zum Beispiel, kürzlich erst, der höchst ärgerliche Zwischenfall mit den Ausgebombten, die in seinem – des Meisters – Haus einquartiert werden sollten. [...] Ob er jemals daran gedacht hatte, Nazi-Deutschland zu verlassen? Meine Frage überraschte ihn; er musterte mich unter hochgezogenen Augenbrauen. Warum hätte er wohl Deutschland verlassen sollen? „Ich habe doch meine Einkünfte hier, ziemlich große sogar“.
(W 492)

Auch Richard Strauss bezeichnete sich als unpolitisch, konnte aber nicht anders, als politisch zu handeln.

Der von Klaus Mann verehrte Gottfried Benn schließlich (vgl. W 249f.) sympathisiert ebenfalls während des

Nationalsozialismus eine Zeit lang mit den Machthabern, weil er sich die Wiedergeburt der deutschen Nation erhofft. Klaus Mann drückt seine Enttäuschung über Benn in einem Brief an diesen aus:

Was konnte Sie dazu bringen Ihren Namen, der uns zum Inbegriff des höchsten Niveaus und einer geradezu fanatischen Reinheit gewesen ist, denen zur Verfügung zu stellen, deren Niveaulosigkeit absolut beispiellos in der europäischen Geschichte ist und von deren moralischer Unreinheit sich die Welt mit Abscheu abwendet?

Auch an ihn hat Klaus Mann bei seinem Roman „Mephisto“ gedacht, den er mit der Widmung „Die Du verlassen, sie atmen noch“ an Benn schickte.

All diese und zahllose weitere Beispiele zeigen, dass Klaus Manns Roman „Mephisto“ ein Thema behandelt, das, trotz des Vorwurfs, es handele sich um einen Schlüsselroman, welcher aus persönlichen Rachegefühlen heraus verfasst wurde, zeitlos und bedenkenswert ist. Es geht um das Selbstverständnis des Künstlers, um Macht und moralische Verantwortung, um Mut und Engagement, Themen, deren Aktualität nicht nachlässt.

Auffällig und interessant an Manns Roman ist die Weitsicht, mit der er die Situation Deutschlands Mitte der Dreißiger Jahre einzuschätzen vermag. Liest man den „Mephisto“, wird deutlich, dass das Grauen des Nationalsozialismus sich denen, die die Augen nicht vor der Wirklichkeit verschlossen haben, bereits in aller Form gezeigt haben muss. In diesem Zusammenhang erscheinen die, von Vielen nach dem Krieg hervorgebrachten, Entschuldigungen, man habe nichts gewusst von dem Ausmaß des Schreckens, von Deportation und Ermordung, hohl und absurd.

Literaturverzeichnis

Mann, Klaus: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht. Reinbek (Hamburg): Rowohlt Taschenbuch Verlag 1984. (=W)

Mann, Klaus: Mephisto. Roman einer Karriere. Reinbek (Hamburg): Rowohlt Taschenbuch Verlag 1981. (=M)

Mann, Klaus: Kunst und Politik. Unveröffentlichtes, englischsprachiges Manuskript. Übersetzung von Klaus Täubert. – In: Klaus-Mann-Archiv der Stadtbibliothek München.

Sylwetki

Dieter Stolz

„Lebensunfälle erleben“ – Emine Sevgi Özdamar

Der Weg sei ihr Ziel, behaupten viele. Nur wenigen nimmt man es ab. Zur kleinen Gruppe der in jeder Beziehung entdeckungsfreudigen Lebenskünstlerinnen zählt das Multitalent aus der Türkei - Emine Sevgi Özdamar.

Es war Liebe auf den ersten Blick: *Mutterzunge* heißt das wunderschöne Buch. Ich sah den nachtblauen Schutzumschlag mit dem goldenen arabischen Schriftzeichen in Form eines großen Laufvogels, schon war es um mich geschehen: „Sehen: Görmek.“

Vorhang auf: Nachbarschaftsheim Siemensstadt. Sie trägt ihr langes, pechschwarzes Haar offen; ihre lebhaften und doch etwas melancholischen Augen suchen immer wieder den Kontakt zum Publikum; eine ausgeprägte, aber nie aufdringlich affektierte Körpersprache begleitet jedes Wort, öffnet tote Türen, verschlossene Phantasieräume.

Auf dem kleinen Tisch steht ein halbvolleres Glas mit Rotwein, Lippenstiftspuren zieren den Rand; daneben ein schon stark geplündertes Päckchen mit

Filterzigaretten, eine Streichholzschachtel und die bereits an vielen Stellen geflickte, offenbar sehr alte Tasche aus braunem Leder. Sie sitzt, die Beine übereinandergeschlagen, wie die Gute-Nacht-Geschichtsmutter am Bett ihres Kindes und beginnt zu lesen, besser gesagt, zu erzählen.

Sie hält das kleine Buch ruhig in der linken, während die Finger der rechten Hand versuchen, dem Rhythmus des modernen Märchens mit dem Titel *Schwarzauge in Deutschland* zu folgen: „Es war einmal ein Dorf, das hatte einen Brunnen und ein grünes Minarett“.

Doch der harmonische Schein trägt. Emine Sevgi Özdamar nimmt in ihren Texten keinen Schleier vor den Mund. Sie erzählt sinnlich, derb, humorvoll, bisweilen auch vulgär und aggressiv, dann wieder zaghaft, zögernd, zärtlich – ein Scherbenhaufen mit glitzernden Bruchkanten. Ihre Themen sind alle Spielarten der Liebe, das vergängliche Leben, der sichere Tod.

Geheimnisvolle orientalische Mythen, die Märchen der Großmutter,

persönliche Traumgeschichten, Versatzstücke aus arabischen Volksliedern, deutschen Schlagern, türkischen Sprichwörtern und merkwürdige Wörterlisten, die auf der Suche nach Gemeinsamkeiten zwischen den Sprachen entstehen, bestimmen die Atmosphäre ihrer vielfältig gebrochenen Erzählungen:

„Artaud will die Hamlet-Mutter erwürgen, aber schafft nur, dass der Blumentopf runterfällt und kaputtgeht: Hamlets Mutter weint. Hamlet umarmt sie und singt: »Mama, du sollst doch nicht um deinen Jungen weinen, Mama, nun wird das Schicksal wieder uns vereinen.«

Kleopatra macht das Pissoir mit Ata sauber und singt für Hamlet:

»Wärst du doch in Düsseldorf geblieben! Schöner Playboy, du wirst nie ein Cowboy sein!«

Emine Sevgi Özdamar spricht, wie sie schreibt: eigenwillig, in keineswegs perfektem, in *ihrem* Deutsch: hin und her gewendete Wörter ohne Kindheit, aber durchaus positiv besetzt, als körperliche Erfahrung – mit anderen Worten, Sprache als Zeichen der Entfremdung, Sprache als Zeichen der Befreiung. Mit Etikettierungen wie „Gastarbeiter“- oder „Frauen-Literatur“ kann die Autorin vor diesem Hintergrund natürlich gar nichts anfangen; Schubladendenken und unangemessene Einordnungsversuche jeder Art sind ihr grundsätzlich fremd.

In ihren Geschichten findet sich demzufolge keine langweilige Abhandlung zum Thema „multikulturelle Vielfalt“, sie nimmt dort vielmehr ästhetische Gestalt an. Wir werden in diesen Erzählungen mit einem faszinierenden Bilderkosmos konfrontiert, einem poetischen Kosmos, der nur dadurch ent-

stehen konnte, daß zwei grundsätzlich verschiedene (Sprach-)Kulturen mit unterschiedlichen Traditionshintergründen aufeinanderprallen, und zwar ganz existenziell, in einem Menschen, der die Möglichkeiten hat, sich diesem Potential zu stellen. Kurzum, wir nehmen lesend an einer fruchtbaren Auseinandersetzung teil, ohne daß die daraus resultierenden Konflikte kaschiert werden.

Diese Eigenart macht den besonderen Reiz der mit Erfahrung gesättigten Kunstwerke aus, die niemanden satt machen wollen, im Gegenteil. Man hört die mit lyrischen und theatralischen Einsprengseln garnierten Prosastücke gleichzeitig mit Vergnügen und einem Gefühl der Verstörung; ein bitter-süßer Nachgeschmack bleibt. Denn diese Erzählungen verunsichern den abendländischen Geist; sie irritieren, wecken Neugierde; sie laden zu Entdeckungsreisen im Reich der Sinne ein; allzu klare Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit verschwimmen. Nur die Reise ist schön – nicht das Ankommen.

Die Lesung ist beendet, bereitwillig steht die Autorin Rede und Antwort. Fragen zu ihrer Lebensgeschichte stehen im Vordergrund des Interesses: „Wie sind Sie eigentlich zum Schreiben gekommen? Wann haben Sie den Entschluß gefaßt?“

„Ich glaube, man entscheidet sich nicht mit Wollen, das passiert. Aus Berührung, nicht aufgrund einer Idee. Schreiben war bei mir jedenfalls zuerst ein körperliches Bedürfnis: Ein Befreiungsakt. Ganz egoistisch. Das muß einfach raus, sonst macht es mich kaputt.“

Lebensläufe: Emine Sevgi Özdamar wurde 1946 in Malatya/Anatolien gebo-

ren. Sie entdeckt schon frühzeitig ihre Begeisterung für die Bretter, die bisweilen die Welt bedeuten und hat sich nach eigenen Angaben bereits mit 12 Jahren geschworen, Schauspielerin zu werden, denn „am Theater ist leicht, was ihm Leben oft nur schwer zu ertragen ist.“

Sie spielt an zahlreichen Volkshäusern in der Türkei, bevor sie im Jahre 1965 als Gastarbeiterin der ersten Generation in die Bundesrepublik kommt. Sie geht nicht nach Deutschland, um das große Geld zu machen, sondern in erster Linie um sich fern von beengenden Familienzwängen endlich ihre Selbständigkeit zu erkämpfen. Das heißt von außen betrachtet: zwei Jahre Fabrikarbeit.

Zurück in Istanbul besucht die nunmehr Einundzwanzigjährige eine renommierte Schauspielschule und engagiert sich als aktives Mitglied der Sozialistischen Commune. Doch durch den Militärputsch im Jahre 1971 verändert sich das Leben plötzlich radikal. Die politische Entwicklung zeitigt Folgen bis in ihre Privatsphäre hinein. Die linke Idealistin sieht sich auf den harten Boden der scheinbar perspektivlosen Realitäten geworfen; selbst ihre Muttersprache steht nun unter einem beängstigend gewaltsamen Stern: „Lebensunfälle erleben: Kaza gecirmek.“

Die Konsequenzen liegen auf der Hand. Emine Sevgi Özdamar verläßt das Vaterland auf politischen Abwegen, um auf die Suche nach einem ihrer großen Traumbilder zu gehen: Bertolt Brecht. Gemeint ist hier nicht etwa das unbewegliche Denkmal aus erstarrtem Zement, sondern der für die Künstlerin nach wie vor lebendige Mann des epischen Theaters und seine Songs: Brecht mit Mütze und Flö-

te, nach dessen Musik sie immer wieder den ihr eigenen Tanz auf das gebohnerte Parkett legen möchte; Brecht, der gesagt hat: „Alle Künste sollten der größten aller Künste dienen: der Lebenskunst.“

Auf geht's nach Ost-Berlin, denn Heimat ist für sie dort, wo man arbeitet, „ISCI (Arbeiter)“: „Meine Freunde lachen ja immer, weil ich die einzige Türkin war, die nicht nach Westdeutschland, sondern in die DDR gegangen ist.“

Sie lernt und arbeitet u.a. bei Benno Besson an der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz und geht dann nach einigen Jahren Theater-Arbeit mit Mathias Langhoff erneut in die Bundesrepublik, diesmal zum Bochumer Schauspielhaus:

„Deutsch habe ich in erster Linie im Theater gelernt: Meine Lehrer waren Goethe, Büchner, Brecht und Heiner Müller.“

Und das sind nun wirklich nicht die schlechtesten Lehrmeister. Sie verdient jetzt also auch im Westen ihr Geld als Schauspielerin, lebt in Wohngemeinschaften, übernimmt zahlreiche Filmrollen und pendelt zwischen Düsseldorf und dem inzwischen mauerlosen, aber anhaltend geteilten Berlin, der Hauptstadt des vermeintlich „neuen“ Alemania:

„Was machen Sie in Deutschland? Ich bin Wörtersammlerin. Ruh heißt Seele« sagte ich zu dem Mädchen. »Seele heißt Ruh« sagte sie.“

„Und wie sehen Sie Ihre Zukunft“, fragt eine Zuhörerin im Nachbarschaftsheim: „Ich weiß auch noch nicht, wohin das gehen wird.“ Lang anhaltender Applaus, Ende der Veranstaltung, Aufbruch.

Mit der U-Bahn in eine Kreuzberger Kneipe. Der Aschenbecher hat sich gefüllt, Bierflaschen und Rotweingläser

wurden mehrfach geleert. Wir unterhalten uns mit Worten über Worte, über Godard und Buñuel, über ihre unerklärliche Angst beim Anblick des Kölner Domes: „Ich liebe das Wort *Muschel*, ich hasse das Wort *notwendig*, es fällt mir immer wie ein toter Stein aus dem Mund.“ Sie redet, soweit ich das beurteilen kann, offen, ohne mit Intimitäten hausieren zu gehen oder die vielen Schauspielern geläufige Selbstinszenierung zu übertreiben.

„Ich bin gerne an zwei Orten gleichzeitig, möglichst immer in Bewegung, ständig unterwegs.“ Wenn sie das Gefühl hat, alle Lieder eines Ortes zu kennen, wird es Zeit, ihn zu verlassen. Auf Flugplätzen (trotz Flugangst) und am Bahnhof (alles ist in Bewegung) fühlt sie sich am wohlsten: „Im Zugabteil z.B., da bin ich schnell zu Hause. Es kommt vor, daß ich neu einsteigende Fahrgäste gerade so empfangen, als wenn sie mich in meiner Wohnung besuchen würden.“

Flüchtige Momente der Ruhe, des Glücks erlebt das Multitalent aber auch bei anderen Gelegenheiten: Sie singt für ihr Leben gern (selbst hier in der Kneipe läßt sie es sich nicht nehmen); sie studiert orientalische Laute – „das ist wie das Singen eines Liedes, unterlegt mit der Stimme eines alten Mannes“; sie malt mit Vorliebe Selbstporträts und gibt sich als begeisterte Anhängerin des Bauchtanzes zu erkennen. Leidenschaftlich verehrt sie das spontane Rollenspiel-Spiel und den alltäglichen Blödsinn, Inspirationen zum umgekehrten Erhabenen holt sie sich nicht zuletzt an Toilettenwänden. Der größte Durst ist gelöscht, der kleine Hunger kommt. Wir brechen auf.

Türkisches Restaurant. Ich frage: „Kochst du gerne?“ Sie antwortet la-

chend: „Evet“, und mischt noch etwas bunten Pfeffer in die ohnehin schon höllisch scharfe Suppe, „es ist eine große Kunst, Gefühle in Suppen zu verwandeln und umgekehrt!“ Wir verlassen das Lokal. Auf der Oranienstraße sind selbst um diese Zeit noch viele Menschen unterwegs. Vorhang zu, das Klischeebildfragment ist vollendet. „Das war es“, so lautet der letzte Satz ihrer ersten Textsammlung mit dem Titel *Mutterzunge*.

Bleibt hinzuzufügen, glücklicherweise noch nicht: Neue Roman-, Film- und Theaterpläne werden bereits geschmiedet: *Das Leben ist eine Karawanserei, hat zwei Türen, aus einer kam ich rein, aus der anderen ging ich raus*. Man darf also auch in Zukunft gespannt darauf sein, wohin die Lebensreise geht, „I don't know!“ Fortsetzung folgt. So - oder so ähnlich endete unser erstes Gespräch anno 1991.

Inzwischen wissen ihre Leser schon sehr viel mehr: Die literarischen Werke der Ingeborg Bachmann-, Chamisso-, Kleist- und Fontane-Preisträgerin sind nicht mehr aus der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur wegzudenken. Mehr noch, ihre mit Überraschungen gespickten Prosastücke haben diesen vielstimmigen Chor um eine ganz eigene, eine tragfähige, glücklicherweise immer wieder mit avanciertem Kunstanspruch zum Werk drängende Stimme bereichert. Doch lesen Sie selbst, diese mittlerweile in alle Weltssprachen und ins Türkische übersetzten Texte sprechen für sich!

Lektürecmpfehlung:

Emine Sevgi Özdamar: *Sonne auf halbem Weg*. Die Istanbul-Berlin-Trilogie, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2006, 1056 S.

Klaus Hammer

Eine polyphone Gertrud-Kolmar-Biographie*

Gertrud Käthe Chodziesner (1894-1943), bekannt als Gertrud Kolmar, war die Tochter eines angesehenen Berliner Rechtsanwalts, zeitweilige Dolmetscherin, Pädagogin, dann Sekretärin des Vaters. 1923 zog die Familie hinaus ins ländliche Finkenkrug (hinter Spandau), ein Haus mit Garten und Tieren, ein Ort für Metaphern im Niemandsland zwischen Ewigkeit und Vergänglichkeit. Als 1930 die Mutter stirbt, pflegt die Tochter den alternden Vater. 1939 müssen beide das geliebte Landhaus für immer verlassen. Arisierung, also Zwangsverkauf. Die Berliner Ersatzwohnung, die bald zum „Judenhaus“ wird, lässt sie Finkenkrug „wie ein verlorenes Paradies sehen“. 1942 muss der 81jährige Vater nach Theresienstadt, wo er bald darauf stirbt. Die Dichterin ist Zwangsarbeiterin in der Rüstungsindustrie geworden. Sie fiel wohl den Verhaftungen vom 27. Februar 1943 zum Opfer und wurde nach Auschwitz deportiert. Es gibt kein weiteres Lebenszeichen mehr von ihr.

Was sagen schon diese dünnen biographischen Daten über das Leben und Sterben dieser Dichterin aus? Wer ahnt

schon, was für ein schmales, aber sprachgewaltiges dichterisches Werk sich dahinter verbirgt? Denn die Gedichte von Gertrud Kolmar sind der Schlüssel zu ihrem Innenleben. Erfahrungen der Trauer und Einsamkeit, des Nicht-Gehörtwerdens und Verstummens, der Gestalt-Wandel des Ich wie der Wechsel der imaginierten Szenerie, das Überspringen der Grenzen von Zeit und Raum enthalten auch die Auseinandersetzung mit ihrer Position als Frau und jüdische Autorin in der zeitgenössischen Gesellschaft. Das Leid des jüdischen Schicksals ist hier synonym mit dem kreatürlichen Leid. Und trotz der unübersehbaren Schwermut sind die Texte durch einen auffallenden Hang zu sinnlichen Gegebenheiten geprägt und mit Düften, Körpern, Tieren, Steinen, Blumen, Farben und Stoffen reich ausgestattet. Grenzenlos ist Kolmar im Erfinden neuer Metaphern und Metapherreihen. Zum Bewusstsein des Wertes ihres literarischen Schaffens kam sie erst dann, als sie sich gezwungen sah, auf die Unwertzuschreibung ihrer Feinde zu reagieren und ihr künstlerisches Selbst dagegen zu behaupten.

Biographien und Beiträge zu den Dichtungen Gertrud Kolmars hat es in den letzten Jahren nicht wenige gegeben. Auf ganz andere Weise nähert sich Die-

* Dieter Kühn: Gertrud Kolmar. Leben und Werk, Zeit und Tod. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2008. 621 S.

ter Kühn, renommierter Verfasser von Romanen, Erzählungen, Biographien und Hörspielen, „Leben und Werk, Zeit und Tod“ der Dichterin – so der Untertitel seiner biographischen Collage von Gertrud Kolmar. Hätte nicht die 11 Jahre jüngere Schwester und der Schwager ihre Texte gesammelt und weitergegeben, wäre die Dichterin – bis auf die wenigen Publikationen zu ihren Lebzeiten – so gut wie unbekannt geblieben. Es gibt einige Mitteilungen aus ihrem privaten Leben, so von der Schwester Hilde, die 1938 in die Schweiz emigrierte, ein Konvolut Briefe aus den Jahren 1938 bis 1943 an eben diese Schwester und eigentlich nur ein Porträtfoto von ihr – ein ernstes Gesicht mit großen dunklen Augen - aus der zweiten Hälfte der 20er Jahre. „Als wollte sie keine Spur auf Erden hinterlassen“, schreibt Kühn. Das wenige Authentische von ihr und über sie ist aber zu punktuell, um die Zusammenhänge für eine Biographie herzustellen. Wie also soll man vorgehen? Auf das übliche Verfahren, Gedichtzitate mit Fakten oder Phasen des Dichterlebens kurzzuschließen, will der Autor verzichten. Deshalb Synopsen von Werk und Leben, Leben und Werk. Die kaleidoskopartige Darstellung Kühns, die sowohl authentische als auch fiktive Berichte über die Dichterin wie ihre Familienangehörigen mit einschließt, holt weit aus: Dort, wo es keine Aussagen der Dichterin oder ihrer Angehörigen gibt, nimmt Kühn Dokumente der Zeit, Zeitungsberichte, jüdische Autobiographien als Hilfsmittel, er lässt Zeitzeugen zu Wort kommen, um das Zeitatmosphärische einzufangen. Oder er fühlt sich selbst ein in diese Zeit, stellt nicht nur Vermutungen und

Erwägungen an, sondern fingiert Briefe und Berichte, so vom Vater Ludwig, von Tochter Hilde oder vom Sohn Georg, die so nie geschrieben wurden. Sie sind „frei entwickelt in Sichtwerbung zur Überlieferung“, teilt der Autor mit. In der Tat war eine Familienchronik geplant gewesen, von Vater Ludwig und Tochter Hilde. Mitunter ist Kühn gezwungen, sich dann doch einzelner Gedichtzeilen als autobiographische Aussagen zu bedienen, betont aber, dass das nur Spekulationen im Spielraum des Wahrscheinlichen sein können.

Es ist zudem keine Biographie der Kolmar allein, es ist – und das wäre wohl auch ganz im Sinne der Dichterin gewesen – eine Doppelbiographie, die auch den Vater, dem sie sich so verbunden fühlte, mit einschließt, es ist eine Geschichte ihrer Familie überhaupt. Es ist die „’Chronik einer jüdischen Familie’ im Panorama jener Zeit“, lässt uns der Autor selbst wissen.

Kühns Buch ist ein *work in progress*, wir werden in die Entstehungsgeschichte dieser Biographie mit einbezogen, in die Überlegungen des Autors, wie in Notsituationen, bei „Leerstellen“, wo es an authentischem, biographischem Material mangelt, zu verfahren ist. Wie viele Zitate lassen sich einbringen in diese Biographie, ohne sie zu zitattlastig erscheinen zu lassen? Müsste ich nicht, fragt Kühn, über fiktive Briefsequenzen und Berichte hinaus, „Formulierungshoheit“ wahren und in eigenen Sätzen wiedergeben, was von Zeitzeugen überliefert ist? Müsste ich nicht umformulieren, was verhindern könnte, dass so etwas wie ein Erzählfluss entsteht oder zumindest ein Berichtsduktus? Anderer-

seits kann ich Personen, die in jener Zeit lebten, die in jener Zeit zu Opfern wurden, nicht Formulierungen wegnehmen und durch eigene Formulierungen ersetzen. Denn mit Zitaten übermittelt sich auch das Lebensgefühl jener Zeit. So wird die Biographie polyphon, mehrstimmig, vielstimmig, eine Biographie in vielstimmigen Sätzen und Zeugenschaften.

Man stelle sich vor: ein sensibles, hochbegabtes Mädchen, in einer gut bürgerlichen Familie aufgewachsen – das Jüdische spielte in dieser Familie eine durchaus untergeordnete Rolle – auf der Suche nach sich selbst und nach den von ihr ersehnten menschlichen Beziehungen. Es stellt sich die Frage: Fliehen oder in diesen patriarchalischen Verhältnissen bleiben? 1927 der Aufenthalt in Frankreich – eine Befreiung findet statt, eine Mutation. Vorbilder, Anregungen, Affinitäten spielen jetzt eine Rolle. Ein neues Kapitel der Werkgeschichte eröffnet sich: das Gedicht aus Beaune „Die Irre“ – ein Wechselspiel von Maskierung und Entblößung, Stilisierung und Selbstdarstellung. Bezeichnend wird jetzt für die Dichterin die Simultaneität oder Synchronität von Gegensätzlichem. Welche Lebensalternative hätte sich für die Dichterin ergeben, wenn sie in Frankreich geblieben wäre? Aber die Krankheit der Mutter ruft sie nach Hause zurück. Sie übernimmt nach deren Tod auch den Haushalt (nebst Garten und Kleintierzucht), wird Sekretärin ihres Vaters, des preußisch-wilhelminischen Anwalts, eines Bildungsbürgers, der seine Position durch Zitate aus vorwiegend klassischer Literatur markiert. Freiwillig begibt sie sich in das geläufige Muster von Erwartung und Erfüllung.

Und nun wendet sich Kühn dem Vater Ludwig Chodziesner zu, erkennt in ihm ein Amalgam, eine Wechselwirkung von Rolle und Charakter, die sich auch auf die Tochter Gertrud überträgt. Ihre Bewunderung für den Vater wird sich dann auch in der Bewunderung Napoleons niederschlagen. Gertruds Bekanntschaft mit einem Offizier Karl Jodel: Schwangerschaft, Nervenzusammenbruch, Abtreibung, Selbstmordversuch – es können von Kühn nur Spekulationen im Spielraum des Wahrscheinlichen erfolgen. Das wird nun das Thema der Kolmar: das ungeborene, das verhinderte Kind.

In der Symbiose von Vater und Tochter wird auch Gertrud Kolmar zur Rosen-Enthusiastin. Stichworte setzen die poetische Artikulation frei. Bedichtet wird eine Neuzüchtung von Wilhelm Kordes – eine Rosenprimadonna als Ekelgewächs mit Geier-Assoziationen. Ist dies eine verdeckte Schlussattacke auf das Hobby des Vaters, fragt Kühn.

Der Gedichtzyklus „Das preußische Wappenbuch“ hat einen erstaunlich banalen Auslöser: Er ist Sammelmarken der Firma „Kaffe Hag“ mit Stadt-Emblemen entnommen. Ihren Bilddeutungen legt Kolmar ganz persönliche Erfahrungen und von ihr selbst geschaffene Mythen zugrunde. Eine rätselhafte Bildaussage wird mit einem Rätsel, ein paradoxer Vorgang mit einem paradoxen Spruch beantwortet, Werden im Vergehen, Heranwachsen und Reifen im Sterben aufgehoben. „Die jüdische Mutter“ - das Buch wird in den nächsten vier Jahrzehnten nicht im Druck erscheinen. „Die Unerschlossene“ – die Selbstdarstellung als Frau, die noch nicht recht wahrgenommen wird.

2003 hat der Autor selbst Finkenkrug besucht. Noch einmal wird die Hauptfrage gestellt: Gab es wirklich keine Alternative zu Gertruds Einsiedlerleben in Finkenkrug, zum Leben unter einem Dach mit den Eltern, mit dem Vater? Das einzige Abenteuer, auf das sie sich rückhaltlos einließ, war der Umgang mit der Sprache. Sie schrieb Gedichte von Welt-rang. Bei Kolmar war aber die Kreativität umgeben von Hausbackenem – ganz im Unterschied zu Else Lasker-Schüler. Die lebte bis zu ihrer Emigration in der Berliner Bohème, hatte ein ganzes Netz von Künstlerfreundschaften geknüpft.

Im Analogieverfahren soll an Präsenz gewinnen, was Chodziesner, der Vater, im Kollegenkreis erfahren haben dürfte, was über ihn wiederum die Tochter gehört haben wird – der 30. Januar 1933. Mit der Machtübernahme Hitlers beginnt eine Zeit erniedrigender Erfahrungen für Vater und Tochter, auch in Finkenkrug. Spätestens jetzt wird die Biographie der Dichterin zur Doppelbiographie von Tochter und Vater. Das Buchprojekt „Die Frau und die Tiere“ von 1938 – es verschwand schon einige Monate später durch die Novemberpogrome von der Bildfläche – stellt die Simulation einer Bildproduktion dar, in der die Differenz zwischen einem Ich und einem Du aufgehoben, in der die Selbstpräsenz des Ich in der Darstellung eines anderen Objektes begründet ist. Die leiblichen Rollenwechsel oder Veränderungsformen (Verwandlungen) bestehen in der Überführung in eine jeweils neue, fremde Figur. Aber schon 1937, im vierten Jahr der NS-Diktatur, hatte Kolmar mit dem Gedichtzyklus „Welten“ die gewohnten lyrischen Reimstrophen zugunsten ei-

ner neuen Form in freien, prosanahen Versen verlassen. Es entstand eine Art expressiver Prosa in Zeilen unterschiedlicher Länge, die in Sinnabschnitten zusammengefasst werden. Hier finden sich Verse höchster Sprachentfaltung:

Wenn ich tot bin, wird mein
Name schweben
Eine kleine Weile ob der Welt.
Wenn ich tot bin, mag es mich noch geben
Irgendwo an Zäunen hinterm Feld.
Doch ich werde bald verlorengehn,
Wie das Wasser fließt aus narbigem Krug,
Wie geheim verwirkte Gabe der Feen
Und ein Wölkchen Rauch am rasenden
Zug.

Kolmar schreibt Gedichte, in denen Anklage erhoben wird gegen den NS-Terror. Kühn sucht Reaktionen von Juden – so das Tagebuch von Willy Cohn – auf das aktuelle Zeitgeschehen parallel zu setzen zu den dichterischen Transpositionen der Dichterin. Er zeigt, Kolmar nahm teil am Zeitgeschehen. Zur Trauer, zur Klage gesellt sich ein (nach außen hin stummes) Aufbegehren. Kolmar erweist sich als politisch wache Dichterin. Kühn simuliert, was denn den erstaunlichen Schub neuer Gedichte ausgelöst haben könnte. Kolmar dichtete in einem Sprachraum, der von NS-Idiomen kontaminiert war. Das beweist das Unzeitgemäße wie Herausragende ihres lyrischen Werkes. In einer Zeit hochgefeierten Epigontums behielt sie ihre eigene Stimme, war sie resistent gegenüber Parolen – das hatte sie schon im 1. Weltkrieg gezeigt. War bei den Chodziesners vorher keine „Bindung an das Jüdische“ zu erkennen, so wurde jetzt das Thema Judentum relevant.

Kühn stellt die Frage, ob Kolmars Bekenntnis zum Judentum nicht eher

rhetorisch gewesen ist, zwar mit überzeugenden Umsetzungen in Gedichte, doch ohne Umsetzung in eine Entscheidung, eine Tat. Das Thema Emigration war wohl von Vater und Tochter oftmals erörtert worden, ohne dass sich daraus praktische Konsequenzen ergeben hätten.

Der Verfasser macht kein Hehl daraus, dass er mit Kolmars bedingungsloser Verehrung Robespierres nichts anzufangen weiß: „Es findet ein Akt unkontrollierter Identifizierung statt mit einer Person, die jede Form des Lebensüberschwangs bestrafte, und das gleich mit dem Tode; es findet statt die Heiligsprechung eines Asketen, der jeden köpfen ließ, der nicht seinem Richtmaß entsprach, der seine Dogmen nicht akzeptierte“. Noch im Anhang führt er die Auseinandersetzung mit dem Robespierre-Thema im Werk Kolmars weiter.

Rätsel geben auch die (zeitweilig) intimen Beziehungen der jüdischen Dichterin mit Karl Josef Keller, einem Dichter der „Blut und Boden“-Thematik, auf. Im Dezember 1939 unternahm sie eine Reise zu ihm nach Ludwigshafen, aber ihr ganzer Aufenthalt bei ihm dauerte nicht länger als eine Viertelstunde. Verstand und Gefühl müssen nicht immer deckungsgleich sein, schreibt Kühn, Herz und Kopf verlieren zuweilen die Verbindung.

Warum nur hat Gertrud Kolmar Pläne zur Auswanderung nicht zielstrebig verfolgt? Kühn entwickelt ein Erklärungsmodell: Letztlich opferte Kolmar ihr Leben für den Vater, sonst wäre sie der Schwester Hilde in die Schweiz, der Schwester Margot nach Italien gefolgt, allein oder mit dem Vater hätte sie die Shoa überleben können. Aber es gab

doch wenigstens Denkansätze zu Vorbereitungen einer Emigration nach England bzw. nach Frankreich. In einem fiktiven Brief des Vaters an Hilde lässt Kühn diesen alle Fluchtgedanken von sich weisen und fügt ein authentisches Zitat einer nach Amerika emigrierten jüdischen Altenpflegerin über ihren Großvater hinzu, der überhaupt nicht zu begreifen schien, was in Deutschland vor sich ging.

Kolmar schrieb im Dezember 1942 an die Schwester Hilde: „So will ich auch unter mein Schicksal treten, mag es hoch wie ein Turm, mag es schwarz und lastend wie eine Wolke sein“. Und einen Monat später meinte sie „eine Menge gelernt zu haben: Vor allem dies Eine: Amor fati: Liebe zum Schicksal. Die ist keimhaft wohl stets in mir gewesen...“ Kolmar habe die Akzeptanz des sinnlosen, überflüssigen Opfertodes bereits literarisch eingeübt, so die Überlegung des Verfassers, sie habe damit eine Tiefenperspektive geschaffen ins Mythische. Dem Sinnlosen, Sinnwidrigen, Sinnfeindlichen einen persönlichen Sinn verleihen, Selbstopferung bis zum Tod, Selbstopfertod! Aus der Ohnmacht gegenüber der Gewalt wird so ein Gefühl der Macht und Stärke geworden sein, bei der das Erdulden und Erleiden als Lebenszweck schlechthin erscheint. Am 2. März 1943 ging der Judentransport mit Gertrud Kolmar von Berlin in Richtung Auschwitz ab.

Das ist die methodische Verfahrensweise Kühns: Wo die sowieso nur lückenhaft vorhandenen Lebenszeugnisse Kolmars nicht mehr ausreichen, bedient er sich eigener Überlegungen in Form von fiktiven Briefen der Familienange-

hörigen, zieht er – extensiv und exzessiv zitierend – literarische und dokumentarische Zeugnisse heran, die die Position säkularisierter Juden veranschaulichen sollen. Die Verordnungen des NS-Staates gegen die Juden werden aufgeführt, die Pläne der Nazi-Größen zur Massenvernichtung der Juden genannt. Dort, wo sich „Leerstellen“ in der Überlieferung der Familienchronik der Chodziesners ergeben, greift Kühn auf Analogiebildungen zurück: auf Äußerungen anderer, die möglicherweise übertragbar sind, sinngemäß wenigstens. So wird die Annäherung an Gertrud Kolmar zu einer ganzen Chronik der Judenverfolgung

im Dritten Reich. Im „Doppelblick auf Werk und Zeit“ entwickelt sich so die Struktur dieses Buches. Eine Struktur der offenen Form, der Brüche und des Fragmentarischen. Denn Kühn will das Leben der Dichterin nicht einfach festschreiben – wie könnte er das auch? –, er gibt seinen Fiktionen, Vermutungen und Erwägungen, die er anstellt, nicht so sehr schlüssige Beweiskraft, sondern überliefert sie als Fragen und Denkanregungen an den Leser, ja auch an den wissenschaftlich Ambitionierten, darüber nachzudenken, weiterzudenken über Gertrud Kolmar, die Jüdin, die eine Exilierte im eigenen Land war.

Polityka i historia

Tomasz Butkiewicz, Henryk Cwięk

Integration der deutschen Bevölkerung von Pommern in der neuen Ordnung nach dem Krieg

Die sich über tausend Jahre erstreckende Nachbarschaft zwischen den Polen und den Deutschen hat eine komplizierte Vergangenheit, die unterschiedlich wahrgenommen wird. Unter den sich mit dem Thema befassenden Personen lassen sich gegensätzliche Standpunkte beobachten. Deswegen unterscheiden sich die meisten Meinungen, umso mehr, dass die Zeit der Teilungen Polens, des Abkommens (der Ordnung) von Versailles und des 2. Weltkrieges einen Schatten auf die gegenseitige Wahrnehmung geworfen hat. Die letzte Handlung war die Verschiebung der polnischen Grenze vom Osten in den Westen und die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung gewesen. Eine Normalisierung des Verhältnisses nach 1945 haben sowohl die Politik der Bundesrepublik als auch die Politik der Volksrepublik Polen verhindert. Die kommunistische Regierung in Warschau hatte eine positive Einstellung zur Regierung Ostdeutschlands, eine negative – zur Regierung in Bonn. Die

deutsch-polnischen Beziehungen wurden (von beiden Seiten) einseitig beurteilt, ohne dass der konstruktive Faktor der seit Jahrhunderten andauernden Symbiose beachtet wurde. Die Mehrheit der Vertriebenen verspürt einen nicht verheimlichten Groll auf die Polen, die aus deutscher Sichtweise ihr Schicksal verursacht haben; diese Stimmungen wurden oft von Politikern ausgenutzt. Die Organisationen der Vertriebenen wurden zu Wählergruppen.¹ Vor allem bei der letzten Wahl des Europaparlaments 2009, als die Kanzlerin Angela Merkel versuchte, sich hinter den Bund der Vertriebenen zu stellen, und zusammen mit den europäischen liberalen Parteien die Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat verurteilte, wurde dies besonders deutlich.²

¹ Mehr in H.E., Jahn, *Die deutsche Frage von 1945 bis heute. Die Wege der Parteien und Regierungen*. Mainz 1985.

² P., Semka, *Niemiecki kult wypędzeń*, „*Rzeczpospolita*”, vom 2. Juli 2009.

Unter Akzeptanz der Regierungskreise, von denen die Vertriebenen finanziell unterstützt wurden, werden regelmäßig Zusammenkünfte von Deutschen Landsmannschaften organisiert. Sie erinnern an Versuche, eine Bilanz von Unrecht zu erarbeiten, wobei die Polen in der Rolle des Missetäters und nicht der des Opfers auftreten.³ Man hat versucht, diese Meinung in die Generation der Enkel einzupflegen. Die deutsche Jugend sieht die kommende Zukunft jedoch auf eine andere Art und Weise; diese basiert auf Einheit und nicht auf eine Teilung Europas.

Pommern, und gleichzeitig Neustettin hat nicht nur ein Mal abwechselnd Perioden von Entwicklung und Abstieg erlebt⁴. Die Erinnerungen der Einwohner sind von den Jahren des Dreißigjährigen Krieges geprägt, der im Inhalt eines Kinderliedes zum Ausdruck kommt: „Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, deine Mutter ist in Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, Maikäfer flieg“.⁵ Diese Redewendungen haben in der Endphase des 2. Weltkrieges wieder an Bedeutung gewonnen. Pommern stand wiederum in Flammen und seine Bevölkerung verließ die Heimat.

Sechzig Jahre sind seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Festlegung der polnischen Grenzen im Osten und im Westen vergangen. Dies hing mit der Einteilung des Alten Kontinents in po-

litische Einflusszonen der Siegermächte zusammen. Polen wurde während der Bewegungen auf der europäischen Bühne von der Moskauer Diktatur abhängig, obwohl es seine Kräfte auf der Seite der westlichen Alliierten (die gegen den deutschen Nationalsozialismus kämpften) engagiert hatte.⁶ Die neue Staatsgrenze sollte im Westen auf der Oder und der Lausitzer Neiße und im Osten entlang der alten Linie von Curzon verlaufen.⁷ Dies hing unausweichlich mit einer Aussiedlung der Deutschen aus Ostpreußen, Schlesien und Pommern zusammen. Die Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus den neuen Gebieten Polens in den Westen wurde mit der Verabschiedung des Potsdamer Abkommens vom 20. November 1945 durch den Alliierten Kontrollrat in Kraft gesetzt. Den damaligen Dokumenten kann man entnehmen, dass die Aussiedlung der Deutschen aus Polen ein Teil der stalinistischen Politik über die Minderheitsbevölkerung Mitteleuropas war.⁸ Auf den verlassenen Gebieten wurden Repatrianten aus dem Osten, aus den Regionen, die seit dieser

⁶ J., Buszko, *Historia Polski 1864-1948*, Warszawa 1980, S. 484-489; W. Olszewski, *Dzieje powszechne XX wieku. Świat po roku 1945*, Poznań 2000, Bd. 5, S. 5-7, 32-35.

⁷ M., Broszat, *Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik*, München 1981, S. 267-268; J., Buszko, *op. cit.*, S. 262-263; W., Churchill, *Der Zweite Weltkrieg*, Bd. 5, S. 49; J., Krasuski, *Historia Niemiec*, Wrocław 2002, S. 491-492; J., Ryszka, *Podzielone Niemcy, Przegląd dziejów niemieckich od kapitulacji Trzeciej Rzeszy do zjednoczenia obu państw niemieckich*, Toruń 1996, S. 19-21; J. W., Stalin, *Briefwechsel Stalins mit Churchill, Attlee, Roosevelt und Truman 1941-1945*, Berlin 1961, S. 235.

⁸ B., Nitschke, *Wysiedlenie czy wypędzenie, Ludność niemiecka w Polsce 1939-1945*, Toruń 2004, S. 22.

³ S., Sieradzki, *Niemiecki koń trojański*, „Tygodnik Wprost“, vom 21. September 2003.

⁴ K., Tümpel, *Neustettin in 6 Jahrhunderten*, Neustettin 1910, S. 195-204, 305-307.

⁵ K., Granzow, *Letzte Tage in Pommern, Tagebücher, Erinnerungen und Dokumente der Vertreibung*, München 1984, S. 9; Graf von Krockow, *Die Reise nach Pommern*, Stuttgart 1985, S. 9.

Zeit einen Bestandteil der Sowjetunion darstellten (Litauen, Weißrussland, Ukraine), angesiedelt. In Folge der Bestimmungen wurden auf die westliche Oderseite ca. 3,5 Millionen Deutsche ausgesiedelt, die Angaben dazu bleiben jedoch nach wie vor unterschiedlich.⁹ Die meisten Deutschen (vor allem Frauen, Kinder und alte Leute) entschlossen sich bereits im Oktober 1944, eigenständig zu fliehen. Die allgemeine Panik unter den Deutschen wurde vor allem durch die Geschehnisse aus Nemmersdorf (bei Goldap) hervorgerufen.¹⁰ Mit der sich schnell verschiebenden Front begann die massenhafte Flucht ins Reich. Alle fahrbaren Wege waren von Flüchtlingen aus Ostpreußen angefüllt. Die Bevölkerung aus Pommern hatte sich angeschlossen. Manche entschlossen sich, zu bleiben, obwohl zahlreiche Berichte über Massenmorde und Gewalttaten seitens Soldaten der Roten Armee verbreitet wurden. Vor allem Landbesitzer, Inhaber von Fabriken und kleineren Unternehmen hatten Angst, dass ihr Hab und Gut geplündert würde, deshalb blieben sie zurück. Sie erlitten in Folge der Kriegshandlungen das gleiche tragische Schicksal, das vielen Mitbürgern zuteil wurde.¹¹ Diejenigen, denen es gelang, in

den Westen zu flüchten, begannen (in einer fremden, obwohl deutschsprachigen Umgebung) einen neuen Abschnitt ihres Lebens. Die meisten Flüchtlinge der älteren Generation waren nicht imstande, sich mit der neuen Situation abzufinden und lebten mit der Hoffnung auf eine baldige Heimkehr. Nach Abschluss der Kriegshandlungen beschlossen diejenigen, die nicht die westliche Oderseite erreichten, nach Hause zurückzukehren. Die meisten von den zurückgehenden Deutschen waren überzeugt, dass die Frage der Grenzen noch nicht entschieden sei und dass sie in der Heimat bleiben dürfen. Die neuen Verwalter dieser Gebiete siedelten in den Jahren 1945 bis 1946 die deutsche Bevölkerung aus.

Der Begriff „Vertreibung“ ist im Zusammenhang mit dem besprochenen Fall als Verschleppen oder Zwingen zum Weggehen auf die westliche Oderseite der deutschen Bevölkerung vom 1. April 1945 bis zum Abschluss des Potsdamer Abkommens zu verstehen. Der Begriff „Aussiedlung“ bedeutet hier Umsetzung dieses Teils vom Potsdamer Abkommen, der die Umsiedlung der ehemaligen Bürger des Dritten Reiches auf die Gebiete innerhalb der neuen Grenzen Deutschlands betraf. Der Prozess begann im späten Herbst 1945 und war im Jahre 1956 zu Ende. In diesem Zusammenhang ist die Formulierung der „Aussiedlung“ zu beachten, die von den Vertriebenen als Vertreibung gedeutet wird. Eine wichtige Feststellung ist die Tatsache, dass bis 1945 diejenigen Deutschen, die vor der kommenden Roten Armee flüchteten, nicht als Vertriebene angesehen werden können. Diejenigen dagegen, die in Pommern, Schlesien und Ostpreußen

⁹ S., Banasiak, *Działalność osadnicza Państwowe-go Urzędu Repatriacyjnego na Ziemiach Odzyskanych w latach 1945-1947*, Poznań 1963, S. 75; W., Markiewicz, *Zasiedlenie i zagospodarowanie ziem zachodnich 1945-1964*, „Przegląd Zachodni”, 1964, nr 4, S. 236 und 1995, Nr. 2, S. 59.

¹⁰ E., Kuhn, *Nicht Rache nicht Vergeltung. Die deutschen Vertriebenen*, München 1987, S. 62; M. Podlasek, *Wypędzenie Niemców z terenów na wschód od Odry i Nysy Łużyckiej. Relacje świadków*, Warszawa 1995, S. 68-69, 97-98, 105, 108, 110-111.

¹¹ K., Granzow, *op. cit.*, S. 253-257.

Tabelle Nr. 1

VERLAUF DER AUSSIEDLUNGEN DER DEUTSCHEN AUS POLEN IN DEN JAHREN 1945-1950

Jahr	Zivile Bevölkerung		Kriegsgefangene		Insgesamt	
	Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%
1945	550 700	17,4	–	–	550 700	17,3
1946	1 930 200	61,2	–	–	1 930 200	60,5
1947	538 500	17,1	–	–	538 500	16,9
1948	42 700	1,3	–	–	42 700	1,3
1949	34 100	1,1	35 300	100,0	69 400	2,2
1950	59 400	1,9	–	–	59 400	1,8
Insgesamt	3 155 600	100,0	35 300	100,0	3 190 900	100,0

unter der russischen Verwaltung blieben, wurden westlich der Oder und der Neiße umgesiedelt¹². Diese Handlungen hatten den Zweck, die Anzahl der sich auf der Ostseite von Oder und Lausitzer Neiße befindlichen Deutschen zu verringern, um ein Verhandlungsargument für die Potsdamer Verträge zu gewinnen.¹³

Diejenigen Vertriebenen, die in den in Deutschland gebliebenen Gebieten ankamen, waren nicht selten durch die einheimische Bevölkerung diskriminiert. Die Flüchtlinge hielt man nicht für ebenbürtig, sondern als missachtete „Leute aus dem Osten“. Die gesellschaftliche Eingliederung dieser Gruppe verlief daher nicht reibungslos und brachte viele regionale Konflikte mit sich. Zu-

sätzlich wurden diese Reibungen durch einen Defizit an Wohnungen, die wirtschaftliche Lage Deutschlands und die ständig wachsende Zahl der Umsiedler verstärkt.¹⁴ Daher bildeten sich sehr schnell Gruppen, die den Charakter von isolierten Milieus besaßen in einem Staat, der alltäglich gegen viele andere Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.¹⁵ Auf diese Art und Weise entstanden innerhalb des besiegten Reiches die ersten Landsmannschaften. Grundlage für dieses Gebilde waren die regionale Diskriminierung der Vertriebenen, Ressentiments und die Hoffnung auf eine baldige Wende in ihrem Schicksal. Viele Mitglieder hegten trotz Beendigung der Kriegshandlungen die Hoffnung auf eine schnelle Rückkehr in ihre in Pommern zurückgelassene

¹² B., Nitschke, *Sytuacja niemieckiej ludności cywilnej na ziemiach polskich [W:] Komplex wypędzenia*, pod red., Wł., Borodziej, A., Hajnicz, Kraków 1998, S. 58-69; Z., Romanow, *Ludność niemiecka na ziemiach zachodnich i północnych w latach 1945-1947*, Słupsk 1992, S. 18-19.

¹³ D., Matelski, *Niemcy w Polsce w XX wieku*, Warszawa/Poznań 1999, S. 219-20; *Dzień zapłaty*, „Biuletyn Informacyjny AK” (Informationsblatt AK) vom 13-14 Juli 1944 sowie *Archiwum Akt Nowych*, zespół KC PZPR, sygn. 295/VII-34, (ohne Paginierung).

¹⁴ S., Banasiak, *Przesiedlenie Niemców z Polski w latach 1945-1950*, Łódź 1968, S. 41.

¹⁵ Mehr in: A., Brożek, J., Kokot, *Integracja przesiedleńców po II wojnie światowej*, Wrocław 1966.; M., Frantziach, *Die Vertriebenen-Hemmnisse, Antriebskräfte und Wege ihrer Integration in der Bundesrepublik Deutschland. Eine soziologische, historische und volkskundliche Studie*, Bonn 1986; F., Prinz, *Integration und Neubeginn*, München 1984; J. Sobczak, *Przesiedleńcy w Niemieckiej Republice Federalnej*, Poznań 1962.

Heimat. Der Verband der Vertriebenen aus Pommern (Pommern Zentrum in Lübeck-Travemünde) wurde gegründet, um die Traditionen der Heimat zu pflegen; es war auch ein Ausdrucksmittel gegen die polnisch-deutsche Grenze. Seit dem Jahre 1950 ist auf dem Pressemarkt die Ausgabe von *Pommersches Blatt*, redigiert in Hamburg und Lübeck, erschienen.¹⁶ In der Zeitung konnte man über die Situation der aus Pommern ausgesiedelten Deutschen und über die regionalen Ereignisse erfahren. Jede Ausgabe besaß eine Seite, die den Vertriebenen und den Veränderungen in Osteuropa gewidmet wurde. In den einzelnen Beiträgen wurden die Erfahrungen mit der Flucht und der ständigen Reise nach dem Bestimmungsort geschildert. Eine andere Zeitung war *Unser Pommern*, die seit 1963 erschien und 1967 den Namen auf *Pommern* änderte. In der Anfangszeit wurde in den Zeitungen eine radikale Kritik über die Teilung Deutschlands in Verwaltungszonen ausgeübt; man hat sich auch gegen Teilung von Pommern in zwei Teile ausgesprochen. Der östliche Teil gehört seit dem Jahre 1945 zu Polen, der Westliche blieb zwar auf der deutschen Seite, wurde jedoch 1949/1950 Bestandteil der DDR.¹⁷

Neben dem *Pommerschen Blatt* sind sehr rasch Veröffentlichungen einzelner Autoren erschienen, die ihre eigenen Erlebnisse und Erfahrungen von einzelnen Flüchtlingen beschrieben haben¹⁸.

Jedes Jahr wurde eine andere Position herausgegeben; die Erträge wurden für den Verband bestimmt. Das Zentrum in Lübeck spielt noch immer eine äußerst bedeutende Rolle im Leben der Vertriebenen. Um die Sympathien zur Heimat zu stärken und zu erwecken wurden jährliche Zusammenkünfte der Pommerneinwohner organisiert. Der Verband besteht außer dem Vorstand aus Verwaltungskreisen, um die sich die Flüchtlinge sammeln. Zum Beispiel werden neben dem Heimatkreis Stettin Begegnungen von den Vertriebenen aus Kolberg-Körlin, Stettin, Schneidemühl, Köslin und anderer Ortschaften der Region organisiert. Das *Pommersche Blatt* spielt eine bedeutende Rolle für die Kommunikation, indem es über alle wichtigen Ereignisse und Unternehmen des Verbandes berichtet. Auf seinen Seiten hat man gegen die zwischenstaatlichen Verträge Einspruch erhoben. Die erste Reaktion fand nach dem Görlitzer Vertrag von 1950 statt, der nächste Protest wurde nach dem Unterzeichnen des deutsch-polnischen Vertrages im Jahre 1970 in Warschau zum Ausdruck gebracht.¹⁹ Der letzte Akt der Festigung der Grenze an der Oder und der Lausitzer Neiße, der unter den Vertriebenen Widerhall gefunden hatte, war die Unterzeichnung des Vertrages zwischen den

Gedächtnis Deutsche Schicksale um 1945, Hamburg 2005.

¹⁹ A., Czubiński, J., Strzelczyk, *Zarys dziejów Niemiec i państw niemieckich powstałych po II wojnie światowej*, Poznań 1986, S. 375-371, 383-384; G., Heck, M., Schurig, *Deutschland und Polen nach 1945*, Frankfurt am Main 1977, S. 66-67; J., Krasuski, *op. cit.*, S. 606; J., Sułek, *Stanowisko rządu NRF wobec granicy na Odrze i Nysie Łużyckiej 1949-1966*, Poznań 1969, S. 98.

¹⁶ *Die Pommersche Zeitung für ein freies Pommern im geeinten Deutschland und vereinten Europa*, Lübeck 2005, Jahrgang 55.

¹⁷ J., Krasuski, *op.cit.* S. 557-559.

¹⁸ Mehr in: F., Lorenz, *Schicksal Vertreibung - Ausbruch aus dem Glauben*, Köln 1980; J. Ruskowski, *Wir zahlten für Hitlers Hybris, Zeitlebens im*

Regierungen von der BRD und Polen im Jahre 1990.²⁰

Anfang Juli eines jeden Jahres wird im Pommerschen Zentrum eine Gedenkfeier zum Jahrestag der Flucht und Vertreibung aus Pommern organisiert. Auf den Seiten des *Pommerschen Blattes* erschien immer ein Bericht über die Feier. Die Sekretärin des Vertriebenenverbandes, Frau Ilse Gudden-Lüddecke hat sich an das Leid der Vertriebenen erinnert und für einen offenen polnisch-deutschen Dialog ausgesprochen: „es geht uns darum, eine Brücke zwischen den vertriebenen Deutschen und den jetzt in Pommern lebenden Polen zu schaffen“.²¹ Es muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass in den Beziehungen zwischen den Vertriebenen und der polnischen Seite seit dem Sturz des alten Systems ein Tauwetter herrscht. Seit dem Jahre 1990 werden regelmäßig Reisen für die Deutschen mit einem entsprechend vorbereiteten, kulturellen Programm organisiert. Eine große Rolle spielten hierbei die polnische Ökumene und die pommerschen Priester, die auf eigene Verantwortung ökumenische Begegnungen und Gedenkstätten für die deutschen Nekropolen organisierten.²²

²⁰ *Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Niemcy i Polacy Annäherungen - Zbliżenia 1945-1995*, Warszawa 1996, S. 88. J., Krasuski, *op. cit.*, S. 607 B. Ociepa, *Stanowisko Związku Wypędzonych wobec zawarcia układów Polska - Republika Federalna Niemiec 1989-1991*, „Przegląd Zachodni”, 1993, Nr 3, S. 103.

²¹ *Die Pommersche Zeitung für ein freies Pommern im geeinten Deutschland und vereinten Europa*, 2. Juli 2005, S. 1-2.

²² *Pommersche Zeitung für ein freies Pommern im geeintem Deutschland und Vereinten Europa*, 28. Mai 2005, S. 8, 15-16.

Ein wichtiges Ereignis war in Pommern die Eröffnung des Zentrums für polnisch-deutsche Begegnungen in Külz. Seit dem Jahre 1996 wurde mit den Mitteln der deutschen Seite das Gut in Külz restauriert, damit dort ein Dialog zwischen den Vertriebenen und der polnischen, derzeit in Pommern lebenden Bevölkerung, geführt werden kann.

Das Zusammentreffen der aus Neustettin und der Umgebung vertriebenen Deutschen findet in der kleinen Stadt Eutin (Schleswig-Holstein) alljährlich in der zweiten Septemberhälfte statt. Eutin ist seit 1987 eine Partnerstadt von Neustettin. Der Vorsitzende des Neustettiner Kreises Dr. Siegfried Raddatz betreut seit Jahren die Aktivitäten der Gruppe. Obwohl unter den Neustettiner Vertriebenen sehr oft kritische Stimmen über die heutige Grenze zu hören sind, haben die meisten von ihnen eine positive, wohlwollende Einstellung zu den Polen und den sich in ihrem Lande vollziehenden Veränderungen. In der Regel sind das Personen, die die deutsch-polnischen Beziehungen auf eine andere Weise wahrnehmen und deren gemeinsame Geschichte lange vor dem Jahre 1945 anfängt. Zu solchen Personen gehört Dr. Siegfried Raddatz, der seine Sehnsucht nach der verlorenen Heimat zwar nicht verbirgt, der aber gleichzeitig Kontakte zu Polen pflegt und Polnisch lernt. Er ist offen für einen Dialog und versucht, objektiv die gemeinsame Geschichte zu betrachten. Er meint, dass die gemeinsame Geschichte beider Länder nicht mit dem Kriegsende, nicht mit der Flucht, den Vertreibungen und den Umsiedlungen aus Pommern beginnt. Viele Deutsche übersehen dies gerne und

meinen, dass die Stunde der tragischen Geschichte 1944/45 geschlagen hatte. Bemerkenswert ist das Vorwort des Herausgebers von einem Bilderband über das alte Neustettin – *Neustettin, Bilder einer deutschen Stadt 1310 – 1945* „Durch den Vertrag 1990 wurde Ostpommern, wie auch Ostpreußen, Schlesien und Ostbrandenburg, ohne Befragung der Betroffenen an Polen abgetreten“²³. Solch eine radikale Behauptung provoziert zur folgenden Fragestellung: Hat irgendjemand andere Nationen Europas, darunter auch die Polen, nach einer Genehmigung zur Wahl des Diktators Adolf Hitlers gefragt? Außerdem bringen die Erinnerungen Elisabeth Bütschens neue Reflexionen über das Schicksal der Vertriebenen: „*Ich kann mich noch gut erinnern, wie meine Familie aus Riga nach Posen umgesiedelt war. Uns wurde dort eine Wohnung zugeteilt, von einer polnischen Familie, die in zehn Minuten die Räumlichkeiten verlassen musste und nur Handgepäck mitnehmen durfte. Nachmittags ist der Besitzer dieser Wohnung zurückgekehrt und hat meinen Vater gefragt, ob er nur noch den Schreibtisch aus seinem Arbeitszimmer mitnehmen darf*“.²⁴ Viele Vertriebene und Umgesiedelte versuchen, über dieses Problem hinwegzuschauen und sprechen über eine solche Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, die ihrer Meinung nach erst in dem Moment begann, als der Krieg zu Ende ging. Dieses wird auch von Erika Steinbach und gleich gesinnten Führungskräften der einzelnen Verwaltungskreise vergessen. Auch die bedeutenden Politiker ändern, insbesondere vor kommenden Wahlen, den Ton ihrer Aussagen

²³ H., Jonas, *Neustettin Bilder einer deutschen Stadt 1310 – 1945*, Husum 1998, S. 8

²⁴ E., Bütschens, *aus dem Gespräch*, Kiel 2009.

in Frage der Außenpolitik. Das Zentrum der Vertriebenen in Berlin, um das sich Erika Steinbach so eifrig bemüht, würde wiederholt zu einer Trennung zweier Nationen im Herzen Europas beitragen. Besonders der für das Zentrum geplante Standort (neben dem Jüdischen Museum) könnte andeuten, dass die einzigen Opfer des Zweiten Weltkrieges nur Deutsche und Juden waren. Als Antwort auf eine potentielle Ausführung des Projekts wird von der polnischen Seite die Errichtung eines analogen Zentrums in Warschau beabsichtigt. Haben Marion Gräfin Dönhoff, Günter Grass und Karl Dedecius einen gemeinsamen Dialog dieser Art gemeint?

Um eine Bindung der aus Neustettin Vertriebenen zu ihrer verlorenen Heimat zu vertiefen, wurde in Eutin ein Museum der Stadt und der Umgebung eröffnet. In der Schlossorangerie befindet sich die Stadtbibliothek mit einer Archivabteilung über die Stadt *Neustettin*. Der Neustettiner Kreis befindet sich heutzutage in einer Krise. Ein großer Teil der älteren Generation lebt nicht mehr, die jüngere beschäftigt sich mit anderen Dingen. Ein großes Problem sind die Finanzmittel, die von seinen Mitgliedern jedes Jahr immer seltener überwiesen werden. Mit diesem Problem werden übrigens auch der übrige Teil des Bundes und die mit ihm verbündeten Verwaltungskreise, auch der Herausgeber vom *Pommerschen Blatt*, konfrontiert. Diese Situation hat zur Folge, dass sogar die Radikalsten ihre Einstellung und Vorgehensweise geändert haben. Dies lässt sich an der Form des Dialogs, der heutzutage geführt wird, und an der Aufgeschlossenheit der Vertriebenen selbst erkennen. Ein ganz

wichtiger Bestandteil dieser Vorgehensweise sind diejenigen Menschen, die den Polen gegenüber wohlwollend eingestellt sind. Sie verleihen den Veränderungen von deutsch-polnischen Beziehungen einen positiven Ton, mit der Hoffnung auf eine Fortsetzung des in Gang gesetzten Werks.

Die Generation der Vertriebenen verband ihre Hoffnungen mit der Jugend, indem sie ihre Sympathie für die Heimat beizubringen versuchte. 1951 wurden die Organisation Deutsche Jugend des Ostens und die Arbeitsgemeinschaft Jüngere Generation ins Leben gerufen, im Jahre 1974 entstand die Organisation Deutsche Jugend in Europa – Kreise, die mit dem Bund der Vertriebenen affiliert waren.²⁵ Heute ist das eine Gruppe von Menschen, die gerade in den Ruhestand gehen, und die Generation ihrer Kinder und Enkelkinder betrachtet das Problem der Vertriebenen aus einem anderen Blickwinkel. Die einzige Organisation, die bis heute überdauert hat, ist Deutsche Jugend in Europa. Ihr Vorsitzender, Christian Gaedt, ist in einem Verband tätig, der die Jugendlichen aus ganz Europa zusammenfasst. Das Erbe der früheren Organisation, deren Evolution zu Ungunsten der aus der Welt scheidenden (älteren) Generation verlief, trug zu einer gewissen Erosion des Stereotyps – des Standpunktes über das Problem der Vertreibungen oder der Umsiedlungen bei. Die heutige Jugend sieht das Problem der Vertreibung oder der Umsiedlung der Deutschen aus Pommern ganz anders. Deshalb spricht niemand über die Rückkehr der geographischen Region zum Vaterland, ganz im

Gegenteil, man bekennt sich zum Kosmopolitismus im geopolitischen Sinne, zur Öffnung der Grenzen und Einigkeit des alten Kontinents. Der Radikalismus mancher Vertriebenen wurde daher durch das fortschrittliche Denken junger tatkräftiger Menschen abgeschwächt. Mit der Generation der Senioren gerät er in Vergessenheit und verstirbt. Die deutschen Jugendlichen kommen selten in das Land ihrer Eltern oder Großeltern, sie beschäftigen sich mit anderen Problemen. Man kann das sehr gut an Reisegruppen, die nach Pommern kommen oder bei Treffen der Verwaltungskreise beobachten. Die Teilnehmer sind meistens im hohen Alter, selten sieht man dort Menschen unter dem 60. Lebensjahr.

Ein wichtiges Ereignis für den Verband der Vertriebenen aus Pommern war die Gründung der Ostseeakademie in Lübeck-Travemünde im Jahre 1988. Die Akademie sollte die Tradition Pommerns pflegen und Archivmaterialien der einzelnen Regionen sammeln. Die Akademie erlebte jedoch, trotz ihrer frommen Wünsche und ehrenvollen Ziele, einen Moment des Grauens. Der Vorsitzende Dr. Dietmar Albrecht, bekannt für seine radikale Einstellung zur Oder-Neiße-Grenze, hätte beinahe zur Schließung der Ostseeakademie beigetragen²⁶. Nach regionalen Protesten, die einen Widerhall sogar in Frankfurt am Main fanden, musste er auf die Rolle, die ihm zuteil geworden war, verzichten. Als sein Nachfolger wurde Dr. Christian Pletzing gewählt. Mit dieser Wahl hat sich auch der Charakter des geführten

²⁶ M., Thommsen, *Wer die Falme hochhalten oder wer rettet die Ostseeakademie*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 12. Mai 2001.

²⁵ B., Ociepka, *op. cit.* S. 103.

Dialogs geändert. Trotz Widerspruchs der Anhänger von Dr. Albrecht strebt das neu gewählte Gremium nach einer Aussöhnung und einem Dialog zwischen den Deutschen und Polen. Es ergibt sich auch aus der Situation, in der sich die Vertriebenen selbst befinden. Ein wichtiges Problem des Bundes ist das Alter der Mitglieder und ein unaufhaltsamer Regress – auf eine natürliche Weise wird die Zahl der Mitglieder immer geringer. Daraus ergibt sich Offenheit für eine Art Dialog und Aussöhnung. Man kann das an Themen der Vorträge erkennen, die in der Ostseeakademie gehalten werden sollen: *Der Beitrag der Kirchen in Deutschland und Polen, Alte Nachbarschaft im neuen Europa – das Beispiel Kolberg, Familienforschung Stolp Lade, Deutsch-polnische Regionalgeschichtsschreibung im neuen Europa, Europa mitgestalten*. Die Wahl der Themen weist darauf hin, dass man den Dialog auf eine andere Weise führen möchte, als das zurzeit von Dr. Albrecht der Fall war. Auch die meisten von denjenigen, die sich für eine revisionistische Lösung des Problems der Grenze ausgesprochen hatten, sind auf die andere (friedliche) Seite übergegangen. Ein nicht weniger wichtiges Element, das die beiden gegensätzlichen Richtungen verbindet, ist die polnische Jugend. Sie ist es, die durch eine gelungene Wahl der Programme zur Pflege der regionalen Kultur und Tradition alle Vertriebenen, die nach Pommern kommen, begrüßt. In Kulturzentren und Tanzschulen werden Kurse der Pommerschen Folklore angeboten. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass ca. 3,5 Millionen junge Polen Deutsch lernen, wogegen in Deutschland nur wenige – ca. 1000 Menschen sich mit dem Polnischen bekannt

zu machen versuchen. Die Schüler der Pommerschen Schulen fahren viel häufiger nach Deutschland, um dort die deutsche Sprache zu lernen, als die deutschen Schüler nach Polen kommen. Das Gefühl, Pommer zu sein, ist viel tiefer im Bewusstsein der polnischen Jugend als im Bewusstsein der jungen Generation der Vertriebenen verwurzelt. Es sind die jungen Polen, die zu einem wichtigen Bestandteil eines Dialogs zwischen beiden Ländern und einem wichtigen Faktor von der Integration junger Deutschen in Pommern werden können.

In den polnisch-deutschen Beziehungen ist eine Wende eingetreten und ihr Höhepunkt hat Ende der achtziger Jahre stattgefunden. Gemeinsame Projekte auf der zwischenstaatlichen Ebene, unter denen die Wichtigsten, wie die Gründung der Universität „Viadrina“ oder die Errichtung der Grenzgebiete für Polen und Deutsche sind von großer Bedeutung. Zum wichtigen Faktor der gemeinsamen Integration aber sollte eine Erweiterung dieser Projekte werden, indem auch Regionen zwischen den bedeutenden Verwaltungszentren mit einbezogen werden. Stolp mit seiner Tradition würde unter Stettin, Danzig und Posen eine Rolle spielen, die ihm vor 1945 zuteil geworden ist – Kulturzentrum von Pommern. Die Gründung eines solchen Zentrums wäre für kleinere Verwaltungsregionen, wie Neustettin, Kolberg, Köslin oder Lauenburg sehr günstig. Daher ist es wichtig, die Traditionen und die Kultur von Pommern unter den jungen Polen und Deutschen zu pflegen. Die Pommersche Pädagogische Akademie könnte in Anlehnung an die Hochschulen, die Kontakte zu deut-

schen Universitätsstellen geknüpft haben, die Leere zwischen Stettin und Danzig füllen. Es wäre mit Sicherheit für die Aufnahme eines gemeinsamen Dialogs für die Jugend Polens und Deutschlands von Nutzen. Die Zentren in Külz und Krokowa fungieren am Rande eines kulturell-geographischen Gebietes, das aus der polnischen Sicht Pommern, in der deutschen Phraseologie dagegen Hinterpommern genannt wird. Die Mitte des bezeichneten Raumes ist zwar kulturell geschwächt, kann aber mit Initiativen und Institutionen in Stolp gefüllt werden. Es ist potentiell der beste natürliche und geographische Ort der kulturellen und erzieherischen Integration von

Mittelpommern. Ohne Anknüpfung an die historische Tradition ist wegen der sprachlichen Schwierigkeiten die gesellschaftliche Integration der heutigen Pommerneinwohner nicht möglich. Akademische Institutionen in Pommern und Polen sollen versuchen, das stereotype Bild zu überwinden und zur Beschleunigung der gesellschaftlichen Integration beitragen, sowie den Kontakt mit den ehemaligen deutschsprachigen Pommerneinwohnern aufrecht erhalten helfen. Von uns hängt die nächste Etappe der Integration und Abschaffung der Denkstereotypen auf beiden Seiten der Grenze an der Oder und der Lausitzer Neiße ab.

Literatura i sztuka

Ksenia Olkusz, Wiesław Olkusz

Dawni mistrzowie i ich dzieła w światowej literaturze popularnej (rekonesans)

Współcześni twórcy literatury popularnej poszukują bohaterów tyleż autentycznych, co fascynujących, a zamierzenia takie nader często konkretyzują się w postaci sięgania po biografie ludzi sławnych, które zawierają informacje sprzeczne lub przynajmniej kontrowersyjne, a życie lub twórczość ich bohaterów kryją wiele tajemnic. Ów prawdziwy bądź domniemany sekret, otaczający twórcę lub jego dzieło jest wówczas znakomitym pretekstem do tworzenia fabuł o sensacyjnym charakterze, ukazujących żmudny proces dochodzenia do prawdy. Mniej więcej od dekady (a zwłaszcza po 2003 roku, gdy ukazała się słynna powieść Dana Browna, zatytułowana *Kod Leonarda da Vinci*) szczególnie inspirujące stały się obrazy i biografie malarzy doby dojrzałego renesansu i baroku, znacznie rzadziej natomiast reprezentujących sztukę późniejszą – romantyzmu czy postimpresjonizmu. Bohaterami tedy

opowieści sensacyjno-przygodowych czy kryminalnych (rzadziej obyczajowych) stają się – obok da Vinci (zob. np. Javier Serra, *Tajemna Wieczerza*) – między innymi Hieronim Bosch [właśc. Jeron Anthoniszoon van Aken] (np. Peter Dempf, *Tajemnica Hieronima Boscha*; Yves Jégo, Denis Lépée, *Tajemnica Boscha*), Michelangelo Merisi da Caravaggio (np. Dempf, *Testament Caravaggia*; Jonathan Harr, *Zaginiony obraz*), Michelangelo Buonarroti (np. Paul Christopher, *Notes Michała Anioła*; Philipp Vanderberg, *Spisek sykstyński*), Rembrandt [właśc. Harmensz van Rijn] (np. Lynn Cullen, *Córka Rembrandta*; Jörg Kastner, *Zabójczy błękit*), Sandro Botticelli [właśc. Alessandro di Mariano Filipepi] (np. Mary Jane Beaufrand, *Primavera*), Jan Vermeer van Delft [właśc. Johannes Vermeer], np. Tracy Chevalier, *Dziewczyna z perłą*; Susan Vreeland, *Dziewczyna w hiacyntowym błękitcie*, Paul Cézanne (np. Barbara Corrade

Pope, *Kamieniołom Cezanne'a*), jak również mniej znani artyści, tacy jak Artemizja Gentileschi (Susan Vreeland, *Pasja Artemizji*) czy Pieter van Huys (Arturo Pérez-Reverte, *Szachownica flamandzka*).

Fascynacja życiem i twórczością dawnych mistrzów wydaje się też mieć swoje źródło zarówno w przeświadczeniu, że sztuka ikoniczna minionych wieków jest dziś już przekazem nieczytelnym dla przeciętnego odbiorcy, jak i we współczesnym historyzmie, którego celem jest nie tylko odtworzenie klimatu epoki, lecz przede wszystkim analiza psychologiczna, rekonstrukcja mentalności artysty, wreszcie i odkrycie pobudek, kierujących procesem twórczym.

Jakby w odpowiedzi na tezę Władysława Stróżewskiego, że „dzieło sztuki pozostaje [...] rzeczą tajemniczą. [...] Prawdziwe dzieło sztuki [...] przekracza każdą próbę jego określenia”¹ pojawiły się w ostatnich latach powieści, których bądź to już same inskrypcje tytułowe (ewentualnie tytuły rozdziałów, vide: *Tajemnice mistrza van Huysa*) sygnalizują enigmatyczność utworów ikonicznych, bądź też intryga osnuta jest wokół treści przywołanego w utworze literackim obrazu.

Ambitniejszym i najwcześniejszym zarazem przykładem tak skonstruowanej fabuły jest powieść Péreza-Revertego, zatytułowana *Szachownica flamandzka*, której akcja rozgrywa się w dwóch rzeczywistościach czasoprzestrzennych: w świecie dzieła plastycznego i w świecie bohaterów, odsłaniających warstwa po warstwie zaszyfrowane w obrazie treści. Świat *icone* odnosi się do rzeczywistości

historycznej, a to wskutek poświadczonej przez dokumenty realności osób sportretowanych i wydarzeń z nimi związanych (Ferdynand Altenhoffen, księżę Ostenburga, jego żona, Beatrycze Burgundzka oraz Roger d'Arras), a także dzięki zaprezentowaniu nazwiska i dorobku twórcy obrazu. Jest nim Pieter van Huys, holenderski malarz, działający w 2 połowie XVI w., który zręcznie imitował styl Boscha. Ale właśnie fakt, że potoczna wiedza o tym artyście jest bardzo skromna, jego twórczość, a tym bardziej biografia, nie są znane szerszemu gronu odbiorców, pozwala Revertemu na mistyfikację, mającą uprawdopodobnić fikcję literacką. Przywołany bowiem w powieści obraz tak naprawdę nigdy nie był przez van Huysa namalowany, a jego treść zaprojektowana została przez pisarza na użytek kryminalnej intrygi.

W mrocznej powieści detektywistycznej dzieło sztuki ogniskuje zatem w sobie tajemnicę, jest rodzajem skomplikowanego szyfru, którego odczytanie staje się możliwe jedynie wówczas, gdy oglądający cechuje się erudycją i analitycznym umysłem. Takie właśnie predyspozycje posiada główna bohaterka Julia, ekspertka malarstwa i konserwatorka sztuki, co pozwala jej dostrzec, że obraz tylko pozornie przedstawia scenę rodzajową – grających w szachy mężczyzn i obserwującą ich kobietę – w rzeczywistości będąc utajnionym zapisem zbrodni doskonałej, której motywy i sprawcę znał jedynie malarz. „Dzięki [bowiem] kunsztowi Pietera van Huysa zdawało się, że szachy stoją poza obrazem, że są właściwie namacalne, podobnie zresztą jak i pozostałe przedstawione tu przedmioty. Realność *Partii szachów* pozwalała

¹ W. Stróżewski, *Wokół piękna. Szkice z estetyki*, Kraków 2002, s. 5-6.

uzyskać typowy dla szkoły flamandzkiej efekt wciągnięcia widza w obręb scenarii². Owo „wciągnięcie” obserwatora w świat obrazu inicjuje rozgrywanie partii szachów *à rebours* przez bohaterów XX-wiecznych według scenariusza sugerowanego umiejscowieniem na szachownicy figur, które symbolizują sportretowane postacie, albowiem „Wszystko jest szachownicą nocy i dnia, na której Los gra ludźmi niczym figurami”, a sama „gra stanowi parabolę życia i śmierci, łączy rzeczywistość z szachami”³. Dzięki temu uwikłani w grę bohaterowie rzeczywistości o pięć wieków późniejszej przekonują się, że przeszłość nierozzerwalnie łączy się z przyszłością. Rozwiązanie zadania szachowego równoznaczne jest bowiem zarówno ze zdemaskowaniem tajemniczego zabójcy z 1472 roku, jak i jego współczesnego naśladowcy.

„Symbole i tajemnicze klucze często pojawiały się w sztuce. Nawet w sztuce współczesnej... Tyle, że nie zawsze mamy informacje, które pomogłyby nam odczytać tajemne przesłania, zwłaszcza sprzed wielu lat”⁴. To przeświadczenie o istnieniu w dziełach ikonicznych sfery naddanej, *expressis verbis* wyrażone przez bohaterkę *Szachownicy flamandzkiej* i permanentnie też obecne w wypowiedziach historyków sztuki⁵ wydaje się być jednym z głównych źródeł inspiracji twórców li-

teratury popularnej, zwłaszcza powieści sensacyjno-kryminalnych. Wychodząc z założenia, że współczesny odbiorca dzieła sztuki recypuje je w sposób powierzchowny, ograniczony jedynie do sfery anegdotycznej i estetycznej⁶, pisarze powołują do życia bohaterów, którym bądź to z racji wykształcenia (Langdon z *Kodu Leonarda da Vinci*, Finn z *Notosu Michała Anioła*, Lyere, teolog i ekspert w dziedzinie szyfrów z *Tajemnej Wieczery*), bądź bliskich kontaktów z malarzem (Nerina z *Testamentu Caravaggia*, uczeń Boscha z *Tajemnicy Hieronima Boscha* tego samego autora czy Cornelis Suythof z *Zabójczego błękitu*) udaje się rozszyfrować ukryte sensy. Może to być, jak w bestsellerze Browna czy powieści Sierry, ukryty w *Ostatniej wieczerzy* da Vinciego przekaz objawień Zakonu Syjonu bądź herezji katarów, sekret, „osłabiający w sposób oczywisty tezę o nadprzyrodzonej, boskiej naturze Jezusa”⁷, a zatem zagrażający integralności i pozycji Kościoła, albo też – jak w powieści Kastnera – incydentalne użycie przez Rembrandta koloru błękitnego,

wszystkich płaszczyzn sensu, jakie dają się wyróżnić w dziele”.

⁶ Por.: J. Sierra, *Tajemna Wieczerza*, tłum. A. Jęczmyk, Warszawa 2006, s. 15: „Przez całe wieki średnie i okres renesansu Europa wciąż zachowywała nietkniętą umiejętność rozumienia symboli i prastarych wyobrażeń. Jej mieszkańcy wiedzieli, jak interpretować kapitel kolumny, fragment malowidła czy znak przydrożny, choć niewielu z nich opanowała wtedy sztukę czytania i pisania. Ta umiejętność interpretacji zaginęła wraz ze zwycięstwem racjonalizmu, a razem z nim zaginęła ogromna część odziedziczonej po przodkach spuścizny”.

⁷ K. T. Toeplitz, *O czym świadczy kod da Vinci*, <http://www.wykop.pl/ramka/4863/toeplitz-o-czym-swiaaczy-kod-da-vinci/zakopali>, data dostępu: 16.03.2009, s. 3.

² A. Pérez-Reverte, *Szachownica flamandzka*, tłum. F. Łobodziński, Warszawa 2000, s. 12.

³ Tamże, s. 337 i 359.

⁴ Tamże, s. 63.

⁵ Zob. np.: W. Stróżewski, *op. cit.*, s. 267: „wielkie dzieła [...] zawierają w sobie jakieś więcej, którego nie da się analitycznie wyczerpać i które samo wskazuje na INNE, decydujące ostatecznie o najgłębszym sensie dzieła. Dopelnia ono jego sens integralny, oparty na harmonii

śmiercionośnego barwnika podsunętego malarzowi w celu destabilizacji ładu ekonomicznego i politycznego Królestwa Niderlandów.

Jest zresztą rzeczą charakterystyczną, że motyw szyfrowania w dziele plastycznym – zwykle niebezpiecznej dla nadawcy, a często i odkrywcy – prawdy łączy się najczęściej z motywem spiskowej teorii dziejów. Znamienne w tym względzie egzemplifikację stanowią powieści Dempfa oraz spółki autorskiej Jégo-Lépée, inspirowane życiem i twórczością jednego z najbardziej zdumiewających i oryginalnych zjawisk w dziejach sztuki europejskiej, jakim jest Bosch. W utworze Dempfa *Tajemnica Hieronima Boscha*, którego akcja rozgrywa się na dwóch płaszczyznach czasoprzestrzennych (w brabanckim miasteczku s’Hertogenbosch w 1510 r. oraz w Madrycie roku 1998) punktem wyjścia staje się pozorny akt wandalizmu, jakim jest oblanie kwasem tryptyku *Tysiącletnie królestwo* (znanego bardziej pod tytułem *Ogród rozkoszy ziemskich*). Odślonięte w ten sposób inskrypcje („Natura się zmienia. Prawda zabija!”)⁸ i tajemne znaki wyjaśniają nie tylko motywy postępowania „zamachowca”, ale także historię tworzenia tryptyku, będącą kluczem interpretacyjnym najbardziej zagadkowego dzieła sztuki ikonicznej.

Dempf, nawiązując do domysłów historyków sztuki, dotyczących przekonań religijnych niderlandzkiego mistrza – domniemanego propagatora fatalistycznej doktryny św. Augusta, zwolennika *devo-*

tio moderna, członka Bractwa Wspólnego Życia, Bractwa Najświętszej Marii Panny czy wreszcie tajnego depozytariusza objawień „millenarystów” – jednoznacznie opowiada się za teorią Wilhelma Fraengera. Podążając zatem tropem sugestii historyka sztuki pisarz konstruuje sensacyjną opowieść o Boschu, który podczas walk o władzę między Radą Miejską, Inkwizycją, dominikanami i różnymi hereetyckimi sektami opowiada się po stronie adamitów (Bractwa Wolnego Ducha), a ten akces dokumentuje właśnie *Ogród rozkoszy ziemskich*. Jest on rodzajem tajemnej księgi, ilustracją rytuału i ideologii Braci i Sióstr Wolnego Ducha, według których kobiety i mężczyźni są sobie równi, a „śmierć ma swój kres i rozpocznie się królestwo Chrystusa, gdzie dwoje staje się jednym”¹⁰. W arkana quasi-religijnych praktyk kultu, zobrazowanych poprzez ukryte symbole (nb. wyjaśniane w obszernych *passusach* powieści, posuwających akcją naprzód) wprowadza Boscha wielki mistrz Bractwa. Jest nim żydowski mieszkaniec s’Hertogenbosch, Jacob van Almaengien¹¹, przy czym Dempf idzie w swych spekulacjach jeszcze dalej niż Fraenger, czyniąc „duchowego autora” tryptyku kobietą. Dzięki tej zmianie płci uwypuklona zostaje adamicka koncepcja *androgyne*, jak i możliwe jest sugerowanie bogatszych jeszcze znaczeń obrazu. Nabiera on wówczas także cech „orędzia spisane w nierozpoznanym jeszcze języku”, przesłania adresowanego do przyszłych pokoleń przez *homines intelligentiae*,

⁸ P. Dempf, *Tajemnica Hieronima Boscha* tłum. A. Bender, Warszawa 2005, s. 143.

⁹ Tamże, s. 159: „moim przeznaczeniem jest walka z demonem naszych czasów: kobietą”.

¹⁰ Tamże, s. 214. Por. też: M. Piróg, *Bracia i Siostry Wolnego Ducha*, <http://anuttara.net/artykuly/1238160525/>, s. 3, data dostępu: 7.07.2009.

¹¹ Zob.: V. P. Rembert, *Hieronim Bosch*, tłum. M. Zawadzka, Warszawa 1006, s. 49.

legatu prawd odwiecznych, znanych od zarania ludzkości (w czasie dominacji matriarchatu) i dlatego zaciekle zwalczanych przez Kościół, reprezentujący męski punkt widzenia (m. in. idea linearności dziejów, doktryna grzechu pierworodnego, popełnionego przez pramatkę ludzkości). W tym kontekście właściwa interpretacja tryptyku, dokonana przez współczesną radykalną feministkę i – oczywiście – potomkinię Almaengieną jest równoznaczna ze zdemaskowaniem wielowiekowego spisku mężczyzn, pragnących zachować sankcjonowaną przez Kościół hegemonię: „*Ogród rozkoszy ziemskich* wieści koniec Kościoła, koniec hegemonii mężczyzn. [...] Boicie się władzy, jaką mamy nad wami w takich [tj. w momencie miłosnych uniesień] chwilach! Dlatego Kościół potępia ciało i jego zmysłowość. Nie jesteście panami swoich zmysłów, ulegacie fascynacji kobiecością. A Kościół jest społecznością mężczyzn pełnych lęku”¹².

Niespokojne czasy Boscha, pełne dramatycznych wydarzeń politycznych, wojen, sporów religijnych, przemian ekonomicznych i społecznych, wreszcie odkryć geograficznych, zmieniających w radykalny sposób mentalność ówczesnych ludzi, stanowią także tło powieści Jégo i Lépéego. W przeciwieństwie jednak do erudycyjnego dzieła Dempfa, w którym wątek sensacyjny posiada rzetelne umotywowane w badaniach naukowych, w utworze francuskiego pisarza (czego zresztą autorzy nie ukrywają)¹³ intryga

kryminalna ma całkowicie fikcyjny charakter, inspirowany spiskową teorią dziejów. Fabuła zatem odsłania mechanizm skomplikowanych machinacji i gier politycznych, prowadzonych zarówno przez króla Francji, Ludwika XII, jak i wszechpotężne bractwo malarzy Południa, którym przewodzi Leonardo da Vinci. Pierwszy z konspiratorów dąży do osłabienia autorytetu papieża, Juliusza II i zdyskredytowania niemieckiego cesarza Maksymiliana, na ziemiach którego szerzy się „zaraza Reformacji”, drugi natomiast do osłabienia pozycji malarzy Północy, których „zmysłowa, emocjonalna” sztuka znajdowała coraz większe grono odbiorców, odbierając tym samym zamówienia przedstawicielom malarstwa „zrygoryzowanego i intelektualnego”. W tym celu obaj zlecają dokonywanie okrutnych i świętokradczych (bo mających miejsce w kościele) morderstw, przy czym krwawa inscenizacja ze zmasakrowanych szczątków ludzkich i zwierzęcych wyraźnie inspirowana jest dziwnymi obrazami Boscha, zwłaszcza jego *Sądem ostatecznym*¹⁴. Owo instrumentalne, sprowadzone tylko do poziomu instruktażu czy scenariusza zbrodni, wyzyskanie tryptyku, w którym przedstawienie pandemonium zła służyć miało moralnej naprawie ludzkości, w pewnym stopniu wpisuje się w tradycyjną linię interpretacji ikonograficznej,

machinacje, a także bractwo malarzy, są oczywiście wytworem naszej wyobraźni”.

¹⁴ Tamże, s. 301: „złe języki oskarżyły Hieronima o to, że był inspiratorem zbrodni, które rozszerzyły się na całą Brabancję. – Niektórzy powoływali się nawet na jego złowróżbne szkice [...]. Podobieństwo scen masakry do rysunków mistrza nie pozostawiało żadnych wątpliwości”.

¹² P. Dempf, *op. cit.*, s. 369 i 381.

¹³ Y. Jégo, D. Lépée, *Tajemnica Boscha*, tłum. K. Kowalczyk, Warszawa 2007, s. 343 i 344: „Dla potrzeb intrygi zmienione zostały role niektórych prawdziwych postaci. [...] Morderstwa i

w myśl której Boscha określano epite-
tem „piekielny” czy mianem „malarza
diabłów”. W ten sposób w powieści do-
chodzi do spłylenia bogatej zawartości
semantycznej skomplikowanych dzieł
niderlandzkiego malarza i utrwalania
stereotypowych mniemań o nim tylko
jako o twórcy dziwacznych obrazów,
zaludnionych przez hybrydyczne, wy-
wodzące się z koszmarów sennych, po-
stacie.

Inspirację wielu współczesnych thril-
lerów, powieści sensacyjnych, krymi-
nalnych czy przygodowo-obyczajowych
stanowią też same biografie malarzy,
tych zwłaszcza, których życie obfitowało
w dramatyczne wydarzenia, nieoczeki-
wane zwroty losu czy permanentne ko-
lizje z prawem. Takim niemal gotowym
scenariuszem historycznego kryminału
jest przede wszystkim burzliwe życie
Caravaggia, który – jak słusznie kon-
statuje Desmond Seward – „fascynuje,
i to nie tylko dzięki swoim cudownym
obrazom. Trzydzieści lat temu Kenneth
Clark określił go jako «typowego boha-
tera współczesnej sztuki», mając oczywi-
ście na myśli antybohatera. [...] podo-
bieństwo do antybohatera [...] wyjaśnia
być może, dlaczego malarz rzuca tak po-
tężny urok pod koniec XX wieku”¹⁵.

Spośród powieści poświęconych
temu malarzowi niewątpliwie wyróżnia
się *Testament Caravaggia* Dempfa, które-
go autor tak eksplikuje swoje twórcze
działania: Powieść nie musi koniecznie
odpowiadać prawdzie historycznej. [...] mimo to próbowałem przedstawić ży-
cie Michelangela Merisiego możliwie
wiernie, co było o tyle trudne, że istnieją

odmienne wersje jego biografii”¹⁶. Zgod-
nie zatem z tą zapowiedzią w utworze
zrekonstruowane zostały najważniejsze
wydarzenia z ostatnich 15 lat (1596-1610)
burzliwego życia malarza: jego przybycie
do Rzymu, zdobycie możliwych protek-
torów w osobach kardynałów: France-
sca del Monte i Scipione’a Borghesego,
zabójstwo Rannuccia Tomassoniego w
trakcie gry w piłkę i ucieczka do Nea-
polu, a stamtąd – po dwóch latach – na
Malte, gdzie artysta został przyjęty do
zakonu maltańskiego, wreszcie tułaczka
do Syrakuz, Messyny i Palermo, zakoń-
czona tajemniczym zgonem w Porto
Ercole. Etapy tej biografii, same w sobie
dramatyczne, prezentowane są jednak
nie tylko jako skutek gwałtownego tem-
peramentu i hulaszczego trybu życia ma-
larza z Lombardii, ale także jako rezultat
sieci intryg, utkanej przez watykańskich
dostojników. Dempf nawiązuje w ten
sposób do wielokrotnie zadawanych
przez historyków sztuki pytań o to, jaki
był powód opuszczenia przez artystę ro-
dzinnego miasta i kim był wróg, który
prowadził przeciw niemu nieustanną
wendetę. Pełna odpowiedź na to pytanie,
stanowiące punkt wyjścia sensacyjnej i
meandrycznej fabuły, zawarta jest w *Ści-
ciu św. Jana Chrzciciela*, tytułowym „testa-
mencie Caravaggia”: „Widać na nim was
[tj. Giovanniego Battistę, młodszego bra-
ta Michelangela, skłóconego z nim z po-
wodu podziału spadku], Fra Domenica
[brata Antonia di Russo, kochanka sio-
stry Caravaggia, zabitego przez malarza]
i waszą siostrę [...], a wszyscy jesteście
przedstawieni w nie bardzo pochlebnej
pozie wokół głowy Jana Chrzciciela, czy-

¹⁵ D. Seward, *Caravaggio. Awanturnik i geniusz*,
przeł. R. A. Galos, Wrocław 2003, s. 181-182.

¹⁶ P. Dempf, *Testament Caravaggia*, tłum. J.
Hashold, Warszawa 2007, s. 492.

li zarazem jego własnej głowy, Caravaggia. To jego testament” – i dalej – „obraz Caravaggia czyta się jak przypis do jego życia. Daje on dostęp do ukrytej wiedzy, gdzie myśl przemienia się w obraz. [...] Del Monte [przedstawiony jest] jako Herod, joannita, Fra Domenico jako morderca, który ucina Janowi głowę, Michele jako ofiara [...]”¹⁷.

Notabene według tej lekcji biblijna scena stanowi zarówno zawoalowany przekaz, odsłaniający zakulisowe działania głównych *dramatis personae*, jak i samooskarżenie Caravaggia, formę ekspiacji czy nawet egzorcyzmowania przeszłości. Taka wykładnia zbieżna jest z konstatacjami historyków sztuki, dowodzącymi, że lombardzki artysta „do śmierci [namalował] tuzin obrazów ze świętymi głowami, [a] niektóre z nich to [...] autoportrety. [...] Nie mówi nam to jednak zbyt wiele o tym, co działo się w umyśle malarza. [...] Możemy być tylko pewni, że odzwierciedla [to] ukryte cierpienie”¹⁸.

Należy tu podkreślić, że szczególna wartość utworu Dempfa zasadza się na zręcznym połączeniu sensacyjnej, misternie skonstruowanej i przyciągającej uwagę czytelnika opowieści z *passusami* o egzegetycznym charakterze, objaśniającymi program estetyczno-ideowy, okoliczności powstawania obrazoburczych dzieł barokowego malarza czy wreszcie sposób ich recypowania na przełomie XVI i XVII wieku. Szczodrze rozsiane w tekście przybierają one wówczas postać obszernych ekfraz, przybliżających odbiorcy treści najważniejszych obrazów Caravaggia: *Powołanie św. Mateusza*,

Św. Mateusz z aniołem, *Chłopiec z koszem kwiatów*, *Chłopiec z jaszczurką*, *Wieczera w Emaus*, *Amor zwycięski*, *David z głową Goliata*, *Pogrzeb św. Łucji*, *Biczowanie*, *Siedem uczynków miłosierdzia*, *Wskrzeszenie Łazarza*, *Portret kawalera maltańskiego* czy *Adoracja pasterzy*. Tę technikę pisarską Dempfa, w której funkcja ludyczna łączy się z poznawczą, znakomicie egzemplifikuje epizod związany z genezą *Śmierci albo Zasnnięcia Marii*: „Od paru godzin siedzieli w kuchni albo stali wokół Leny. Dziewięciu obszarpanych, starszych mężczyzn z łysinami, którzy mieli przedstawiać apostołów. [...] Lena jako Maria leżała pośrodku na marach, na wpół obnażona. [...] Dzień mijał, a woń, jaką wydziełało ciało Leny, stawała się coraz bardziej uciążliwa”¹⁹. W tej rekonstrukcji procesu tworzenia obrazu Dempf odwołuje się do hipotezy, według której zwolennikowi „empirycznego naturalizmu” za model matki Chrystusowej posłużyły zwłoki utopionej w Tybrze prostytutki. Jednocześnie jednak – właśnie do celów sensacyjno-kryminalnej fabuły – pojawia się sugestia, że śmierć portowej dziewczki²⁰ (lub – jak przypuszcza Helen Langdon – „ubogiej, lecz uczciwej”²¹) modelki, o której względy Caravaggio bezskutecznie rywalizował z notariuszem Mariano Pasqualone) nie była wypadkiem. Było to morderstwo, zaaranżowane przez tajemniczych wrogów artysty, rozpoczynające całą serię oskarżeń rzucanych pod jego adresem i zmuszających go odtąd do ciągłej ucieczki oraz życia w poczuciu permanentnego zagrożenia.

¹⁹ P. Dempf, *op. cit.*, s. 41.

²⁰ D. Seward, *op. cit.*, s. 91.

²¹ H. Langdon, *Caravaggio*, tłum. S. Kroszczyński, Poznań 2003, s. 313.

Inny wariant wyzyskania frapującej biografii reprezentuje *Pasja Artemizji Vreeland*, utwór sytuujący się na pograniczu historycznego thrillera prawniczego oraz powieści psychologicznej. Za taką kwalifikacją gatunkową zdaje się przemawiać dwutorowo prowadzona akcja. Z jednej tedy strony czytelnik może śledzić poszczególne etapy rzeczywistego procesu, jaki Artemizja Gentileschi, córka malarza fresków, Orazia Gentileschiego, wytoczyła Agostinowi Tassiemu z powodu dokonanego na niej gwałtu. Korzystając z zachowanej dokumentacji sądowniczej Vreeland skrupulatnie opisuje metody, jakimi posiłkował się ówczesny wymiar sprawiedliwości w celu „uwiarygodnienia” zeznań, normy prawne, jawnie dyskryminujące kobietę, czy wreszcie mniej lub bardziej błyskotliwe potyczki słowne oskarżyciela i obrońcy Tassiego. Jednocześnie jednak warstwa faktograficzna powieści łączy się immanentnie z wnikliwą analizą psychologiczną. Nakreślony zostaje portret mało znanej współczesnemu konsumentowi kultury artystki, która poddawana torturom, upokarzana przez władzę sądowniczą i doświadczająca z powodów obyczajowych ostracyzmu ze strony społeczności lokalnej, konsekwentnie walczy o zachowanie własnej tożsamości. Gwarancją sukcesu – tak na płaszczyźnie życia osobistego, jak i zawodowego – jest sygnalizowana w inskrypcji tytułowej powieści „pasja”, umiłowanie sztuki, będącej jednocześnie wyrazem wolności i poświęcenia.

Za interesującą i oryginalną propozycją odniesień do sztuki ikonicznej niewątpliwie uznać należy utwór Clausa Corneliusa Fischera, zatytułowany *I odpuść nam nasze winy*. Psychologiczno-kry-

minalna opowieść o śledztwie, którego celem jest rozwikłanie zagadki rytualnego morderstwa bliska jest w swym klimacie emocjonalnym mrocznym i depresyjnym grafikom Francisca de Goi y Lucientes, o czym zresztą czytelnik informowany jest bezpośrednio już na początku utworu. Głównego bowiem bohatera, komisarza Brunona van Leeuvena cechuje – co oczywiste – zdolność do analitycznego myślenia, ale ponadto także spora erudycja oraz wrażliwość estetyczna: „Kiedy [tylko] potrzebował pocieszenia, sięgał [...] do trzeciej półki, wypełnionej książkami o sztuce, albumami, monografiami, biografiami Caravaggia, Giotta, Goi, Michała Anioła, Rembrandta, Tycjana, van Gogha, Velasqueza; nie było sztuki bez cierpienia, nie było też życia”²². Wyposażony tedy w wiedzę o sztuce komisarz staje się wiarygodnym medium, za pośrednictwem którego prezentowany jest w postaci obszernych, kilkustronicowych (vide: s. 28-31) ekfraz świat rysunków Goi (cykl *Kapryśów* i *Okropności wojny*), dzieł, „które pokazywały prawdziwe oblicze człowieka”²³. W tym kontekście podejmowane przez van Leeuvena próby zdemaskowania mordercy, odkrycia pobudek, powodujących wykroczenie poza normy etyczne, staje się analogiczne do tropienia przez Goyę prawdy o człowieku, najniższych jego instynktach, które budziły się wtedy, gdy rozum spał. Zgodność z pesymistyczną diagnozą malarza doby romantyzmu potwierdza też kreowana w powieści rzeczywistość współczesnego Amsterdamu. Jest ona odległa od

²² C. C. Fischer, *I nie wódz nas na pokuszenie*, tłum. A. Roseau, Katowice 2008, s. 25.

²³ Tamże, s. 26.

uładzonego świata mieszczańskich wartości, znanych komisarzowi z dzieł *petit maitres* holenderskich i wpisując się w schemat koszmarnych wizji Goi dokumentuje przekonanie, że „pęd do zabijania jest o wiele silniejszy niż jakakolwiek cywilizacja. Odkąd ludzie są na świecie, zabijają się nawzajem, pojedynczo lub w grupach, przypadkiem lub ze świadomym zamiarem, w gniewie lub z premedytacją”²⁴.

* * *

Powieści inspirowane życiem i twórczością malarzy (nb. temat w polskiej literaturze popularnej niemal nieobecny), przy znacznym zróżnicowaniu gatunkowym cechuje stosunkowo niewielki repertuar rozwiązań formalnych, sposobów narracji i stylu. Obserwowany zwłaszcza w ostatnim dziesięcioleciu wyraźny przyrost tego typu utworów dokumentuje nieustający popyt na literaturę nastawioną głównie – poprzez eksponowanie wydarzeń nadzwyczajnych, enigmatycznych czy bulwersujących, stawianie bohatera w sytuacjach ekstremalnych itd.) – na dostarczanie rozrywki i silnych przeżyć emocjonalnych. Pełniąc przede wszystkim funkcję ludyczną i kompensacyjną pośrednio jednak powieści te dostarczają odbiorcy pewnego *quantum*

wiedzy. Zakres tych informacji może się ograniczać tylko do enumeracji nazwisk malarzy czy tytułów ich dzieł (jak ma to miejsce np. w *Szachownicy flamandzkiej*, w której to powieści wzmiankowanymi są tacy twórcy, jak: Dieric Bouts, Pieter Breughel Starszy, Robert Campin, Ducio di Buoninsegna, Albrecht Dürer, Jan van Eyck, Thomas Gainsborough, Luca Giordano, Hugo van der Goes, Lorenzo Lotto, Bartolomé Estéban Murrilllo, Juan de Soredia, Rogier van der Weyden czy Diego Rodriguez de Silva y Velázquez); w wielu jednak przypadkach bywa znacząco poszerzony, przybierając np. postać rozbudowanych ekfraz, w których opis obrazu łączy się z eksplikacją przesłań ideowych. Niezależnie też od wartości merytorycznej takiego przekazu „dowartościowuje” on czytelnika, dając mu poczucie współuczestniczenia w kulturze wysokiej, a przede wszystkim zachęcając do bezpośredniego kontaktu ze wzmiankowanym w tekście obrazem. Skrajnym i najbardziej spektakularnym przykładem jest osobliwa i dochodowa forma „turystyki – oprowadzanie turystów po miejscach w Paryżu wiążących się z fabułą powieści”²⁵.

²⁵ E. Lubczyńska-Jeziorna, *Kod Leonarda da Vinci (The da Vinci code)* [w:] *Słownik literatury popularnej*, red. T. Żabski, Wrocław 2006, s. 261.

²⁴Tamże, s. 348.

Daniel Vogel

Conrad a kolonializm. Kontrowersje wokół *Jądra ciemności*

W 2007 roku świat literacki obchodził 150 rocznicę urodzin „wielkiego pisarza angielskiego o polskim pochodzeniu” – Josepha Conrada, którego książki znane są większości czytelników, nie tylko tych gustujących w literaturze morskiej. Tragiczne dzieciństwo, niespokojny duch, który sprawił, że w wieku siedemnastu lat opuścił na stałe Polskę – kraj, za który życie oddali jego rodzice, a wreszcie ponad dwie dekady spędzone na morzach i oceanach świata sprawiły, że jego powieści do dziś rozpalają nasze serca, ale też zmuszają do myślenia. Z jednej strony Conrad był, z racji swojej pasji i zawodowego doświadczenia, jednym z ludzi morza, „jednym z nas”, jak sam to określił w *Lordzie Jimie*, i znał tę tematykę doskonale, z drugiej jednak strony wraz z nadejściem literatury i krytyki postkolonialnej, jego powieści nabrały trochę innego wymiaru. Oprócz tych, którzy zafascynowani twórczością Conrada podejmują coraz to nowe wysiłki mające na celu zgłębienie meandrów jego powieści, pojawili się krytycy jak Chinua Achebe, wskazujący na rasizm obecny w utworach tego artysty¹. Czy mają oni rację? Czy po

dekadach, w których Conrad postrzegany był jako jeden z największych pisarzy XX wieku, nadchodzi czas, w którym jego dorobek zostanie przewartościowany? Czy nowe trendy w literaturze światowej, uwzględniające głosy ludzi, którzy niejednokrotnie przez stulecia podlegali europejskiej dominacji, doprowadzą do tego, że Joseph Conrad zostanie uznany za kolejnego pisarza tworzącego „ku chwale Imperium”?

Artykuł, w którym Chinua Achebe zawarł tak ostrą krytykę Conrada, w swojej pierwotnej wersji miał formę referatu wygłoszonego na Uniwersytecie w Massachusetts w lutym 1975 roku. Jak przyznaje autor, inspiracją do jego napisania było kilka rozmów, które odbył z przypadkowymi ludźmi, oraz dyskusja ze studentami uczęszczającymi na zajęcia z literatury afrykańskiej. Z rozmów tych wynikało, że bardzo niewiele osób zdaje sobie sprawę z faktu istnienia obszarów

Things Fall Apart (wyd. polskie: *Świat się rozpada*, tłum. M. Żbikowska, Warszawa 1989), *Arrow of God* (wyd. polskie: *Boża strzała*, tłum. M. Skibniewska, Warszawa (1966), *Man of the People* (wyd. polskie: *Czcigodny kacyk Nanga*, tłum. Z Kierszys, Warszawa (1968). Tekst dotyczący *Jądra ciemności*, do którego nawiązuję w niniejszym artykule, nosi tytuł *An Image of Africa: Racism in Conrad's Heart of Darkness*. (Źródło: <<http://kirbyk.net/hod/image.of.africa.html>>23 październik 2009).

¹ Chinua Achebe jest pisarzem i krytykiem nigeryjskim poruszającym w swoich utworach tematykę Afryki, a zwłaszcza jej problemy społeczne, polityczne i kulturowe po upadku kolonializmu. Jego najważniejsze utwory to

wiedzy takich jak literatura czy też historia afrykańska. Przekonanie to, będące niczym innym jak spuścizną kolonializmu, panuje niestety również wśród przedstawicieli świata nauki – Achebe przywołuje tu opinię profesora Hugh Trevor-Ropera z 1963 roku, twierdzącego, że nie ma dziedziny, którą można by określić mianem „historii afrykańskiej”, istnieje tylko historia obecności Europejczyków w Afryce². Według Achebe stwierdzenia te wynikają z „pragnienia – ktoś mógłby rzec potrzeby – zachodniej psychologii, by traktować Afrykę jako kontrast Europy, jako miejsce negacji, niegdyś odległe i ledwo znane, w porównaniu z którym Europa mogłaby zmanifestować swój własny stan duchowej świetności” (tłum. własne). Nie chcąc angażować się w dyskusję na polu nauk społecznych, Achebe pragnie pokazać, że problem negacji Afryki obecny jest w literaturze, nawet tej wchodzącej do ścisłego kanonu. Jego wybór pada na utwór, który znany jest większości współczesnych czytelników: nowelę Josepha Conrada o podróży w górę rzeki Kongo.

Fabula *Jądra ciemności* jest powszechnie znana i nie ma potrzeby jej streszczania. Chciałem jednak w tym miejscu nawiązać do kilku najistotniejszych kwestii, które są najczęściej poruszane podczas

² “Perhaps in the future there will be some African history to teach. But at present there is none, or very little: there is only the history of Europe in Africa. The rest is largely darkness.” Słowa te Hugh Trevor-Roper, profesor Uniwersytetu w Oxfordzie, wygłosił podczas serii wykładów dla Uniwersytetu Sussex w październiku 1963, transmitowanych przez stację BBC. W późniejszych publikacjach złagodził tę opinię i mówił o tym, że historia Afryki nie podlega europejskim standardom.

interpretacji utworu. Pierwszą z nich jest tytuł noweli. Metafora „jądra ciemności” odsyła nie tylko do wyobrażenia Afryki jako zacofanego, prymitywnego, odciętego od światła i cywilizacji Czarnego Łądu, ale również do archetypicznego zła, tkwiącego w naturze człowieka. Tytuł ten nawiązuje też w ironiczny sposób do wystąpienia Króla Belgii Leopolda II z 1876 roku, w którym odnosząc się do projektu kolonizacji i eksploatacji Kongo mówił o konieczności „przebicia się przez ciemności spowijające całe populacje”³. Co do motywu podróży, krytycy są zgodni, że nowela Conrada to nie tylko sprawozdanie z „odkrywczej” wyprawy w górę afrykańskiej rzeki, to także podróż w czasie do miejsc, w których nadal rządzi natura (dygresja Marlowa nawiązująca do czasów podboju Brytanii przez Rzymian znajdująca się na początku utworu nie jest przypadkowa), oraz podróż, jaką odbywa Europejczyk (zarówno Kurtz jak i Marlow) w głąb swojej własnej osobowości. W przypadku Kurtza jest to podróż do pokładów potworności tłumionych przez cywilizowane europejskie superego, a wyzwolonych przez dziką, wszechogarniającą naturę. Marlow z kolei płynie w górę rzeki-węza poszukując wiedzy na temat swojego własnego „ja”. Skuszony przez tego węża, bohater Conrada skazuje się na dobrowolne wygnanie, z „jądra ciemności”, do którego zmierza, nie ma bowiem powrotu do stabilnego ontologicznie świata, charakteryzującego się oczywistymi hierarchiami wartości i jasno określoną tożsamością.

³ D. Levering Lewis, *The Race to Fashoda: European Colonialism and African Resistance in the Scramble for Africa*, London, 1988, s. 35, tłum. własne.

Kluczowym elementem interpretacji *Jądra ciemności* proponowanej przez Achebe jest sposób, w jaki Conrad opisuje Afrykę. Według nigeryjskiego krytyka, jego rodzinna ziemia staje się w noweli Conrada innym światem, antytezą europejskiej cywilizacji, prymitywnym brutalnym miejscem, w którym drzeźnią pierwotne, dzikie instynkty. Wijąca się niczym wąż rzeka Kongo, po której żegluga „była jakby podróżą wstecz do najwcześniejszych początków świata” (s. 109)⁴, stanowi antytezę cichej i kojącej Tamizy: „Morze i niebo w oddali spajały się z sobą bez śladu, a w świetlistej przestrzeni wysuszone na słońcu żagle szkut dryfujących w górę z przyrywem zdawały się tkwić spokojnie w kępach czerewonych, ostro zakończonych płócien, błyskając pokostowanymi rozprzami” (s. 59). Rozpościerający się przed oczami narratora krajobraz dopełnia opis samej rzeki:

Wędrowaliśmy po przedhistorycznej ziemi, po ziemi mającej wygląd nieznaney planety. Mogliśmy sobie wyobrazić, że jesteśmy pierwszymi ludźmi biorącymi w posiadanie jakiś przeklęty spadek, którym można zawładnąć tylko za cenę dojmującej udręki i niezmiernego znoju (...) Ziemia nie wydawała się ziemską przywykliśmy patrzeć na spętany kształt pokonanego potwora, ale tam – tam się oglądało potworny stwór na swobodzie (s. 112).

Doznania Marlowa, który po raz pierwszy zetknął się z taką sceną wskazują jednoznacznie, że otaczająca go afrykańska rzeczywistość odcisnęła bardzo mocne piętno na jego psychice. Problemem, na który uwagę zwraca

Achebe są sugestie świadczące o tym, że to Czarny Łąd i jego pierwotność wyzwalały w cywilizowanym białym człowieku zło tłumione przez kulturę europejską:

Dzicz przejrzała go wcześniej i wywarła na nim straszliwą zemstę za dziwną inwazję. Myślę, że szeptala mu rzeczy, których sam o sobie nie wiedział, rzeczy, o których nie miał pojęcia, póki ich nie podsunęła wielka samotność; a ów szept dziczy okazał się nieprzepraczone ponętą. Rozbrzmiewał w Kurtzu głośnym echem, ponieważ wewnątrz jego było puste... (s. 148).

Jednak głównym argumentem świadczącym o eurocentryzmie i ksenofobii Conrada wysuwany przez Achebe jest sposób, w jaki autor *Jądra ciemności* ukazuje jej rdzennych mieszkańców. Marlow (będący dla Achebe literackim głosem samego Conrada) albo przedstawia ich (nieco ironicznie) jako ludożerców:

Nie chcę przez to powiedzieć, że mój parowiec cały czas pływał. Nieraz musiał brnąć mielizną, popychany przez dwuziestu ludożerców pluskających wokoło. Zaciągnęliśmy po drodze pewną liczbę tych drabów jako załogę. To byczy chłopcy – ludożercy – na właściwym miejscu. Z tymi ludźmi można było pracować – jestem im za to wdzięczny. I ostatecznie nie zjadali się nawzajem na mych oczach (s. 110),

albo też wyraża obawę, że „dzicy” mają jednak coś z ludzi, że są naszymi odległymi przodkami, których los skazał na byt w nieprzeniknionych czeluściach tropikalnego lasu:

Ziemia nie była ziemską, a ludzie byli... Nie, ludzie nie byli nieludcy. Widzicie, otóż to było najgorsze ze wszystkiego – podejrzenie, że oni nie są nieludcy. Przenikało to z wolna do świadomości. Wyli i skakali, i kręcili się, i wykrzykiwali straszliwie; a najbardziej ze wszystkiego przerażała mnie właśnie myśl o

⁴J. Conrad, *Jądro ciemności* [w:] *Młodość i inne opowiadania*, tłum. A. Zagórska, Warszawa 1972.

ich człowieczeństwie – takim samym jak moje – myśl o moim odległym powinowactwie z tym dzikim namiętnym wraskiem. Brzydkie. Tak, to było dość brzydkie; ale jeśli człowiek miał w sobie dosyć męstwa, musiał przyznać w duchu, że jest w nim jakiś najniklejszy ślad odzewu na przerażającą szczerłość tego zgiełku, jakiegoś mgliste podejrzenie, iż ma to pewien sens, który by można zrozumieć mimo tak wielkiego oddalenia od mroków pierwszych wieków (s. 112-13).

Powyższe opisy są dla Achebe głęboko niesprawiedliwe; stereotyp ludożercy, redukcja ludności do elementu krajobrazu, fakt że mieszkańcy Afryki nie mówią, lecz komunikują się poprzez „przeraźliwy wrask” lub co najwyżej „krótkie, mrukiwe zdania” świadczą, według nigeryjskiego krytyka, o głębokim uprzedzeniu Conrada do tubylców zamieszkujących tropikalne lasy centralnej Afryki. Jak pisze:

Afryka jako sceneria i tło pozbawiające Afrykańczyka czynnika ludzkiego. Afryka jako metafizyczne pole bitwy pozbawione jakiegokolwiek dającego się poznać człowieczeństwa, na które wkracza, na własne ryzyko, wędrowiec – Europejczyk. Czy nikt nie widzi tej niedorzecznej i perwersyjnej arogancji, dzięki której Afryka zredukowana zostaje do roli podpory rozpadającego się małostkowego umysłu Europejczyka? Ale nawet nie w tym rzecz. Właściwym problemem jest dehumanizacja Afryki i Afrykańczyków, zaszczepiona i promowana w ostatnim stuleciu na całym świecie. Powstaje wobec tego pytanie, czy nowela, która wysławia ową dehumanizację, która depersonalizuje część rasy ludzkiej, może być określana mianem dzieła sztuki. Moja odpowiedź brzmi: nie, nie może (tłum. własne).

W swojej ocenie utworu Conrada Chinua Achebe posuwa się nawet do na-

zwania autora *Jądra ciemności* „cholernym rasistą”⁵.

Artykuł wywołał burzę w środowisku literaturoznawców, zwłaszcza tych zafascynowanych twórczością Conrada. Wskazywali oni na fikcyjność świata przedstawionego w utworze literackim, wielopoziomowość narracji, niejednoznaczny, metaforyczny i symboliczny charakter utworu. Ogromne znaczenie miały też osobiste przeżycia Conrada. Nie do końca świadomy warunków panujących w Afryce oraz czyhających go niebezpieczeństw (warunki, jakie panowały na znanym Conradowi Dalekim Wschodzie, były zupełnie inne od tych w Zachodniej Afryce), autor *Jądra ciemności* podpisał w 1890 roku trzyletni kontrakt z belgijskim przedsiębiorstwem *Société Anonyme Belge pour le Commerce de Haut-Congo* (Belgijska Spółka Akcyjna dla Handlu z Górnym Kongo) otrzymując posadę kapitana parowca pływającego wzdłuż rzeki Kongo. Aby jednak dotrzeć do miejsca, gdzie miał wsiąść na pokład parowca (Léopoldville – obecnie Kinszasa), Conrad musiał przebyć pieszo 230 mil w niezwykle trudnych warunkach. Karawana złożona z trzydziestu jeden tragarzy pokonywała około 10 mil dziennie, uczestnicy wyprawy nękani byli przez zimne noce, moskity i różnego rodzaju tropikalne choroby. O warunkach, jakie panowały podczas tej przeprawy dowiadujemy się z dziennika Conrada:

Środa, 2-go lipca. (...) Spotkaliśmy urząd rządowego na inspekcji. W parę minut potem ujrzelśmy na miejscu oboz. mart-

⁵ Achebe użył zwrotu „bloody racist” (cholerny rasista) w odniesieniu do Conrada w pierwszej wersji tekstu, w późniejszych reedycjach zamiast tego sformułowania pojawiła się nieco łagodniejsza forma: „thoroughgoing racist” (skończony rasista).

we ciało Bakongo. Zastrzelony? Okropny odór. (...) Piątek, 4-go lipca. (...) W nocy, kiedy wszedłem księżyc, słyszałem krzyki i bębnienie w dalekich wioskach. Miałem złą noc. (...) Czwartek 31-go. (...) Moskity. Żaby. Paskudnie. Cieszę się, że ta głupia wędrówka się kończy. Czuję się raczej kiepsko⁶.

Warto przytoczyć też komentarz podróżniczki Mary Kingsley z jej książki *Travels in West Africa* (wydanej po raz pierwszy w 1897 roku): „Nie istnieje żaden inny region na świecie, który mógłby się równać z Afryką Zachodnią, jeśli chodzi o stałe zabijanie, zabijanie, zabijanie białego człowieka przez tamtejszą malarię⁷”. Mając na uwadze powyższe, trudno przypuszczać, by Conrad był zauroczony afrykańskimi realiami. Jego dziennik oraz listy pisane w tamtym czasie przedstawiały opisy wrażeń z punktu widzenia wystawionego na niewygodę Europejczyka, świadczą one jednak o tym, że Conrad nie był przygotowany na warunki, w których przyszło mu pracować. Większość komentarzy dotyczy złego samopoczucia Conrada oraz trudności, które musiał bezustannie pokonywać. Nie ma tam natomiast komentarzy świadczących jednoznacznie o uprzedzeniach Conrada do rdzennych mieszkańców Afryki.

Wbrew temu, co sugeruje Achebe, *Jądro ciemności* jest utworem zawierającym krytykę kolonializmu w wydaniu afrykańskim. Miesiące, które Conrad spędził w Afryce szybko uświadomiły mu chciwość i fałsz kolonizatorów, nastawionych na szybki zysk oraz bałagan,

bezsensowność, a wręcz absurdalność ich przedsięwzięć. Najbardziej jednak uderzył go gwałt, jakiego dokonywano na ludziach i kraju. Opis budowy linii kolejowej z Matadi nie pozostawia wątpliwości:

Czarne kształty czołgały się, leżały, siedziały między drzewami, opierając się o pnie, tuliły się do ziemi – to widzialne, to przysłonięte mętnym półmrokiem – we wszystkich możliwych postawach bólu, zgnębienia i rozpacz. (...) Umierali powoli – to nie ulegało wątpliwości. Nie byli nieprzyjaciółmi, nie byli zbrodniarzami, nie zostało w nich już nic ziemskiego – były to tylko czarne cienie choroby i głodu, leżące bezwładnie w zielonkawym mroku. Ściągnięci ze wszystkich zakątków wybrzeża na podstawie legalnych kontraktów, rzucony w nieodpowiednie warunki, żywieni nie znana im strawa, osłabli stali się niezdolni do pracy; pozwolono im wreszcie odpedznąć i wypoczywać. Te konające postacie były wolne jak powietrze – i prawie równie niematerialne (s. 82)

Umierające „czarne cienie” zostały wcześniej „legalnie zatrudnione” (najczęściej wbrew własnej woli) przez europejskie przedsiębiorstwa, które to odpowiedzialne były za ich dehumanizację i powolną śmierć. Słowa „nie zostało w nich już nic ziemskiego” świadczą o tym, że wcześniej należeli oni do swojej ziemi, byli częścią społeczeństwa afrykańskiego. Zostali tego pozbawieni wraz z nadejściem białych kolonizatorów niosących „postęp” i „cywilizację”. Zdzisław Najder przytacza w swojej biografii Conrada opinię jednego z belgijskich inżynierów, który uważał, że przymuszanie chorych i przerażonych Murzynów, z których wielu ginęło z wycieńczenia, do niewolniczej pracy przy budowie kolei było konieczne dla uniknięcia jeszcze

⁶ Cyt. za: Z. Najder, *Życie Conrada-Korzeniowskiego*, Warszawa 1980, t.1, s. 188-91.

⁷ J. Stape, *Joseph Conrad*, tłum. J. Chmielewski, Warszawa 2009, s. 94.

większych strat podczas przenoszenia ładunków z Górnego do Dolnego Konga. Najder słusznie podkreśla, że „bitym Murzynom nie zależało ani na linii kolejowej, ani na karawanach unoszących do Europy kość słoniową” (s. 186).

Jak wspominałem wcześniej, bardzo ważnym elementem wpływającym na odbiór utworu jest zastosowanie przez Conrada dwupoziomowej narracji: na początku i końcu utworu narracja prowadzona jest z punktu widzenia jednego z uczestników spotkania na pokładzie statku „Nellie”, centralna część noweli to opowieść Marlowa, postaci, która pojawia się w kilku dziełach Conrada. W „Przedmowie Autora” do zbioru *Młodość i inne opowiadania* Conrad opisuje Marlowa w następujący sposób:

Ludzie pomawiali go o najprzeróżniejsze rzeczy; przypuszczano, że jest zręcznym parawanem, niczym więcej niż chwytam, „udawaczem”, opiekuńczym duchem, podszeptującym „demonem”. Na mnie zaś padło podejrzenie, iż obmyśliłem plan, aby nim zawładnąć.

Tak nie było. Nic sobie z góry nie układałem, z człowiekiem nazwiskiem Marlow zeszedliśmy się zupełnie przypadkowo, tak jak się zawiera znajomości w miejscach kuracyjnych – znajomości, które czasem dojrzewają do przyjaźni. I tak się też stało w tym wypadku. Pomimo stanowczości, z jaką Marlow wypowiada zazwyczaj swoje zdanie, nie jest natrętem. Nawiedza mnie w godzinach samotności i wtedy milcząc rozmyślamy nad czymś wspólnie w przytulnym, harmonijnym nastroju, lecz rozstając się z nim przy końcu opowieści, nigdy nie jestem pewny, czy to nie po raz ostatni (s. 7-8).

Pomimo wielu sytuacji, w których przeżycia Marlowa odzwierciedlają przeżycia samego Conrada, powyższy opis świadczy o tym, że nie możemy go uważać za literackie wcielenie samego autora.

Opowieści, jakie snuje wymyślony przez Conrada bohater, są fikcją i tak też powinny być interpretowane. Stąd punkt widzenia Marlowa w *Jądrze ciemności* nie może być postrzegany jako punkt widzenia Conrada, nawet jeżeli nowela ta zawiera elementy autobiograficzne, a to właśnie sugeruje Achebe w swoim eseju: „Conrad wydaje się apróbować [punkt widzenia] Marlowa, mając do niego tylko niewielkie zastrzeżenia ... fakt, który poparty jest podobieństwami w ich zawodowej karierze” (tłum. własne). Co więcej, należy zwrócić uwagę na to, jak pierwszy z narratorów przedstawia sposób opowiadania Marlowa:

Opowiadania marynarzy odznaczają się prostą bezpośredniością i cały ich sens pomieściłby się w pękniętej łupinie orzecha. Lecz Marlow nie był typowym żeglarzem (wyjąwszy jego skłonność do opowiadań) i według niego sens jakiegoś epizodu nie tkwił w środku jak pestka, lecz otaczał z zewnątrz opowieść, która rzucała nań tylko światło – jak blask oświetla opary – na wzór mglistych aureoli widzialnych czasem przy widmowym oświetleniu księżycu.

Opis ten podkreśla impresjonistyczny, metaforyczny i symboliczny charakter *Jądra ciemności* – opowieść Marlowa wyłania się z mgły narracji i nie jesteśmy w stanie jednoznacznie pojąć i ocenić zarówno samych postaci jak i działań przez nich podejmowanych.

Conrad miał jednak jeszcze jeden powód, by w taki właśnie sposób skonstruować swój utwór. Mglistość, brak chronologii, luki w fabule, częste dygresje Marlowa pozwalają nam dostrzec słabości dyskursu kolonialnego, narzucającego jednostce postrzeganie świata w określony sposób, i poddać go krytyce. Oprócz przemocy fizycznej, uka-

zanej przez Conrada w niezwykle sugestywnych scenach, w utworze mamy do czynienia z ukazaniem przemocy epistemologicznej, pokazującej „Innego” jako obcego lub problematycznego i tym samym sprawiającej, że jest on postrzegany w negatywny sposób. Geniusz Conrada polegał na tym, że w czasach, kiedy świat literatury był nadal pod wpływem ideologii kolonializmu, potrafił on ukazać przemoc tkwiącą w kolonializmie, zarówno fizyczną jak i słowną, poprzez narrację prowadzoną z jego wnętrza. Aby to uczynić, musiał jednak odrzucić, przynajmniej w ja-

kimś stopniu, obowiązujące standardy i ideologię. Należy pamiętać o tym, że w czasach, kiedy Conrad tworzył swoje dzieła, krytycy kolonializmu byli pozbawiani głosu w nie mniejszym stopniu niż kolonizowana ludność. Stąd oskarżenia Conrada o rasizm wydają się być niesłuszne. Co więcej, czytając *Jądro ciemności* dzisiaj zdajemy sobie sprawę, że autor tej noweli na długo przed nadejściem poststrukturalizmu i krytyki postkolonialnej podejmował próby zbadania od wewnątrz granic wytrzymałości dyskursu kolonialnego starając się obnażyć jego hipokryzję.

Jubiläum

Anselm Weyer

Der Mensch als exiliertes Wesen – Hilde Domin zum 100. Geburtstag

Hilde Domin wäre im Jahr 2009 100 Jahre alt geworden, heißt es. In zahlreichen Biographien ist zu lesen, Hilde Domin sei 1909 als Tochter eines jüdischen Rechtsanwaltes in Köln geboren worden. Dem widerspricht Hilde Domin selbst entschieden. Unbestreitbar kam Hilde Löwenstein am 27. Juli 1909 in Köln zu Welt. Sie studierte von 1929 bis 1932 in Heidelberg, Köln, Bonn und Berlin – zunächst Jura, später bei Lehrern wie Karl Jaspers und Karl Mannheim Nationalökonomische Theorie und Soziologie –, bevor es 1932 zu einem „Exil auf Probe“ kam, wie Domin es selbst genannt hat. Zusammen mit ihrem späteren Ehemann Erwin Walter Palm ging sie zum „Studienaufenthalt in Italien“ (Domin 1974: 71), der sich als Auswanderung herausstellte. Hier blieben sie, bis der Bündnisschluss zwischen Hitler und Mussolini, „der Besuch Hitlers in Rom und die Gründung der ‚Achse‘ Rom-Berlin“ (Domin 1974: 76) sowie die italienischen Rassengesetze vom 17. September 1938 alle Juden zwangen,

Italien zu verlassen. Das junge Ehepaar floh nach Großbritannien, bevor es aus Angst vor einer deutschen Invasion 1940 weiter nach Santo Domingo flüchtete. Hier, in Santo Domingo im Jahr 1951 und nicht in Köln im Jahr 1909, wurde Hilde Domin, die Dichterin geboren. Hilde Domin selbst erinnert sich:

Ich kam erst 1951 auf die Welt. Weinend, wie jeder in diese Welt kommt. Es war nicht in Deutschland, obwohl Deutsch meine Muttersprache ist. Es wurde spanisch gesprochen, und der Garten vor dem Haus stand voller Kokospalmen. Genaue, es waren elf Palmen. Alles männliche Palmen und also ohne Früchte. Meine Eltern waren tot, als ich auf die Welt kam. Meine Mutter war wenige Wochen zuvor gestorben. (Domin 1974: 34)

In dieser Krisensituation, anlässlich des Todes der Mutter und einer Ehekrise, wird die Poesie für die selbstmordgefährdete Hilde Palm zum lebensrettenden Ausweg. Hilde Domin spricht gerade von einer „Wiedergeburt“:

Es ist mein zweites Leben, alle lächeln, wenn sie es hören, als sei es eine Metapher.

Wenn sie meine Photos sehen, werden sie sofort ernst. Weil ich zwei Menschen bin. Der vorher, und der seitdem. (Domin 1974: 17)

So ist es auch nur folgerichtig, dass Hilde Palm sich, beraten von Wolfgang Weyrauch, einen neuen Namen gibt:

Ich nannte mich
ich selber rief mich
mit dem Namen einer Insel.

Es ist der Name eines Sonntags
einer geträumten Insel.
Kolumbus erfand die Insel
an einem Weihnachtssonntag.

Sie war eine Küste
etwas zum Landen
man kann sie betreten
die Nachtigallen singen an Weihnachten
dort.

Nennen Sie sich, sagte einer
als ich in Europa an Land ging,
mit dem Namen Ihrer Insel.

Es ist also nicht wirklich die Kölnerin, die schreibt. Es ist die in einem früheren Leben aus Deutschland Vertriebene, die auf der Suche nach ihrer Heimat ist. Ans Licht der Öffentlichkeit trat sie, abgesehen von einigen Einzelveröffentlichungen in Zeitschriften, eigentlich erst mit ihrem ersten Gedichtband „Nur eine Rose als Stütze“ im Jahr 1959. Es folgten zahlreiche weitere Veröffentlichungen, von ihren Gedichtbänden über die viel beachtete Sammlung „Doppelinterpretationen. Das zeitgenössische Gedicht zwischen Autor und Leser“, die sie 1966 herausbrachte und in der sie zu einem Gedicht des Autors jeweils den Autor selbst und einen Interpreten zu Wort kommen lässt, hin zu ihren häu-

fig zitierten und 1968 veröffentlichten Überlegungen zu der Frage „Wozu Lyrik heute? Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft“. Facettenreich sind ihr häufig autobiographisches Prosaerwerk, ihr Roman in Segmenten „Das zweite Paradies“ und ihre zahlreichen Essays. Zentral war ihr aber immer die Problematik des Exils, des Heimatverlustes, das Provisorische der Existenz. In ihren autobiographischen Schriften erzählt sie von ihrem Haus in Santo Domingo, es sei

immer nur ein Provisorium gewesen: eine Zuflucht am Rande, wo man nicht weiter weglaufen kann, so weit ist man schon gelaufen, sondern abwartet, ob man weiterleben darf. Ob die Welt wieder aufgeht. Nachträglich hatten sich alle unsere Wohnungen als Provisorien entpuppt, Stationen, immer kürzer. Aber erst nachträglich. Wir waren noch aufs Bleiben eingerichtet. Hier nicht. (Domin 1974: 84)

Mit anderen Worten: Die Dichterin Hilde Domin wird geboren in dem Moment, in dem sie das Gefühl hat, dass der Mensch an dem Ort, an dem er sich gerade befindet, keine Heimat findet: „Denn wir haben hie kein bleibende Stad / sondern die zukünftige suchen wir“, wie es im Hebräerbrief der Lutherbibel heißt (Hebr 13, 14).

Immer wieder, ob nun in Gedichten, Essays oder ihrem autobiographischen Roman „Das zweite Paradies“, schreibt Domin so vom Vertrieben sein, vom Leben fern von der Heimat, das für sie sinnbildlich für die gesamte Menschheit ist: „Das Exil ist die Extremerfahrung der *conditio humana*“ (Domin 1974: 156). Hilde Domin hat sich somit explizit zu einem offenen und geradezu offensiven

Umgang mit der Thematik entschieden. So ist es nicht verwunderlich, dass ihr Name oft im Zusammenhang mit anderen exilierten Dichterinnen wie Nelly Sachs oder Rose Ausländer genannt wird.

Hilde Domin abstrahiert hierbei allerdings von ihrer konkreten Biographie als einer wegen ihres angeblichen Judentums Verfolgte. Sie gestaltet das Exil nicht als persönlich erlebten Ausnahmefall mit konkreter Ursache, sondern als permanente Situation des Menschen. Im Gedicht „Wenn es trifft“ gestaltet sie ihr Schicksal als Zufall, das eigentlich jeden hätte treffen können.

Wen es trifft,
der wird aufgehoben
wie von einem riesigen Kran
und abgesetzt
wo nichts mehr gilt,
wo keine Straße
von Gestern nach Morgen führt.
[...]
Manchmal jedoch
wenn er Glück hat,
aber durch kein kennbares
Verdienst
so wie er nicht ausgesetzt ist
für eine wißbare Schuld
sondern ganz einfach weil er zur Hand
war
wird er
von der unbekannt
allmächtigen Instanz
begnadigt
solange noch Zeit ist.

(Domin 1987: 103ff.)

Wen es wie trifft, das ist also zufällig, denn theoretisch „jeder// kann ausgezogen werden/ und nackt gemacht/ die nackten Menschenpuppen“ (Domin 1987: 340f.). Hierbei klagt sie kaum die

Täter der Vergangenheit an. Hilde Domin, die als direkt Betroffene genug Gründe und auch die Berechtigung gehabt hätte, als Anklägerin der Täter und Mitläufer aufzutreten, hält sich diesbezüglich zurück. Während die zeitgenössische Strömung in der Bundesrepublik sich nach den Jahren der Verdrängung langsam der Aufarbeitung der Vergangenheit widmet, verortet Hilde Domin ihre Themen weniger konkret, sondern allgemeiner. Das Exil ist nicht bloß ein Einzelschicksal, sondern wird bei ihr zum menschlichen Normalzustand. Das Schicksal der Vertreibung aus dem Paradies, das alle Menschen noch vor ihrer Geburt getroffen hat, hat auch Hilde Domin vor ihrer Geburt als Dichterin getroffen. Sie gestaltet es zu einem Zustand der ganzen Menschheit. Wir alle sind aus dem Paradies vertrieben. Der Exilierte ist exemplarisch für die gesamte Menschheit:

In allem, was ich tat und tue ist das Exilschicksal mit drin, was ja heute leider ein so verbreitetes ist. Ich pflege immer zu sagen: Wir müssen heute nicht an die NS-Verfolgten denken, sondern an Verfolgung ist in diesem Jahrhundert kein Mangel. Wir können jetzt von Bosnien reden und vorher konnten wir von Afghanen reden. Leider ist das Schicksal der Verfolgten in diesem Jahrhundert ein typisches. Wenn Sie so wollen, wenn Sie religiös sind: Wir sind auf Widerruf hier, aber der Exilierte ist exemplarischer auf Widerruf als andere, das heißt, er lebt nur das menschliche Schicksal etwas deutlicher. (Domin/ Bach 1996)

Hilde Domin, von den Nazis zur Jüdin gemacht, relativiert damit ihr eigenes Schicksal. So richten sich ihre Gedichte nicht an einzelne Betroffene oder konkrete Täter. An alle ihre Leserinnen und Leser sind ihre Gedichte adressiert.

Und so richtet sich Domin vielleicht bekanntestes Gedicht „Abel steh auf“ vor allem an die Opfer, denen nicht in erster Linie Recht zugesprochen wird. Die Frage nach Recht und Unrecht, die in die Vergangenheit weist, stellt sich nicht, sondern eher die zukunftsorientierte Frage, wie ein Zusammenleben möglich ist. Abel soll nicht in einer Opferrolle verbleiben, um Kain die Möglichkeit der Besserung zu gewähren. Dem Opfer wird die Verantwortung für die Versöhnung übertragen. Das Ausgestoßensein ist immer möglich und dem Zufall anheim gegeben. Erhört werden können nur die möglichste gute Verarbeitung und vor allem das Überstehen aller Anfechtungen. Die Hoffnung bleibt, dass eine Rückkehr möglich ist.

Hilde Domin ist nach Deutschland zurückgekehrt. Eigenen Aussagen zufolge sind für sie dann „die Erfahrungen der Rückkehr weit stärker als die des Exils“ (Domin 1974: 146) von Bedeutung gewesen, so dass sie der enge Vertraute Hans-Georg Gadamer ausdrücklich als „Dichterin der Rückkehr“ bezeichnet hat. Zurückkehren kann Hilde Domin eigentlich nur in eine Heimat, die bereits Fremde geworden ist. In einem offenen Brief an die Literaturnobelpreisträgerin Nelly Sachs schreibt Domin:

Der vor dem Rassenhaß Flüchtende ist nur das Unglücklichste, der am meisten Verneinte unter den Exildichtern überhaupt. Und während er noch flieht und verfolgt wird, vielleicht sogar umgebracht, rüstet sich sein Wort schon für den Rückweg, um einzuziehen in das Lebenszentrum der Verfolger, ihre Sprache. Und so erwirbt er ein unverlierbares Bürgerrecht, als wenn er friedlich hätte zu Hause bleiben dürfen und vielleicht sein Wort nicht diese Kraft einer äußeren Er-

fahrung hätte, sie es so stark macht (oder gar nicht erst entstanden wäre). Und er kann nicht anders als die Sprache lieben, durch die er lebt und die ihm Leben gibt. In der ihm doch sein Leben beschädigt wurde. Das äußerste Vertrauen und die Panik fallen zusammen, das Ja und das Nein sind nie mehr zu trennen. Entscheidung ist hier vorweggenommen. Versöhnung des Unversöhnlichen generiert sich selbst, ein – wenn auch kleiner, gemessen am Ausmaß des Unheils – Beweis, ein Abglanz noch von jener Kraft, die ‚stets das Böse will und stets das Gute schafft‘. (Domin 1974: 140)

„Rückkehr der Schiffe“ heißt ihr zweiter Gedichtband, den sie 1962 veröffentlichte, mit „Hier“ betitelte sie den Nachfolger im Jahr 1964.

Die als Hilde Löwenstein aus Deutschland vertriebene Studentin kehrte 1954 als Hilde Domin in die Bundesrepublik Deutschland zurück:

Wie ich, Hilde Domin, die Augen öffnete, die verweinten, in jenem Hause am Rande der Welt, wo der Pfeffer wächst und der Zucker und die Mangobäume, aber die Rose nur schwer, und Apfel, Weizen, Birken gar nicht, ich verwaist und vertrieben, da stand ich auf und ging heim, in das Wort. „Ich richtete mir ein Zimmer ein in der Luft / unter den Akrobaten und Vögeln.“ Von wo ich unvertriebar bin. Das Wort aber war das deutsche Wort. Deswegen fuhr ich wieder zurück über das Meer, dahin, wo das Wort lebt. Es war drei Jahre nach meiner Geburt. Ich war 22 Jahre weg gewesen. (Domin 1974: 34)

Zunächst pendelte das Ehepaar Palm noch sieben Jahre zwischen Spanien und Deutschland hin und her, bevor Erwin Walter Palm als Professor nach Heidelberg berufen wurde. Hier kämpfte sie fortan „für euch alle/ um den Stempel in diesem Paß/ um unsern Wohnsitz im deutschen/ Wort“ (Domin 1987: 349). Hier bekam Hilde Domin endlich

all die erstaunlichen Dinge, die die Menschen zu haben pflegen und die ich seit meiner Kindheit nie in dieser Weise gehabt hatte: das Bett, den Tisch, den Briefkasten, und was sonst zu einem Zuhause gehört. Ich, die ich immer unterwegs gewesen war und das „Haben“ verlernt habe, *„als hätte ich nicht mehr die Hände zum Haben“*.

Hilde Domin kehrt zurück und besetzt die von ihr gewählten Themen als eine von ihren Landleuten. In Heidelberg verbrachte das Ehepaar Palm sein restliches Leben, lebte also „in diesem Land/ wo wir das Fremdsein/ zu Ende kosten“ (Domin 1987: 253). Sie schafften es, beide zu hohen Würden und großem Ansehen in der Bevölkerung zu kommen. Professor Dr. Erwin Walter Palm starb 1988, Hilde Domin starb am 22.

Februar 2006 im Alter von 96 Jahren an den Folgen eines Sturzes. Begraben liegt das Paar in einem Grab auf dem Heidelberger Bergfriedhof.

Literatur

Domin, Hilde (1974): Von der Natur nicht vorgesehen. Autobiographisches. München: Piper.

Domin, Hilde (1987): Gesammelte Gedichte. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Domin, Hilde/ Bach, Aya (1996): „Bei mir hat sich das Vertrauen immer regeneriert“ – Hilde Domin erinnert sich an ihre Rückkehr nach Deutschland. Interview für die Deutsche Welle im Juni 1996.

Anselm Weyer

„Gott braucht Freunde“ – Zum 80. Geburtstag der engagierten Theologin Dorothee Sölle

Dass bis heute nicht nur die Theologie, Poesie und Politik von Dorothee Sölle, sondern dezidiert auch die Person Dorothee Sölle diskutiert wird, liegt in ihrem Werk begründet. Gerne beginnen ihre Texte mit und basieren auf persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen. Ihre Rede „Leben in seiner Fülle“, gehalten am 26. Juni 1983 in Vancouver, begann sie mit den Worten: „Ich spreche zu Ihnen als eine Frau, die aus einem der reichsten Länder der Erde kommt, einem Land, mit einer blutigen, nach Gas riechenden Vergangenheit...“ Dies ist nicht der Duktus der herkömmlichen Wissenschaft, in welcher der Forschende möglichst von sich absehen soll, um objektive Erkenntnisse zu erhalten. Dorothee Sölle bevorzugt eine subjektive Herangehensweise. Das hat sie berühmt und auch angreifbar gemacht. Das machte sie zur vielleicht meistgelesenen Theologin des 20. Jahrhunderts, aber auch zur Zielscheibe etwa der Springer-Presse, die allzu oft „Sölle“ auf „Hölle“ reimte. Dieses Verweisen auf sich selbst rechtfertigt aber auch die Beschäftigung mit dem Leben jener Frau.

Geboren wurde sie am 30. September 1929 in Köln in die berühmte deutsche Gelehrtenfamilie Nipperdey hinein. Ihr Elternhaus war nicht dezidiert christlich,

geschweige denn kirchlich. Nach dem Abitur studiert sie ab 1949 alte Sprachen und Philosophie, beschäftigte sie sich doch schon als Teenager mit dem Existentialismus, mit Nietzsche, Heidegger und Sartre. Durch ihre ehemalige Religionslehrerin Marie Veit und die Lektüre Kierkegaards ermutigt wagt sie dann den „Sprung in die Leidenschaft für das Unbedingte, in das Reich Gottes“: „Kierkegaard verführte mich in die Religion“. Unterstützt wurde diese Entscheidung durch die intensive Auseinandersetzung mit der Nazizeit: „Mein Glaube kommt aus der deutschen Erschütterung, aus Auschwitz“, schreibt sie, die „dem gleichen Jahrgang [...] wie Anne Frank“ angehört. Dorothee Nipperdey wechselt 1951 zur Germanistik und Theologie und wird nach Staatsexamen und Promotion 1954 Deutsch- und Religionslehrerin.

Ebenfalls im Jahre 1954 heiratet Dorothee den Maler Dietrich Sölle, von dem sie sich nach zehn Jahren Ehe wieder scheiden lässt. Sie ist zu diesem Zeitpunkt dreifache Mutter, Studienrätin für Deutsch und Religion und arbeitet am Germanistischen Institut der Universität zu Köln. Sie entscheidet sich für ein Leben als alleinerziehende berufstätige Frau, mit allen gesellschaftlichen

Konsequenzen: „Ich habe wirklich Jahre dazu gebraucht, beim Kinderarzt ganz schlicht und ruhig zu sagen: Mein Mann und ich leben getrennt, ich bin für die Kinder verantwortlich, bitte schreiben Sie meinen Namen auf die Rechnung, ich bezahle sie auch. So viel Selbstbewußtsein zu entwickeln, solche einfachen Sätze zu sagen in einer Gesellschaft, in der man sich für das Mißlingen einer Ehe schuldig fühlt, das fiel mir sehr schwer“.

1969 heiratet sie erneut, diesmal einen entsprungenen Mönch, den ehemaligen Benediktinerpater Fulbert Steffensky, mit dem sie 1970 eine Tochter bekommt. 1971 habilitiert sie in Köln über das Verhältnis von Theologie und Dichtung. Zwar lassen die durchweg männlichen Vertreter der erschienenen Fakultät mit Dorothee Sölle das erste Mal seit 1945 einen Kandidaten aufgrund des mündlichen Vortrags zunächst durchfallen, doch ist sie beim zweiten Versuch Dank der Unterstützung Walter Hincks erfolgreich.

Zeit ihres Lebens leidet sie darunter, dass sie in Deutschland keine ordentliche Professur erhält. Zwar werden ihr im Ausland Gastprofessuren angeboten. Von 1975 bis 1987 ist sie Professorin für Systematische Theologie am Union Theological Seminary in New York, 1977 erhält sie die Pariser Ehrenpromotion. In Deutschland bekommt die streitbare Publizistin erst 1994 eine Ehrenprofessur der Universität Hamburg. Sölle vermutet, dass dies „sicher sexistische, aber auch politische und kirchentheologische Gründe hatte“. Grund hierfür mag aber auch sein, dass Dorothee Sölle nie wirklich akademisch war: „Ich denke, daß Theologie zwar Anteile der

Wissenschaft braucht, aber eigentlich näher an Praxis, Poesie und Kunst ist als an der Wissenschaft“. Sie misstrauete der „Entfremdung, die das Studium den Menschen antut“, und vermied die wissenschaftliche Sprache, die mitunter zu Schlagworten erstarrten Begriffe der Universitätstheologie: „Ich suchte eine andere Art des Schreibens als die wissenschaftliche. Ich wollte meine Bücher nicht mit unnötig vielen Fußnoten belasten. Ich wollte nicht mein Wissen dokumentieren, sondern meinen Denkprozess“. Sie suchte also nach einer neuen Sprache, um „Jesus mitzuteilen“. So wurde Beten für sie fast zu einem Synonym für Dichten: „Wenn die Menschen mit der größten Wahrhaftigkeit, deren sie fähig sind, das zu sagen versuchen, was sie wirklich angeht, dann beten sie und sind zugleich Dichter.“ Auf diese Weise erscrieb sie sich eine treue Leserschaft, die es nicht kümmerte, wenn so genannten Fachtheologen Sölle mitunter als leicht beschimpften und die Literaturkritik Sölles „Theopoesie“ häufig als weltanschaulichen Kitsch abtat. Dorothee Sölle überwand Grenzen und interessierte sich nicht für die gängige Einteilung der Welt in verschiedene Disziplinen. In ihrem Wirken vertritt sie den Glauben an die Einheit der Welt. Dies führt zu einem zentralen Thema ihres Werks: die Mystik: „Die mystische Erfahrung und das mystische Bewußtsein haben mich seit vielen Jahren angezogen und getragen. [...] Mich persönlich hat weder die Kirche, die ich eher als Stiefmutter erlebte, noch das geistige Abenteuer einer nachaufklärerischen Theologie zu dem lebenslangen Versuch, Gott zu denken, verlockt. Es ist das mystische

Element, das mich nicht losläßt. Es ist, um es vorläufig und einfach zu sagen, die Gottesliebe, die ich leben, verstehen und verbreiten will“.

Die Gottesliebe, das Gefühl der Teilnahme an der Welt, führt bei Dorothee Sölle dazu, dass sie nicht nur die proklamierten Grenzen zwischen Theologie und Poesie überschreitet. Sie überschreitet auch die Grenze zwischen Theologie und Politik. Es ging Dorothee Sölle nämlich nie allein um die Wahrheit. Dies allein wäre eine akademische Frage gewesen. Es ging ihr auch um die Konsequenzen der Wahrheit, das Werben und Eintreten für das richtige Tun. Angesichts der Schrecken des Dritten Reiches kommt sie zum Schluss, dass Gott nicht allmächtig, sondern auf die Hände der Menschen angewiesen ist: „Ich konnte, religiös gesprochen, mit dem ‚Herrn, der alles so herrlich regiert‘, nicht das Geringste anfangen. Hätte er nicht die Züge, die voller Juden nach Osten rollten, stoppen können?! Heute glaube ich, dass Gott uns alle braucht, um wirklich gute Macht zu haben.“ Deshalb wehrt sich Sölle gegen eine Theologie, die sich mit einer guten Gesinnung zufrieden gibt: „Diese Art von Frömmigkeit möchte ich auch kritisieren, weil sie mir absolut verlogen erscheint. Gott braucht Freunde. Gott ist angewiesen auf die Menschen, und die Vorstellung, dass Gott ein auf nichts angewiesenes höheres Wesen sei, das uns erschaffen hat, aber uns eigentlich nicht braucht, das halte ich für eine außerordentlich problematische Theologie, die mit zur Zerstörung der Religion, wie wir sie heute vorfinden, beigetragen hat.“

Zum Entsetzen vieler Kirchenmitglieder, die sich entweder an Sölles linken Positionen störten oder generell nach der Zeit der Gleichschaltung von Kirche und Staat die Politik von der Kanzel verbannen wollten, argumentierte Dorothee Sölle, dass zwischen christlicher Lebensführung, politischem Engagement und Theologie nicht zu trennen sei: „Theologisches Nachdenken ohne politische Konsequenzen kommt einer Heuchelei gleich. Jeder theologische Satz muss auch ein politischer sein“, die Bergpredigt enthalte „unaufgebbare Forderungen an uns alle“. Gott will, dass wir Leid nicht als gottgegeben hinnehmen, sondern etwas dagegen unternehmen. Aus dieser Überzeugung hinaus und mit dem Vietnamkrieg als entscheidendem Auslöser initiierte sie mit einer Gruppe Gleichgesinnter ab 1968 das „Politische Nachtgebet“, das in der Antoniterkirche Köln eine Heimat fand, das „Experiment einer Gruppe, die den Satz, daß Glaube und Politik untrennbar sind, in die Praxis umsetzen wollte“. Im von Dorothee Sölle für diese Gruppe formulierten *Credo* heißt es: „Ich glaube an Gott/ der die Welt nicht fertig geschaffen hat/ wie ein Ding, das immer so bleiben muß,/ der nicht nach ewigen Gesetzen regiert,/ die unabänderlich gelten,/ nicht nach natürlichen Ordnungen/ von Armen und Reichen,/ Sachverständigen und Uniformierten,/ Herrschenden und Ausgelieferten. [...] Ich glaube an Jesus Christus,/ der aufersteht in unser Leben,/ daß wir frei werden/ von Vorurteilen und Anmaßung,/ von Angst und Haß,/ und seine Revolution weitertreiben/ auf sein Reich hin.“

Die Politischen Nachtgebete basierten auf den drei Grundpfeilern Information, Meditation und Aktion, begleitet stets von der Diskussion, und beschäftigten sich engagiert mit der Verbindung von Glauben mit aktuellen Themen wie Strafvollzug, Autoritäre Strukturen in der Kirche, Diskriminierung der Frau, Bodenspekulation oder Entwicklungshilfe. Berühmt geworden ist das Motto „Vietnam ist Golgatha“. Aber auch außerhalb der Politischen Nachtgebete kämpfte Sölle mit theologischer Argumentation für ihre Überzeugungen, etwa gegen den NATO-Doppelbeschluss zur Nachrüstung und gegen den Irak-Krieg. Menschen wie ihr ist es zu verdanken, dass es heute so etwas wie feministische Theologie gibt, verstanden als der Widerstand gegen die Kultur des Gehorsams und gegen jede Form von Patriarchat. All dies brachte ihr die Kritik von führenden Vertretern der patriarchalischen Amtskirche. In Sätzen wie „Kirche und Staat sind vielleicht trennbar, doch der Geist des Glaubens und der Politik nicht“,

erkannten etliche Kritiker ein vorreformatorisches Politikverständnis. Dies führte bis zur offenen Konfrontation. Beispielsweise protestierte die Evangelische Kirche in Deutschland energisch, als Sölle 1983 auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Vancouver ein Referat halten durfte, obwohl sie doch nur eine „Randposition“ in der Kirche einnehme.

Dorothee Sölle starb am 27. April 2003 im Alter von 73 Jahren an einem Herzinfarkt. Wir können heute sagen: Ihre Kämpfe haben sich gelohnt, ihre Positionen sind in der Kirche heimisch geworden. So schreibt Manfred Kock, der damalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, anlässlich des Todes von Dorothee Sölle: „Ich bin mit großem Dank erfüllt, über das, was sie für das Denken und den Weg unserer Kirche bedeutet hat. Was die Kirche dem Denken Dorothee Sölles verdankt, ist längst nicht mehr eine Randposition. Es ist eine deutliche Linie unserer Kirche geworden, die sie vor der Konventionalität bewahrt.“

Komunikacja interkulturowa

Karsten Dahlmanns

Gegen Brain Drain und Brain Gain

Wie sich Walter Krämer und Horst Haider Munske gegen die Anglisierung des Deutschen engagieren, und was dabei übersehen wird

Der Engländer tut für den Schall: *Liberty* so viel mehr als mancher ehrliche Mann in Deutschland für das Ding: Freiheit.

Georg Christoph Lichtenberg, *Sudelbücher*, Heft E, 163

Seit einigen Jahren gibt es in Deutschland Vereinigungen von Menschen, die ihre Muttersprache gegen den Ansturm des Englischen verteidigen möchten. Zu den bekanntesten Gesellschaften dieser Ausrichtung zählt der „Verein Deutsche Sprache“ (VDS), dem nach eigenen Angaben fast dreißigtausend Menschen angehören. Sein Gründer ist Walter Krämer, Professor für Wirtschafts- und Sozialstatistik an der Technischen Universität Dortmund und Autor vieler erfolgreicher Sachbücher. Krämer versteht es, komplexe Zusammenhänge in klarer und amüsanter Weise darzustellen, so dass selbst „abschreckende“ Materien zugänglich werden; davon zeugen Titel wie sein inzwischen in zehnter Auflage erschienenes Werk *So liegt man mit Statistik*.

Der VDS wendet sich, wie auch Krämer selbst, gegen einen übermäßigen Gebrauch von Anglizismen. „Denglisch“ – also ein vom Englischen durchsetztes Deutsch – sei, wie es in der Internet-Präsentation des Vereins heißt, ein „Ärgernis“.¹ Der Sache nach hat man damit recht; es gibt keinerlei Grund, dass Deutschlands Einzelhandel in „beachwear“ verwandelt, was noch vor einigen Jahren „Bademode“ hieß.

Im Jahre 1999 wurde Krämer der „Deutsche Sprachpreis“ verliehen, eine Auszeichnung der *Henning-Kaufmann-Stiftung zur Pflege der Reinheit der deutschen Sprache*. In seiner Dankesrede kritisiert der Geehrte „die englischen Werbesprüche deutscher Firmen: „Thinking in

¹ Vgl. [http://www.vds-ev.de/verein\(22.08.2009\)](http://www.vds-ev.de/verein(22.08.2009)).

new directions” (Lufthansa), „Working for the future” (Mannesmann), „Need a change?” (Peek und Cloppenburg)”² und berichtet von einem bemerkenswerten Unterschied in deren Sprachpolitik:

Selbst deutsche Firmen wissen sehr wohl, wie sie im Ausland ihre Kunden anzusprechen haben: in der jeweiligen Landessprache: Siemens/Deutschland: „The force of innovation”. Siemens/Spanien: „la Fuerza de la Innovación” (gesehen auf dem Flugplatz von Madrid). Wieso aber wirbt die Firma Siemens in Spanien auf Spanisch, in Deutschland aber auf Englisch?

Krämers Antwort lautet, dass das Deutsche unter den Deutschen weniger geschätzt werde als das Spanische von Seiten der Spanier. Auch mangelt es ihm nicht an einer Vermutung über die tieferen, ja womöglich *allzu* tiefen Gründe für diese Haltung seiner Landsleute. Dazu unten mehr.

Nun könnte man einwenden, es spiele eine nur geringe Rolle, ob man „Browser“ oder „Suchmaschine“ sage. Doch übersieht man damit vor lauter Steinen die Mure, – wie Krämers Mitstreiter Horst Haider Munske entgegenwürde. Der im wissenschaftlichen Beirat des VDS vertretene Sprachwissenschaftler hat unlängst den Rahmen eines in hoher Auflage erscheinenden und unentgeltlich zur Verfügung gestellten Periodikums gewählt, um ein „Plädoyer für die Erhaltung deutscher Wissenschafts-

sprachen“ zu halten.³ Bemerkenswerterweise trägt diese Zeitschrift selbst einen Sprachpreis; sie wurde von einem „Verein für Sprachpflege“ zu einem der drei „Sprachwahrer des Jahres 2006“ gekürt.⁴ Letztere Vereinigung fürchtet nicht bloß das „Denglische“, wie es Sorge des VDS ist; sie kritisiert auch „Engleutsch“ und bietet Rat an, wie es zu vermeiden sei.⁵

Munske berichtet mit einigem Kopfschütteln von einem Kongress der „Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft“:

Die meisten Mitglieder sind Deutsche, so auch die meisten Kongressteilnehmer. Aber die meisten Referate und Vorträge wurden auf Englisch gehalten – auch von Deutschen und für Deutsche. Man radebrecht in der Weltsprache und ist gar noch stolz auf diese Errungenschaft.

Wozu das alles? „Um in der internationalen Zitier-Statistik dabei zu sein, wird zunehmend auf Englisch publiziert. Nur Englisch werde im Ausland noch gelesen, auf Deutsch bleibe man in einer toten Nische liegen.“ Munske möchte dieser Entwicklung Einhalt gebieten und schlägt sein Gegenrezept der „rezeptiven Mehrsprachigkeit“ vor.

Damit ist gemeint: die passive, verstehende Beherrschung von Fremdsprachen, voran des Englischen, aber auch weiterer Fremdsprachen. Die eigene Sprache wird weiterhin aktiv in Wort und Schrift gebraucht. Das bedeutet: Bewahrung der

²Sämtliche Zitate von Walter Krämer stammen aus „Sich einmischen oder wegschauen – Problemfall deutsche Sprache“, Vortrag zur Verleihung des Deutschen Sprachpreises am 24.09.1999, nach: <http://www.schule-in-frankfurt.de/42/42-06.htm> (22.08.2009).

³Horst Haider Munske, „Wird das Deutsche ein Dialekt des Englischen? Ein Plädoyer für die Erhaltung deutscher Wissenschaftssprachen“, *centaur* 5/2009, S. 64-66. Alle folgenden Zitate Munskes sind diesem Aufsatz entnommen.

⁴Vgl. www.deutsche-sprachwelt.de/sprachwahrer/sdj_2006.shtml (15.08.2009).

⁵Vgl. <http://www.deutsche-sprachwelt.de/engleutsch/> (22.08.2009).

Universalität der Muttersprache in allen Domänen, zugleich aber vermehrter Zugang zu anderen Sprachen.

Eine ohne jeden Zweifel sympathische Idee. Munske sieht sie in der Praxis der Fachzeitschrift *Angewandte Chemie* verwirklicht, die in deutscher und englischer Sprache erscheint:

Ein Stab von deutsch- und englischsprachigen Chemikern übersetzt die Beiträge hin und her [...] und schafft damit Schülern, Studenten und Wissenschaftlern die Möglichkeit, angewandte Chemie in ihrer Muttersprache zu erforschen. Dafür wurde die Redaktion 2007 mit dem „Kulturpreis Deutsche Sprache“ ausgezeichnet

– der vom VDS verliehen wird.⁶ Wir erkennen: An einschlägigen Auszeichnungen herrscht kein Mangel.

Es steht jedoch zu zweifeln an, ob auf diese Weise dem Vordringen des Englischen Einhalt zu gebieten sei. Zu gewaltig wirkt der Vorteil, mit der englischen Sprache über eine Art Neu-Latein, eine Weltsprache der Wissenschaft zu verfügen, in der sich Wissenschaftler gleich welcher Herkunft *unterhalten* können, wenn sie – geplant oder ungeplant – einander begegnen. Ob es dabei zu sprachlichen Fehlleistungen kommt, scheint dem erzielten Gewinne gegenüber vernachlässigenswert. Wie einfach (oder langweilig) wäre das Leben, wenn jede Güterabwägung ein solch eindeutiges Ergebnis zeitigen würde!

Natürlich sollte die Rede vom Englischen als einer Art Neu-Latein *nicht* darüber hinwegtäuschen, dass Latein bereits niemands Muttersprache mehr war, als die europäischen Wissenschaften ihren Aufschwung zu nehmen begannen.

⁶Vgl. <http://www.vds-ev.de/verein/aktionen/kulturpreis2007/index.php> (27.08.2009)

Muttersprachler des Englischen hingegen gibt es zu Abermillionen. Munske erblickt darin ein ernstes Problem, „die eingeschränkte Teilnahmemöglichkeit aller Nicht-Muttersprachler des Englischen.“ Was sollen wir davon halten?

Beschreibungen sind Beschreibungen, Wertungen Wertungen; wir sollten beide Kategorien säuberlich auseinanderhalten, *nicht* von Aussagen beschreibender Natur zu vermeintlich „aus der Sachlage folgenden“, „einzig angemessenen“ Werturteilen übergehen, weil wir sonst in Gefahr geraten, einen *Naturalistischen Fehlschluss* zu begehen. Folglich können wir, was Munske beschreibt (sic!), als ungerecht empfinden (sic!) und mit unserem Schicksal zu rechten beginnen. Oder aber einen Ansporn darin erblicken – da nichts Ehrabschneidendes daran sei, Anderen gegenüber *mehr* leisten zu müssen, um Vergleichbares zu erzielen. Letztere Wertung ist logisch, das heißt im Zusammenhange mit der gegebenen Beschreibung betrachtet, nicht besser oder schlechter als ihr Widerpart. Darum birgt die Sache selbst keinen Grund für den zagenden Ton, welchen Munske in der folgenden Passage anschlägt:

Sind die Fachbücher auf Englisch verfasst, weil Englischsprachige die fachlichen Domänen beherrschen, ist der Zugang für Schüler, Studenten und auch deutsche Wissenschaftler selbst nur durch das fremde Nadelöhr der englischen Sprache möglich. So werden wir es nicht schaffen, mehr Naturwissenschaftler und Techniker an unsere Universitäten zu locken!

Naturwissenschaftler und Techniker kennzeichnet Problemlösungskompetenz – wenigstens idealiter; unablässlich dafür sind ein langer Atem, logisches und nicht zuletzt schöpferisches Denken.

Studenten beider Fach-Familien sollten derlei bereits mitbringen, um es weiter auszubilden. Wie ein künftiger Naturwissenschaftler oder Techniker, der den Namen verdient, von dem „Problem“ abgeschreckt werden könne, Fachliteratur in einer leicht zugänglichen Sprache wie dem Englischen sich anzueignen, bleibt vor diesem Hintergrund schleierhaft. Möchten Sie Ihr Leben einem Verkehrsflugzeug anvertrauen, dessen kontinentaleuropäische Konstrukteure sich zu ihrem Studium haben überreden lassen, weil es fremdsprachenfrei ist?

Ganz abgesehen davon, dass Lehrbücher in englischer Sprache kein ernstzunehmendes Nadelöhr bilden, verwundert Munskes Auffassung, dass zu einem Studium „geloct“ werden müsse. Sollte es nicht um seiner selbst willen gewählt werden – aus *Liebe* zur Sache selbst? Hier offenbart der Verfasser eine bemerkenswert niedrige Meinung von den jungen Menschen, die unserer Tage ein Studium beginnen. Denn wer meint, Studienanfänger locken zu müssen, geht ganz offenbar davon aus, dass Liebe zur Sache sie nicht verspüren.

Oder handelt es sich um ein Defizit denkerischer, also im eigentlichen Sinne philosophischer Natur? Wer mit der Liebe zur Sache, die wir hier im Auge haben, einen der Mechanismen übersieht, durch den kulturelle Evolution voranschreitet, kann weder begreifen, was wir „Kultur“ zu nennen pflegen, noch deren Entwicklung.⁷ Infolgedessen vermag

⁷Vgl. Charles Sanders Peirce, „Evolutionary Love“, *Collected Papers*, Cambridge, Mass., 1931-58, 6.287-6.317. (Wie bei dieser Ausgabe üblich, werden Band und Absatz in Form einer Dezimalzahl genannt.)

er nicht mehr, den womöglich edelsten Beweggrund menschlichen Handelns zu erfassen: Die – private – Entscheidung eines jeden Einzelnen, seine Schöpferkraft dieser, nicht aber jener Angelegenheit zu widmen. Was im vorigen Absatz zu einem Mangel an Achtung gereichte, tritt hier als unwillentlicher Reduktionismus auf, der irreführen *muß*.

Wie dem auch sei. In beiden Fällen dürfte die Konsequenz darin bestehen, Führungsbedürftigkeit anzunehmen – natürlich bei den jeweils Anderen. Dergleichen treibt einen Denker unweigerlich in den Paternalismus. So auch Munske, wenn er über deutsche Absolventen, die es nach Amerika zieht, konstatiert: „Unsere Anglomanie hat ihnen den Weg bereitet, Deutschland zu verlassen.“ Als ob die Talentiertesten eines Volkes einer solchen Wegbereitung überhaupt bedürften! Sind sie denn nicht – man möchte sagen: *per definitionem* – diejenigen, die ihre eigenen Wege gehen?

Deutschland hat viele Probleme. Was Munske als Anglomanie bezeichnet, bildet *keines* von ihnen – oder allenfalls eine Petitesse. Selbiges gilt für das, was Krämer ärgert. Moden kommen und gehen; und Siemens („The force of innovation“) zwingt niemanden, Kunde zu werden. Wen Anglizismen stören, der kann sich ihrer enthalten – und dies auch Anderen vorschlagen. Ob man dabei mit Ausdrücken wie „denglischsüchtige Schwätzer“⁸ die Grenzen der Höflichkeit überschreiten müsse, bleibe dahingestellt. In jedem Falle aber hat es etwas rührend Überanstrengtes, wenn Krämer während seiner Dankesrede schweres philosophisches

⁸<http://vds-ev.de/denglisch/sprachpanscher/sprachhunzer.php> (22.08.2009).

Geschütz auffährt und es, wie bei Geschützen üblich, *ad hominem* ausrichtet:

Die Sprache Deutsch hat selbst in ihrer Heimat nicht mehr viele Freunde [...], weil viele Deutsche sich so gern im Glanz der Siegersprache sonnen. „Lieber ein halber Ami als ein ganzer Nazi“, man möchte endlich, und sei es auch nur leihweise, zu denen gehören, die in Hollywoodfilmen gewinnen, zu den Edlen, Guten und Geliebten dieser Erde. Die Deutschen flüchten nicht eigentlich aus ihrer Sprache (das ist nur ein Symptom und für die Flüchtenden eher nebensächlich), sie flüchten – so meine These – aus ihrer nationalen Haut als Deutsche.

Für solche Fälle verfügen Berliner über die schöne Frage: „Haben Sie’s nicht auch eine Nummer kleiner?“ Krämer dürfte Wissenschaftler genug sein, um zu wissen, dass gegen derartige Argumente keinerlei Einwand verfängt – und sie ebendeshalb nicht ernstgenommen zu werden brauchen. Ihre logische Natur macht sie unangreifbar, und das spricht gegen sie.⁹

Krämers Vorgehen erinnert an das Engagement des kanadischen Philosophen Charles Taylor im Streit um Artenschutzmaßnahmen für die französische Sprache im Bundesstaat Quebec. Auch dort wurde mit schwerem Geschütz – Hegel, Herder und Gadamer – auf Spatzen geschossen.¹⁰ In beiden Fällen spricht das Missverhältnis zwischen Argument und Gegenstand Bände.

Dennoch vermag die Vorliebe für das Englische, Aufschluss über *tatsäch-*

liche Probleme Deutschlands zu geben. Es bedarf dazu lediglich, die Strandmode einen Augenblick „beachwear“ sein zu lassen und den Blick auf wichtigere Dinge zu richten – zum Beispiel auf das Verhalten unserer frischgebackenen Ingenieure, Wissenschaftler oder auch Ärzte. Dem unverstellten, von keinem Reduktionismus verstellten Auge bietet sich folgendes Bild:

Wenn der Absolvent einer deutschen Universität sich entschließt, in die Vereinigten Staaten von Amerika zu übersiedeln, dann *nicht* deshalb, weil er so sehr dem Lemming gleicht, als den Munske ihn zu begreifen scheint, sondern deshalb, weil er dort bessere Chancen für sich vermutet. Und er wird diesen Schritt wagen, *obwohl* er sich über seinen Sprach-Nachteil angelsächsischen Konkurrenten gegenüber im Klaren ist.

Für die Jahre vor dem Examen bedeutet dies: Ein Student, der eine Auswanderung aus den nämlichen Beweggründen nicht prinzipiell ablehnt, dürfte – gleichsam für alle Eventualitäten – daran interessiert sein, seine Englischkenntnisse während des Studiums zu vervollkommen. In englischer Sprache gehaltene Seminare bieten dazu die beste Gelegenheit. (Die oben erwähnten Kongressteilnehmer holen nach, was sie können.)

Es stimmt melancholisch, in Munske einen verdienten Ordinarius der Verwechslung von Ursache und Wirkung zu zeihen. Doch ist es, hier, geboten. Denn nur so zeigt sich unterhalb des Sprachstreits das eigentliche Problem: Dass Deutschland für seine Talente unattraktiv geworden ist. *Brain drain* heißt dergleichen – der Anglizismen-Index des

⁹ Grundlegend, allgemeinverständlich und von praktischer Kürze dazu Karl Popper, „Falsifikation, zwei Bedeutungen von“, in: Helmut Seiffert und Gerard Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*, München 1992, S. 82-86.

¹⁰ Vgl. Charles Taylor (Hrsg.), *Multiculturalism and The Politics of Recognition*, Princeton 1992.

VDS schlägt dafür „Talentflucht, Wissensabwanderung“¹¹ vor.

Übrigens zeigt bereits eine schlichte Querprüfung, dass die Vorliebe für das Englische nicht Ursache, sondern Wirkung bildet. Schließlich verlässt, wer Talent und Diplom besitzt, Deutschland nicht nur in Richtung angelsächsische Welt; auch in der Schweiz und Schweden winkt Hochqualifizierten ein besseres Leben. Dabei zählt sehr wohl, aber nicht ausschließlich das finanzielle Motiv. Schilderungen von Ausgewanderten betonen die besseren Arbeitsbedingungen, das Weniger an bürokratischen Hemmnissen und hierarchischer Einengung, die größeren Entfaltungsmöglichkeiten – auch der Kinder.¹² Es wäre klug, solche Berichte nicht als „verbittert“ oder „egoistisch“ abzutun. Ebensowenig sollte man sie durch eine Tiefendeutung á la Krämer hinwegklären. Schließlich hängt die Fähigkeit einer Gesellschaft, sich zu entwickeln, – mithin ihr künftiger Wohlstand – davon ab, über welche Freiheiten der jeweils einzelne Bürger verfügt. Und zwar ganz besonders dann, wenn er Talent besitzt.¹³

¹¹ <http://www.vds-ev.de/anglizismenindex/suche2.php?str=b&la=on> (22.08.2009).

¹² Vgl. Richard Grimmel, „Hauptsache weg aus Deutschland. Ein deutscher Zahnarzt berichtet, warum er mit seiner Familie lieber in der Schweiz lebt“, *Die Welt* vom 30.12.2005, nach: www.welt.de/print-welt/article187650/Hauptsache_weg_aus_Deutschland.html (15.08.2009), und Barbara Gruber, „Schweden umwirbt deutsche Ärzte“, www.dw-world.de/dw/article/0,,1668488,00.html (15.08.2009).

¹³ Vgl. Friedrich August von Hayek, *The Road to Serfdom*, Chicago 2007, S. 69-70. Beispiele gibt David S. Landes, *The Wealth and Poverty of Nations*, New York 1999, S. 93-98, 133-136, 335-349, 392-415.

Es hat sich gezeigt, dass unter deutscher Anglomanie – auf die polemische Stoßrichtung des Begriffes („...manie“) braucht kaum hingewiesen werden – durchaus Vernünftiges schlummern kann. Dessen ungeachtet fährt Munske fort:

Aber man soll nicht versuchen, Texte in Fremdsprachen zu schreiben. Das bleibt rudimentär. Dafür gibt es Übersetzer, die es können, die es gelernt haben. Wenn wir weiter deutsch schreiben und auf Kongressen deutsch vortragen, schützen wir unsere Sprache vor dem Abrutschen in die Dialektrolle, und wir erhalten unseren Kindern eine universale Sprache.

So haben Karl Popper und Friedrich August von Hayek schlecht gehandelt, als sie ihre berühmtesten Werke verfasst haben, *The Poverty of Historicism*, *The Open Society and Its Enemies*, respektive *The Road to Serfdom*? Und welches Urteil haben Joseph Conrad, der als Józef Teodor Konrad Korzeniowski geboren wurde, sowie Vladimir V. Nabokov zu gewärtigen? – Vor diesen Beispielen flackert das Munske'sche „Man soll nicht...“ und erlischt.

Natürlich liegt der Einwand nahe, es handle sich hier um eine Anzahl Genies, deren Sprachmacht diejenige gewöhnlicher Studenten oder Absolventen überschreite; deshalb bleibe Munskes Warnung vernünftig. Doch damit stellt sich ein Abgrenzungsproblem ein: Wer zählt zu den Genies, wer nicht? Dergleichen dürfte bloß *a posteriori* herauszufinden sein, also nach dem Ausprobieren. Was hinwiederum *für* das Ausprobieren spricht! Und *für* den – bereits erwähnten – langen Atem dabei, weil auch die Genies am Englischen zu beißen hatten, wie eine Erinnerung Poppers zeigt:

Meine Hauptsorge war, in erträglichem Englisch zu schreiben. Ich hatte schon

vorher einiges in englischer Sprache veröffentlicht, aber es war sprachlich sehr schlecht. Mein deutscher Stil, in dem ich die *Logik der Forschung* geschrieben hatte, war verhältnismäßig klar und leicht – für deutsche Leser; ich entdeckte jedoch, daß im Englischen völlig andere Anforderungen an den Autor und an die Klarheit seines Stils gestellt werden, und weit höhere als im Deutschen. Ein deutscher Leser nimmt zum Beispiel keinen Anstoß an vielsilbigen Wörtern. Im Englischen mußte ich lernen, ihnen gegenüber empfindlich zu werden. Wenn man aber noch kämpfen muß, um die einfachsten Fehler zu vermeiden, dann liegen solche höheren Ziele [...] in weiter Ferne.¹⁴

Wer wie Munske die Unterlegenheit des Nicht-Muttersprachlers im Englischen betont, verkennt, dass Werke der Wissenschaft ihren Weg in die Welt zu finden vermögen, *obschon* sie im Ausdruck jener letzten Eleganz entbehren, die zu erzielen verschlossen bleiben mag, wenn der Nicht-Muttersprachler weder Conrad, noch Nabokov heißt. Es „reicht“, wenn deren Verfasser etwas von Relevanz mitzuteilen haben.

Mit Popper und Hayek sind wir bei gewissen historischen Gründen für die Dominanz des Englischen in der Wissenschaft angelangt, von denen man in Deutschland nicht gern hört. Auch die „Gründungserklärung des Wissenschaftlichen Beirats des Vereins Deutsche Sprache (VDS)“ zeigt sich taub dafür, wenn sie im Jahre 1999, also immerhin zehn Jahre nach Mauerfall in einer Basis-Überbau-Argumentation feststellt, die aus einem *Staatsbürgerkunde*-Schulbuch der DDR stammen könnte:

¹⁴ Karl Popper, *Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung*, Hamburg 1984, S. 161. Man beachte das „noch“ im letzten Satze; hier ist er, der *lange Atem*.

Die Anglisierung des Deutschen ist das Resultat der politisch-wirtschaftlichen Dominanz der U.S.A., kommunikationstechnischer Entwicklungen und unserer mangelnden Sprachloyalität. Die Vereinigten Staaten dominieren weltweit in Politik und Wirtschaft und setzen deshalb überall auch kulturelle Maßstäbe.¹⁵

Denn es waren, nachdem der Erste Weltkrieg das Seinige zum Niedergang der Alten Welt beigetragen hatte, die *Kollektivismen* (oder *Totalitarismen*) des zwanzigsten Jahrhunderts – Kommunismus und Nationalsozialismus –, die viele Wissenschaftler aus Kontinentaleuropa in die angelsächsische Welt vertrieben und somit zur Blüte der Wissenschaft dort beigetragen haben. Das heißt aus deutscher Perspektive: Wir selbst sind dafür verantwortlich. Verspielte Größe, ertränkt in einem Meer von Verbrechen. Wer in einen solchen Abgrund blickt, empfindet, was Botho Strauß als „Schwindel vor der Tiefe der ausgemerzten Vergangenheit“¹⁶ bezeichnet.

Es mutet darum sympathisch an, wenn die Gründungserklärung in ihren späteren Passagen vom „Bekenntnis zu einem kulturellen Erbe“ und „der Erhaltung der Funktionsfähigkeit des Deutschen für spätere Generationen“ spricht, einem Engagement, das sie nicht als „deutschtümelnd“ abgetan sehen möchte. Gleichwohl gemahnen einige ihrer Empfehlungen an die kollektivistische Tradition innerhalb der deutschen Kultur; zum Beispiel die Feststellung, es

¹⁵ http://vds-ev.de/verein/wissenschaftlicher_beirat_grundsatz.php (27.08.2009). Alle folgenden Zitate aus der „Gründungserklärung“ sind dieser Quelle entnommen.

¹⁶ Botho Strauß, „Wollt ihr das totale Engineering?“, www.zeit.de/2000/52/Wollt_ihr_das_totale_Engineering_.pdf (20.05.2008).

bestehe „dringender Bedarf an professioneller Planung der Entwicklung und Verwendung der Sprache (Sprachplanung).“ Selbiges gilt für den Hinweis: „Die Sprachmacht ist heute in hohem Maße an Werbeagenturen, Journalisten und „Prominente“ gefallen. Dies ist zu beklagen: Sie muß der Sprachgemeinschaft zurückgegeben werden.“

Gehören Werbeagenturen, Journalisten, Prominente (mit oder ohne Anführungszeichen) *nicht* zur Sprachgemeinschaft? – Die Gründungserklärung beschwört eine Volkswille- oder *volonté-générale*-Metaphysik, mit der man alles und jedes behaupten und rechtfertigen kann: „General will is what the people would want if they wanted what they ought to want.“¹⁷ Wie die europäische Geschichte seit 1793 zeigt, sollte man von dergleichen Leerformeln die Finger lassen.

Volkswille oder nicht: Sehr viele Deutsche legen eine große Vorliebe für das Englische an den Tag. Diese Mode mag *auch* zum Ausdruck bringen, dass die Angelsachsen den Deutschen als in irgendeiner rätselhaften Weise „klüger“ oder „geschickter“ gelten; deshalb ahmt Max Mustermann John Doe nach, wo er nur kann. Leider weiß man in Deutschland nicht – oder weigert sich zu erkennen, weil man Kampfbegriffen wie „soziale Kälte“ aufsitzt –, wie sich Verdienst und Glück verketteten, wenn *the Rule of Law* und *Limited Government* den Bürgern *Freedom under Law* schaffen, und die Bürger ihre Freiheit bewahren, indem sie für ihren Lebensunterhalt und den ihrer Familien selber sorgen, nichts von Staats

¹⁷ Ronald F. Howell, nach Helmut Schoeck, *Was heißt politisch unmöglich?*, Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1959, S. 225.

wegen „geschenkt“ haben wollen. Speck umsonst gibt es nur in der Mausefalle.

Was also beginnen, um dem Niedergang der deutschen Sprache, deren „Abrutschen in die Dialektrolle“, wie Munske es ausdrückt, zu wehren? Wer möchte, tut sicher gut daran, mit den Anglizismen nicht zu übertreiben, also nur solche Anglizismen zu setzen, die – wie jene im vorigen Absatze – (leider!) unverzichtbar sind, weil sie etwas bezeichnen, für das man im Deutschen weder Wort noch Sinn hat. Krämer beschwört, wo es um die Anzahl der Anglizismen geht, „die Dimensionen der Schönheit, der Ästhetik und vor allem auch des Selbstrespekts“ und fügt an, dass er sich durch deren überbordenden Gebrauch „für dumm verkauft“ fühle. Schönheit ist wichtig, und wir dürsten nach ihr, weil sie uns, als Maß der Dinge, durch gewisse Entwicklungen in Kunstwollen¹⁸ und -theorie des zwanzigsten Jahrhunderts fremd, ja sogar peinlich geworden ist. Deshalb weckt Krämers Hinweis auf diese vielverfemte Kategorie unsere Zuneigung. Sein Wille, sich nicht für dumm verkaufen zu lassen, weist auf die ethische Dimension der Angelegenheit: Es dürfte von Zeit zu Zeit der Hinweis als nützlich sich erweisen, dass ein „accountant“ eben auch nur ein „Buchhalter, Rechnungsprüfer, Revisor“¹⁹ ist. Und ein „one-night stand“, der modischen Bezeichnung ungeachtet, immer auch eine moralische Dimension besitzt.

In der Zwischenzeit sollten wir Deutschland durch ordnungs- und bil-

¹⁸ Vgl. Max Scheler, *Der Umbruch der Werte*, Bern 1972, S. 69.

¹⁹ <http://www.vds-ev.de/anglizismenindex/suche2.php?str=a&la=on> (28.08.2009).

dungspolitische Reformen so umgestalten, dass es für Hochqualifizierte und solche, die es werden wollen, attraktiv wird – und zwar für die hiesigen *und* die auswärtigen. Hier hilft kein resignativer Paternalismus à la Munske, aber auch kein nassforscher Etatismus, der mit Elitetechnischen *ex machina* aus dem Boden stampfen will, was Zeit, Ruhe und möglichst breiten Wettbewerb – wie Heike Schmoll betont, „die prinzipiell gleichen Wettbewerbsmöglichkeiten für alle Universitäten um ihre Forscher“²⁰ – braucht, um zu wachsen. Wissenschaftsfortschritt ist nicht planbar²¹; dennoch scheint, so Schmoll weiter, deutsche Hochschulpolitik „nur eine wirkliche Gefahr zu kennen: den unabhängig forschenden Geist, der sich Vorstellungen von planbarer und kontrollierbarer Wissenschaft entzieht.“²² Dem unabhängig *wirtschaftenden* Geist gegenüber zeigt sich Deutschland kaum freundlicher eingestellt.

All dies erstickt Talent, wie die Geschichte uns an vielen Beispielen lehrt. Darum können nur liberale Reformen dem *brain drain* – der Talentflucht – Einhalt gebieten; nur liberale Reformen etwas dafür tun, dass *brain gain* – hier bietet der Anglizismen-Index des VDS bezeichnenderweise keine deutsche Alternative an²³ – sich einstellt.

²⁰ Heike Schmoll, *Lob der Elite*, München 2008, S. 119.

²¹ Vgl. Karl Popper, *The Poverty of Historicism*, London 1994, S. vii-viii.

²² Schmoll, *Lob...*, S. 119.

²³ Vgl. <http://www.vds-ev.de/anglizismen-index/suche2.php?str=b&la=on>, (27.08.2009, 23.54 Uhr).

Wie weit der Weg ist, den Deutschland dabei zu gehen hat, zeigt nicht nur der Umstand, dass der vorliegende Aufsatz Schweden als Positivbeispiel aufzubieten vermochte, sondern auch eine Begebenheit um die Jahrtausendwende: Die damalige Bundesregierung wollte indische Informatiker ins Land holen, um dem Fachkräftemangel in der Computerbranche abzuweichen. Es erhob sich ein Aufschrei im Land, der in der immer noch landläufigen Formel „Kinder statt Inder!“ kondensierte. Allein es wollte kaum ein indischer Experte kommen, wie Ralph Peters berichtet:

Als Deutschland im Winter 2001 um Einwanderer mit Fähigkeiten im High-Tech-Bereich bettelte, war ich in Bangalore und erforschte die erstaunliche Wahlverwandtschaft der Inder zum Schreiben von Computersoftware. Ich traf junge Inder, die sich um eine Arbeitsgenehmigung in den Vereinigten Staaten bemühten, doch keinen einzigen, der nach Deutschland gehen wollte. Die positivste Reaktion war: „Ja, vielleicht, wenn gar nichts anderes geht...“ Denn was haben die Deutschen zu bieten? Zumindest für junge Inder lautet die Antwort: nicht viel.²⁴

Jedes Land hat die Einwanderer, die es verdient. Jedes Land verliert mit seinen Auswanderern jene, die es nicht halten kann. Die Anglizismen-Schwemme ist Deutschlands geringstes Problem, doch lässt sich an der Vorliebe für das Englische manches tiefere Defizit des Landes ablesen.

²⁴ Ralph Peters, „Ihr habt nichts zu bieten. Wer im Leben was will, will nicht nach Deutschland“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 13.04.2002, S. 41

Teksty

Michael Zeller

Hitzeblues über Lodz

„Das geistige Leben der besitzenden Klasse“
sagte mal Rosa Luxemburg
von dieser Stadt, die sie gut kannte
„dem Liede gleicht es“ (komm, laß hören!)
„dem Lied des Schweins, das triumphiert“

Und immer noch ist früher Mittag
und dröhnt mir nach im Kopf das Lied
das rosa Lied der Luxemburg
So heiß. August ist es in Lodz
Der Sommer glüht zum höchsten Preis
Längst ist die erste Flasche Wasser
hinabgeschickt und Schweiß geworden
beim GehenGehen in diesen Straßen
Hitzeblimmern auf der Haut
und Salz im Haar juckt mir im Nacken
als ginge ich am Rand von Wüsten
Die nächste Flasche und die dritte
sind mir zur Hand beim Gehen hier
(wie im November Regenschirme)
durch diese harte Arbeitswelt
hinabgesunkener Epochen

Von fünf Uhr früh bis neun Uhr abends
war Schicht, sie ging von Nacht zu Nacht
Wer redete von Feiertagen?
Du suchst die Spuren solchen Schuftens
für die paar legendären Namen
die hier zu Millionären wurden
Alles weit und groß und Masse
Schluckt Kilometer deines Gehens
die Piotrkowska rauf und runter

bestückt mit den Fabrikgehäusen
aus rotem Ziegel hochgezogen
fünf, sechs Stock. Titanisch leer
An den Ecken Festungstürme
die das Gemäuer feste halten
erkennen sie einander kaum
(Umsonst schaust du nach Schützen aus
hinter ihren hohen Zinnen)

Tausende von Arbeitern
fraß so ein Bau von fünf Uhr früh
bis neun Uhr abends, Nacht zu Nacht
sieben Tage in der Woche
Armeen waren zu bekleiden
im ungeheuren Land des Zaren
Und Wand an Wand mit den Fabriken
stehn die Paläste der Magnaten
der Stoffbarone dieser Stadt
Herren aller Stofflichkeit
Poznanski Scheibler Grohmann Heinzel
(mit Gold gesalbte Könige
einst Hasardeure, hergelaufen)
in Parks mit Teichen und Pagoden
und Tempelwucht mit Nippesgöttern
Der bloße Stoff. Materie
ganz geistverlassen geistverloren
Auch innen strotzt's vor Protz und Prassen
Gold blitzt aus allen Winkeln pur
Poliertes Stuck will Venus sein
und plumpst als Knödel in dein Auge
Die Großmannssucht : undelikat
Wer wollte dort geladen sein?

Du gehst vorbei in deinem Schweiß
nachgefüttert aus der Flasche
im Rhythmus deiner Schritte hier
Selbst die Nacht läßt dich im Stich
strömt Hitze ab von sich wie tags
Der Schlaf bleibt leicht ein flaches Träumen
und nach der Morgendusche schon
die doch Frische bringen sollte
rinnt dir der neue Schweiß ins Hemd
beim GehenGehen ohne Rast
Als säß ein Rasen dir im Kopf
diese Bauwut abzulaufen
der Scheibler Geyer und Poznanski
und fräß die langen Strecken weg

Fabriken. Nichts als sie, Fabriken
und zwischendrin die dunklen Höfe
in nie erlebten Fluchten tief
gepflastert oder schierer Staub
von Autoreifen eingekernt
Und Menschen sitzen dort beisammen
auf einer Treppe unten. Menschen
die Flasche Bier die Zigarette
allein niemals im Dämmerlicht
und strahlen solche Ruhe ab
wie ihre Katzen um sie rum
Denkmale eines anderen Seins
In einer Schönheit die berührt
blühen blau und violett
Stockrosen hoch am Holzverhau
Maschinenstürme Streiks und Schüsse
sie gingen über sie hinweg
Achtzehnhundertzweiundneunzig
sind hundertvierzig ihresgleichen
erschossen worden. Denn sie streikten
Das ist vorbei und ist doch da
in ihrem Hocken auf der Stufe
das Bier zur Hand die Zigarette
Von fünf Uhr bis neun Uhr abends
war Schicht, sie ging von Nacht zu Nacht
Wer redete von Feiertagen?
Es floß der Schweiß und reichte nie
Es mußte höher größer schneller
Armeen waren zu bekleiden

bevor der nächste Krieg sie fraß
Die Bänder rasten um sich selbst
liefen jeder Hand davon
Enthemmt. Nie gab es ein Genug
der Steigerung. Ein Meer von Mehr
und kannte keinen Horizont

Die Masse hat sich aufgezehrt
im bloßen Raffen von Profiten
Und sie? Sie sind dahingegangen
die Grohmann Scheibler Heinzl Geyer
mit Gold gesalbte Könige
einst Hasardeure, hergelaufen
Wer möchte ihre Namen nennen
freundlos wie ihr totes Geld?
Wie schnell der Staub sie wieder hatte
für Ewigkeiten des Vergessens
und sind folgenlos geblieben
für eine Welt die kam und kommt
Kein Funke Atem träumt in ihnen

Und GehenGehen immer noch
die Blasen wachsen an den Sohlen
Blut läuft endlich in den Schuh
Blut! Jetzt kann ich gehen von hier
Ja. Ich habe Lodz gesehen
Ja. Jetzt ahn ich wo es liegt
und wie es seine Menschen hielten
als diese Stadt Geschichte machte
Armut hieß sie. Reichtum war ihr Name
Heißer Schweiß durchlief die Körper
Verdampft vertrocknet und verduftet
im Triumphgesang der Schweine
Es war in Lodz, kann ich jetzt sagen
wo diese große Hitze war
auf meiner Haut und auf den Steinen
August war es und heiß in Lodz

PS. Die diakritischen Zeichen der polnischen Namen sind weggelassen. Aus klanglichen Gründen, vor allem im Titel, sei darauf hingewiesen, daß der Städtenamen „Lodz“ auf Polnisch (annähernd) „Wuhdsch“ ausgesprochen wird.

Bodo Heimann

Die neue Zeit

Gerda bereitet einen Frauenkongress vor. Das vorbereitende Komitee trifft sich in Gerdas Wohnung in Dresden. Die bisherige bekannte Geschichte sei eine Geschichte des Mannes gewesen und zugleich eine Geschichte der Kriege und der Gewalt. Beides gehöre zusammen. Männer seien ihrer Natur nach Kämpfer, sie können ihrer biologischen Ausstattung nach gar nicht friedlich sein. Sie hätten es im Laufe der Geschichte hinreichend bewiesen, dass sie keinen Frieden halten können. Frauen dagegen seien ihrer Natur nach friedlich und auf Frieden angewiesen. Ihr höchstes Glück sei nicht der Sieg über andere, sondern das beständige erfolgreiche Aufwachsen der Kinder, die kontinuierliche Entwicklung, die harmonische, schöne Entfaltung der menschlichen Möglichkeiten. Ihr Betätigungsfeld sei nicht Krieg und Zerstörung, sondern Leben und Kunst. Deshalb müsse die Gesellschaft der Zukunft von Frauen gestaltet werden.

Gerda hat Betriebe besucht. Sie hatte jedes Mal das Gefühl, in ihren eigenen Betrieb zu kommen, die Fabriken gehören nicht mehr einzelnen Leuten, die damit machen können, was sie wollen, und andere darin für sich arbeiten lassen, die Fabriken gehören jetzt dem Volk, und sie gehört zum Volk, also geht es sie auch persönlich an, was aus den Fabriken wird, was man dort produziert, wie man es produziert und wie es denen geht, die

dort arbeiten. Auch die Arbeiter müssen umlernen. Sie arbeiten nicht mehr für einen Fabrikherrn, nicht mehr für Profiteure und Aktionäre, sondern für sich selbst. Die Arbeiter müssen jetzt ein Bewusstsein dafür entwickeln, was für eine herrliche Sache es ist, für sich selbst und das Volk, das man selber ist, zu arbeiten. Früher musste man seine Rechte gegen den Fabrikherrn durchsetzen, auch mit Gewalt, mit Streik, und es war auch vertretbar, wenn man den Fabrikherrn als Klassenfeind belog und betrog und bestahl. Jetzt sind die Arbeiter in ihrer Gesamtheit selber Fabrikherr, die Leitung und Planung und Verantwortung liegen in ihren eigenen Händen. So etwas hat es in Deutschland noch nie gegeben. Noch sind die meisten Fabriken zerstört, viel muss neu aufgebaut werden, aber es ist ein wunderbares Gefühl, dass man nicht nur alte Verhältnisse wieder herstellt, sondern eine neue Epoche der Menschheit aufbaut.

Aus dem fränkischen Forchheim ist die Einladung zu einem Familienfest gekommen. Walters Tochter Sigrid wird konfirmiert. Gerda darf nicht und will nicht zu dem großen Familientreffen in den Westen fahren. Klara wird allein fahren. Darauf haben sie sich geeinigt. Gerda gehört als Redaktionsmitglied der Sächsischen Zeitung und mit ihrer Funktion in der neu geschaffenen Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands

zu den Geheimnisträgern. Sie darf und will sich nicht den Nachforschungen westlicher Geheimdienste aussetzen. Sie hat auch keine Lust, sich den Taktlosigkeiten ihrer eigenen Verwandtschaft und den bekannten Überheblichkeiten auszusetzen, die zum festen Bestandteil westdeutscher Gespräche gehören. Sie ärgert sich jedesmal, wenn Briefe von drüben kommen, meistens sind irgendwelche ironischen Bemerkungen über den Sozialismus enthalten. Und sogar, wenn sie über bestimmte Dinge mit Stillschweigen hinweggehen, wenn sie zum Beispiel auf Gerdas Arbeit für den Frauenkongress mit keiner einzigen Zeile eingehen, obwohl Gerda ihnen von dieser wichtigen Sache ausführlich geschrieben hat, dann ist solches Schweigen auch eine Beleidigung und zeigt, wie weit man sich auseinander gelebt hat. Es sind meine Geschwister, gewiss, aber gerade darum möchte ich mich nicht mit ihnen streiten und nicht völlig mit ihnen brechen. Und dazu würde es unweigerlich kommen, wenn ich hinführe, ich würde nichts hinnehmen, ich würde aggressiv werden, es wäre ja unvermeidlich, auf politische Themen zu kommen, ich würde nicht den Mund halten, ich würde meine Sache, unsere gute Sache mit allen Kräften verteidigen, das wäre dann das Ende unserer Familienbeziehung. Dazu möchte ich es nicht kommen lassen. Verstehst du. Ich verstehe gut, wenn du fahren möchtest, besonders weil du Vatel wiedersehen möchtest. Gegen dich haben sie auch nicht so viele Vorurteile wie gegen mich, denn du hast dich politisch nicht so stark exponiert wie ich, gegen dich werden sie konzilient sein, komisch dass mir dieses Wort einfällt,

Konzilianz zwischen Geschwistern. - Ja du wirst ihnen auf rein menschlicher Ebene, lediglich als Schwester entgegentreten, nicht als Mitglied der SED. Mit dir kann es gut gehen. Mit mir würde es ganz sicher nicht gut gehen, mit mir können sie erst wieder ins Reine kommen, wenn sie endlich lernen, mich und meine Arbeit zu respektieren.

Klara sprach persönlich vor wegen der Reiseerlaubnis für einen Verwandtenbesuch in Forchheim. Anlass der Reise die Konfirmation ihrer Nichte, die zugleich ihr Patenkind war.

- Patenkind, na, sagte der Mann, der ihr an seinem Schreibtisch gegenüber saß, Sie nehmen Ihre Pflichten als Patentante wohl sehr ernst. Sind aber doch unseres Wissens kirchlich nicht besonders aktiv.

- Nein, durchaus nicht.

- Und Sigrid heißt die Glückliche, ein hübscher Walkürenname.

- Klara übersah das süffisante Grinsen ihres Gegenübers und blieb sachlich.

- Jedenfalls ein hübscher Name.

- Und Sie reisen allein. Ihre Schwester reist nicht mit.

- Nein.

- Ist wohl keine Patentante.

- Nein.

- Gehört aber doch irgendwie mit zur Familie, nicht?

- Ja, sicher. Aber sie ist hier in einer sehr verantwortungsvollen Stellung. Sie ist Geheimnisträgerin und möchte nicht, dass sie drüben in eine unangenehme Lage gebracht wird.

- Und diese Angst haben Sie wohl nicht.

- Ich bin keine Geheimnisträgerin.

- Wirklich nicht? Redet Ihre Schwester nicht mit Ihnen?

– Aber nur Persönliches, natürlich auch Allgemeines über die Zukunft des Sozialismus, über die Rolle der Frauen in unserer Gesellschaft, über den Weltfrieden, aber nicht über Einzelheiten, die zur Vertraulichkeit ihrer Stellung gehören.

– Aber die Namen ihrer russischen Freunde kennen Sie, nicht wahr?

– Ich habe ein schlechtes Namen-gedächtnis, wirklich. Ich kenne nur Serjoscha, nur den Vornamen, den Nachnamen weiß ich gar nicht.

– Wirklich, setzte sie hinzu, als der Mann wieder grinste.

– Sie werden drüben der kapitalistischen Propaganda ausgesetzt sein.

– Meine Sympathie gehört den Arbeitern und Bauern, nicht den Kapitalisten.

– Aber die Kapitalisten haben viel Geld, sie haben was zu bieten, sie können sich ihre Leute kaufen.

– Ich bin nicht käuflich.

– Der Mann wurde ernst, sein Gesicht sah alt aus, faltig, zerfurcht. Sie sind kein kleines Mädchen mehr, sagte er, so viel Naivität ist Ihnen nicht mehr erlaubt. Jeder Mensch ist käuflich, es kommt nur auf die Summe an. Jeder hat seinen Preis.

– Das ist die kapitalistische Moral, protestierte Klara, nicht die sozialistische.

– Den Mann schien das wenig zu beeindruckten.

– Meinetwegen fahren Sie, sagte er, Sie kriegen Ihre Reiseerlaubnis. Ich nehme an, dass Sie zurückkommen werden, schon Ihrer Schwester wegen. Denn das dürfte Ihnen wohl klar sein. Wenn Sie nicht zurückkommen, ist natürlich auch Ihre Schwester in ihrer wichtigen

Stellung nicht mehr zu retten. Ist das klar?

– Klar, sagte Klara, und dieses Wort würgte sie im Hals.

– Sie müssen auch darauf gefasst sein, drüben vom amerikanischen Geheimdienst angesprochen zu werden. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass Sie verpflichtet sind, uns jeden solchen Kontakt zu melden, auch wenn Sie nicht darauf eingehen. Glauben Sie nicht, dass wir nicht dahinterkommen. Früher oder später erfahren wir so etwas und dann -

– Der Mann sprach den Satz nicht zu Ende, sondern schlug eine Mappe auf, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag, und entnahm ihr einen Zettel.

– Ihre Reisegenehmigung, sagte er und überreichte ihr das Papier.

– Klara sah, dass alles schon vorher ausgefertigt, unterschrieben und gestempelt war.

– Danke, sagte sie leise und ging.

Klara fühlte sich erniedrigt und konnte sich weder über die Reiseerlaubnis noch auf die Reise selbst freuen. Sie versuchte, sich das Verhalten des Mannes zu erklären. Sein Pessimismus, seine Verbitterung, sein zerfurchtes Gesicht ließen darauf schließen, dass er in seinem bisherigen Leben viele unangenehme Erfahrungen gemacht hatte. - Sie versuchte sich sein Leben vorzustellen, während sie zwischen all den Trümmern quer über ehemalige Häuser hinweg nach Hause ging. Nach Hause? - das wäre zu viel gesagt, sie war hier nicht zu Hause, sie war völlig aus der Bahn geworfen, und doch nicht verbittert und verzweifelt. Auch die Leute, die hier mal ein Haus hatten, waren aus der Bahn geworfen, aber sie machten sich daran, die Trümmer zu

beseitigen, die ganze Stadt sollte wieder neu erstehen. Das Neue, das jetzt entsteht, und das Alte, das dieser Mann in seiner Amtsstube verkörperte, waren Gegensätze. Aber vielleicht brauchen wir beides, dachte sie, vielleicht brauchen wir nicht nur den Schwung der Jungen, sondern auch das Misstrauen der Alten, um unsere neue Welt gegen die Macht des Westens zu behaupten.

Anmerkung

Bei dem Text „Die neue Zeit“ handelt es sich um den Vorabdruck einer Episode aus einem noch unveröffentlichten Roman, der die Geschichte einer Familie vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts behandelt. Der Schriftsetzer Wilhelm Seidemann und seine Frau Emma haben sieben Kinder: Erna, Frieda, Else, Walter, Herta, Klara und Gerda. Ihr eigenes Leben und das späterer Lebenspartner und Kinder

ist eng mit den historischen Ereignissen in Kaiserreich, 1. Weltkrieg, Weimarer Republik, 3. Reich, 2. Weltkrieg und Nachkriegszeit verbunden. Bis Januar 1945 lebt die Großfamilie in Breslau, nach der Flucht leben Erna, Frieda, Walter, später auch Else und Herta teils im norddeutschen Oldenburg und Braunschweig, teils im süddeutschen Forchheim (Oberfranken). Else, Herta und Klara sind inzwischen geschieden. Klara und Gerda waren nach Dresden geflüchtet, haben dort den Feuersturm überlebt und engagieren sich nach dem Krieg im Osten für eine friedliche neue Welt. Besonders aktiv wird Gerda, die für die Sächsische Zeitung arbeitet. Die politische Trennung zwischen Ost und West betrifft auch das Familienleben, wie sich das anlässlich der Konfirmation von Walter und Gretels Tochter Sigrid in der hier erzählten Episode deutlich zeigt.

Therese Chromik

Da ich ein Kind war

Vortext

Nach der Flucht aus Breslau landeten die Eltern mit dem Kind im Kreis Uelzen in der Lüneburger Heide und wohnten zunächst in erbärmlichen Verhältnissen in einem Stall auf einem Bauernhof. Armut und Not dieser Jahre sind dem Kind weniger bewusst, es findet im Alltag ‚Nischen des Glücks‘.

Exposé

Was nimmt ein Kind wahr, wenn es als Flüchtlingskind in der Notzeit nach 1945 aufwächst? Wie erlebt es Schule und Erziehung in den 50er Jahren? Wie spiegelt sich die Bewältigung der Nazi-Vergangenheit im Erleben des Kindes? - Was ist gerecht und richtig aus der Sicht des Kindes und wo stoßen sich die Vorstellungen an den Erziehungsprinzipien der Erwachsenen?

Die vorliegenden Geschichten sind Skizzen, die jeweils ein „Fenster“ öffnen und in das „Haus der Kindheit“ blicken lassen. Alle „Fensterbilder“ zusammen spiegeln die Entwicklung eines Kindes, dessen Denken und Fühlen sich dem Leser erschließt.

Die Autorin fokussiert mit psychologischer Sensibilität (Bodo Heimann) jeweils eine Begebenheit, in der das Kind eine Erfahrung macht, die im Sinne der oben erwähnten Fragen zu denken gibt.

Die Einzelbilder sind Teile folgender äußerer Entwicklungen:

Das Mädchen landet mit den Eltern zunächst im Kreis Uelzen, lebt in äußerst ärmlichen Verhältnissen, wird dort eingeschult, wechselt mit den Eltern Wohn- und Schulort im 1. Schuljahr und wächst in der Lüneburger Heide auf.

Die zweiklassige Heideschule mit den beiden Lehrkräften, wovon eine ihre Mutter ist, ist eine Schule, die ganzheitliches, handlungsorientiertes Lernen verwirklicht, die Stunden- und Fächergrenzen weitgehend aufhebt und die Natur als wichtigsten „Lernort“ einbezieht, was für die Kinder Abenteuercharakter hat. Viel wird spielerisch gelernt und kreativ umgesetzt.

Aus dieser Welt wird das Mädchen durch den Wechsel auf ein ehrwürdiges, traditionelles Gymnasium herausgerissen und muss sich im Straßengewirr der Großstadt zurechtfinden. Sie zieht sich in sich selbst zurück und kämpft mit Angstfantasien.

Erst der erneute Wechsel in ein freundliches, familiär wirkendes Kleinstadt-Gymnasium lässt sie wieder aufleben, so dass die glückliche Entwicklung ihren Fortgang nehmen kann.

Die unfertige Autobahn

Schlittschuhe besaß ich nicht, aber Rollschuhe bekam ich eines Tages. Aber wo

sollte ich laufen? Die Landstraße hatte Kopfsteinpflaster, um die Heideschule herum, wo ich wohnte, war nur sandiger Boden. Meine Freundin A., die in der Stadt wohnte, hatte es gut, überall gab es nur glatte Asphaltflächen zum Rollschuhlaufen. Nach dem Unterricht in der neuen Schule in Harburg wäre es auf dem „Sand“ möglich gewesen, aber die Zeit bis zur Abfahrt des Busses war meistens zu kurz.

Aber da gab es doch noch die unfertige Autobahn am Rande der Heide. Es waren zwei schmale Bahnen kilometerlang, von Horst bis nach Thieshope. Zwischen den Außenbahnen wuchs und blühte es, wie die Natur es wollte. Mein Vater ging mit und schaute zu, wie ich das Rollschuhlaufen lernte. Man konnte es schnell lernen. Immer wieder ging ich dorthin und lief immer weitere Strecken und freute mich, dass ich dieses Übungsfeld hatte.

Wieso war die Autobahn eigentlich unfertig? Hitler hatte sie zu bauen angefangen. Hier sollten eigentlich Hitlers Truppen schnell vorankommen, aber dann kam das Ende schneller, sagten mir meine Eltern.

Sollte ich Hitler dankbar sein? Oder dem Ende des Krieges? Jedenfalls hoffte ich, dass das Unfertige noch lange bliebe. Das Wort „unfertig“ bekam einen guten Klang, denn es bot Spielraum. Unfertig ließ ich manches: Mein Häkelzeug, meine Geschichten, die eigentlich Romane werden sollten, meine Rechenaufgaben. Was unfertig war, gefiel mir, es konnte ja noch ganz gut werden. Wenn es fertig war, musste es unbedingt gut geworden sein, denn es wurde meistens zensiert und nicht immer gut. Was unfertig war,

ging einen fröhlichen Pakt ein mit der Phantasie.

Rehabilitation

Eines Tages nahmen mich meine Eltern mit in einen Vorort von Harburg. Dort sollten wir ein Haus anschauen, das zu verkaufen war. Es war noch nicht ganz fertig gebaut inmitten einer Gruppe anderer unfertiger Häuser und stand zwischen wild bewachsenen Sandhügeln. Es hatte noch keine Fensterscheiben und Türen und man konnte herrlich zwischen den Räumen hin und herlaufen, Entdeckungen machen und immer neue Ausblicke haben. Es gefiel mir. So viele Zimmer! Wir hatten nur zwei Zimmer und ich hatte eine kleine Schlafnische für mich. Hier war so viel Platz. Würde ich ein Zimmer bekommen? Werden wir hierher ziehen? Irgendwas stimmte nicht. Meine Mutter freute sich gar nicht mit. Und mein Vater zögerte. Es dauerte, bis ich begriff, dass wir das Haus nicht für uns besichtigten, sondern für T. Und es dauerte sicher noch eine Zeit, bis ich verstand, dass das die erste Frau meines Vaters gewesen war, die für die Einwilligung in die Scheidung Bedingungen stellen konnte: sie wollte ein Haus bekommen. Wir suchten also ein Haus aus - gar nicht für uns. Wie schade. Und ich begriff allmählich, dass das mit der „Rehabilitation“ zusammenhing, ein Wort, das ich oft vor mich hin sprach, weil es so interessant und so schwierig war. Mit der Rehabilitation bekam mein Vater das Geld, mit dem er die Scheidungsbedingung erfüllen konnte. Wieso konnte die Frau solche Forderungen stellen? Und wieso galt, was unter Hitler abgemacht wurde und als rechtmäßig galt,

noch in der Gegenwart, wo doch Hitler ein Verbrecher war?

Aber eines war sicher: Rehabilitation, das Wort musste man sich merken, denn dadurch bekam ich meinen Vater erst richtig.

Kategorischer Imperativ

In besonderen Momenten - zum Trost oder zur Belohnung - hatte mein Vater eine besondere Überraschung für uns: ein einziges Stück Schokolade. Schokolade war noch teuer, gemessen am Verdienst der Eltern. Und mein Vater pflegte zu sagen: Ein Stück schmeckt genauso gut wie mehrere. Und es stimmte: Der Erinnerungsgeschmack nach einem war derselbe wie nach zwei Stückchen. Es musste stimmen. Aber vielleicht könnte man das bei Gelegenheit noch einmal ausprobieren?

Mein Vater holte das Stückchen Schokolade aus dem hintersten Winkel eines Bücherbordes hervor, wenn wir schon ganz vergessen hatten, dass es sie gab, die angebrochene Tafel.

Es war klar, dass man nicht selbst danach suchen ging. Aber warum nicht? Nicht, weil es seine Tafel Schokolade war und er uns mit einem Stückchen überraschen wollte, sondern wegen des Kategorischen Imperativs. Ich hatte dieses Wort im Gespräch meiner Eltern aufgeschnappt und es mir gemerkt. Abends als ich im Bett lag, hörte ich den Wasserhahn tropfen und der sagte ganz deutlich die Silben: Ka-te-go-ri-scher-Im-pe-ra-tiv und immer wieder tropfte das Wort silbenweise silbenhell heraus, bis ich einschlief. So hatte ich morgens noch die Worte im Ohr und fragte beim Frühstück, was das denn bedeute, der

Kategorischer Imperativ. „Du darfst nur das tun, was auch allen anderen erlaubt sein könnte, zu tun.“

Hm, klar, das war der Grund, weshalb man nicht auf Schokoladensuche gehen und heimlich naschen sollte. Am nächsten Abend, als ich im Bett lag, tropfte es wieder: Ka-te-go-ri-scher-Im-pe-ra-tiv.

Das Wort konnte ich am nächsten Tag gut gebrauchen, als wir einen Aufsatz schreiben sollten mit dem Thema: Nachts aufgewacht.

Und als ich dann eine „Eins“ mit nach Hause brachte, gab es zur Belohnung ein Stück Schokolade. Es schmeckte wie eine ganze Tafel, so intensiv und lange hatte ich den wunderbaren Geschmack im Gaumen.

Das Care-Paket

Als ich in die Wohnung kam, stand meine Mutter vor einem riesengroßen Paket. Woher kam es? Es war doch nicht Weihnachten. Sie hatte schon einiges herausgenommen und zeigte die bunten schönen Stoffe und sagte: „Das ist ein Care-Paket aus Amerika!“ Ich hatte einen Onkel in Amerika, deshalb fragte ich: „Von Onkel Egon?“ „Nein, von einer Organisation“, sagte meine Mutter.

„Kehr mit deinem Segen ein in jedes Haus.“ Hatte es damit etwas zu tun? Bestimmt. Ich nahm den wunderschönen grünen Stoff in die Hand, dessen Anfang, Ende und Form ich gar nicht erfassen konnte. Meine Mutter breitete ihn aus: es war ein riesig weiter Rock mit großen aufgesetzten Taschen. Das war also Amerika: groß und bunt und weit und schön. Was war wohl noch alles in dem Riesepaket? Würde mir etwas von den Sachen passen? Meine Mutter könnte es ja um-

nähen für mich, sie konnte aus allem etwas Schönes zaubern. Mein schönstes Kleid hatte sie aus dem Innenfutter eines Drillichmantels genäht, was immer das auch war. Es klang wie Drillinge und ich trug es an meinem achten Geburtstag. Aber meine Mutter sagte: „Das Paket ist nicht für uns, es ist erst einmal für andere. Manche brauchen das noch dringender.“

Ich träumte von dem grünen Rock. Und eines Tages hatte ich einen weiten schönen Rock mit großen Taschen in Rot. Kam er aus Amerika? Ich liebte ihn, es war der gleiche glatte Stoff. In den Taschen konnte ich alles sammeln, was ich draußen fand. Und rot war noch schöner als grün.

Politische Aufklärung

Kino gab es ab und zu im Nachbardorf im Saal der Gaststätte.

Dort sah ich Charly Chaplin zum ersten Mal im Film „Dick und Doof“ und ein andermal durfte ich mit den Nachbarskindern zu Disneys „Donald Duck“.

Einen Film in der Schule sehen, das war noch etwas ganz Besonderes.

Die Trennwand der beiden Klassenräume wurde zusammengeschoben und wir saßen auf Stühlen und dahinter auf Tischen und warteten gespannt auf den Film. Die Vorhänge an den Fenstern waren schon dicht, es war fast dunkel, da sprach unser Lehrer mit uns und zwar mit ernster Miene. Ich weiß nicht, was ich verstand. Es war etwas überaus Wichtiges. Alle Kinder in allen Schulen würden diesen kurzen Filmstreifen sehen. Wir sollten erfahren, was unter Hitler geschehen ist und wir sollten lernen, dass

nie wieder so etwas Schlimmes passieren darf. Jetzt müssen wir uns das alles merken und später daran denken, wenn wir groß sind.

Der Film war unscharf, das Surren des Filmgerätes laut, die Stimme sprach so, dass man einen Kloß im Hals spürte. Das, was ich sah, brannte sich mir ein. Die Berge von nackten verhungerten Körpern, Berge von Haaren, von Koffern, von Schuhen, Gräben voller toter Menschen. Das Wort Leichen war mir noch fremd. Die Gehirnzellen suchten verzweifelt und hektisch das Gehörte zu verstehen und die grauenvollen Bilder einzuordnen, irgendwo hinzupacken, aber es stellte sich nur ein dumpfes Gefühl ein, dass ein ganz unübersehbar schweres Schicksal auf den Menschen warte, dass man bösen Mächten ausgeliefert sei und die Welt nicht so fröhlich ist wie draußen, wo wir gerade gespielt hatten. Aber was waren das für Menschen, die da tot lagen? Und wer hat sie getötet?

Mir war schlecht. Das Licht blendete mich, als wir nach draußen schlichen. Durfte man der Sonne trauen?

Fahnenstange

Fremd guckte das Ding zwischen den Kiefern vor unserer Schule heraus, die nagelneue Fahnenstange. Timpetu trommelte uns heran, ließ die schwarzrotgoldene Fahne hoch und sagte etwas Stockendes über den neuen Staat, über den Krieg und sich selbst.

Und es machte ihm keinen Spaß zu reden, das merkte ich. Er machte es kurz, und ich verstand nichts. Ich verstand nur, dass es ihm ernst war. Aber ich behielt die Worte im Ohr bis heute: Arm

weg, Begeisterung weg - und weiß nun, was sie bedeuten.

Krieg

Krieg. - Was war das? Hatte er etwas zu tun mit dem Spiel, das wir draußen spielten, wenn die Erde trocken war und man mit einem Stock Linien in den festen Boden ritzen konnte?

Wir erklärten einander den Krieg, immer wieder, vergrößerten unsere Länder oder mussten sie teilen, gewannen zu oder verloren Boden. Russland wollte niemand gern sein, Amerika und England lieber. „Ich erkläre den Krieg gegen Russland!“, rief Deutschland, warf den Ball hoch, Russland musste ihn auffangen, je eher desto besser und alles lief nach festen Regeln ab. Nie kam man zuende mit dem Spiel. Oder wir spielten „Landerobbern“ mit einem rostigen Küchenmesser. Es ging ähnlich. Man musste das Messer ins Spielfeld werfen, so dass es stecken blieb in der Erde. Und man zog dann in der Richtung der Messerschneide eine Linie vom eigenen auf das fremde Spielfeld bis an die andere Grenze und trennte sich das gewonnene Stück Land ab. Mit lauter Kreuzen markierte man sein erobertes Land.

Wenn Regen und Wind alles verwischt hatten, begannen wir an einem anderen Tag wieder neu. Siegen und Verlieren wechselten ab. Selten gab es am Ende einen klaren Sieger oder Verlierer.

Von Engeln bewacht

„Manchmal beschützt uns ein Engel auf ganz sonderbare Weise“, sagte meine Mutter nachdenklich zu mir, als sie

zum „Gute Nacht-Sagen“ an meinem Bett saß. „Nun geht es uns doch schon besser.“

Mutter hatte zum Mittagessen den Schinken vom Brot mitgebracht, den sie als Feldarbeiterin bekommen hatte und ich durfte Bratkartoffeln mit Sirup zum Abend essen.

„Weißt du noch, wie wir zuerst in einem Schweinestall untergebracht waren und nur ein notdürftiges Strohlager hatten?“ Ich nickte, wahrscheinlich wusste ich es. „Und da?“, fragte ich?

„Da hat uns ein Engel beschützt!“ Aber was war da geschehen? Es hatte mit Krieg zu tun und war grell und grausam und hat uns verschont, weil man Menschen im Stall nicht vermutete. Wir hatten nur Schüsse gehört. - Später erfuhr ich, dass freigelassene Zwangsarbeiter gekommen waren und den Bauern erschossen hatten, weil er sich geweigert hatte, die Geldkassette herauszugeben.

Meine Mutter saß an meinem Bett und sie sang für mich das Lied „Abends will ich schlafen gehen, vierzehn Engel um mich stehn“ und ich hörte genau hin, wo die Engel stehen.

„Und dann noch das Lied mit den Näglein, das endet mit: Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt!“, forderte ich. Beim Singen mochte ich meine Mutter immer besonders gern. Sie war dann so geduldig und mild und sie hatte eine so schöne Stimme, dass ich gar nicht aufhören mochte.

Zum Schluss wollte ich noch das Lied singen, in dem vorkommt: „Kennt auch dich und hat dich lieb“, dann piekste ich meine Mutter mit dem Finger an und sie mich.

Bratkartoffeln und Sirup

Auch in den Notjahren nach dem Krieg zauberte meine Mutter immer ein wunderbares Essen auf den Tisch. Sie erntete Gemüse aus unserem Garten und brachte die Wurst von der Schnitte, die sie bei der Feldarbeit vom Bauern bekam, mit und teilte sie auf in kleine leckere Stücke.

Am häufigsten und am liebsten aß ich Bratkartoffeln mit Sirup. Sirup gab es in der Gegend von Uelzen viel, weil dort Zuckerrüben angebaut wurden.

Wir saßen am runden Wohnzimmer-tisch, meine Mutter, mein Vater und ich. Es war ein schöner Tag. Ich mochte es, wenn wir alle drei zusammensaßen. Es gab Bratkartoffeln mit Zwiebeln. Das ist etwas ganz Besonderes, sagte meine Mutter stolz und blickte auffordernd zu mir herüber. Ich schaute die glasigen

dünnen langen Dinger auf meinem Teller skeptisch an. Sahen sie nicht aus wie Ungeziefer? Zögernd nahm ich ein blasses Ding auf die Gabel, aber das glitschige Etwas entglitt mir. Ich versuchte es wieder und hatte es schließlich auf der Zunge. Wie komisch sich das anfühlte, vielleicht war es ja doch etwas lebendig. Wie von selbst rutschte es aus meinem Mund. Meine Mutter, die mich beobachtet hatte, ermahnte mich, so dass ich mutig einen neuen Versuch machte, bis es im Gaumen kitzelte und ich würgen musste und alles aus meinem Mund auf den Teller entließ. Nun war es aber genug! War es Schelte, war es eine klare Ohrfeige, ich fand mich wieder im Bett vor mich hinweinend mit dem Wort „ungezogen“ im Ohr. Warum durfte ich heute nicht Bratkartoffeln mit Sirup essen? Wie gestern! Das sollte es jeden Tag geben.

Wolfgang Bittner

Anspruch auf Bonuszahlungen? Oder „Wegfall der Geschäftsgrundlage“

Seit Beginn der Finanzkrise sind Bonuszahlungen maroder Unternehmen an ihre Manager in der Diskussion, insbesondere von Banken, die Milliardenhilfen vom Staat erhalten haben. Gefordert wird allenthalben, die Begünstigten mögen doch auf ihre Boni aus moralischen Gründen gefälligst verzichten. Zugleich aber wird – sogar von juristisch vorgebildeten Fachleuten – die Meinung vertreten, vertragliche Vereinbarungen über Bonuszahlungen seien nach wie vor rechtlich wirksam, so dass gezahlt werden müsse. So argumentieren zum Beispiel die Rechtsberater des schwer angeschlagenen US-Versicherungskonzerns AIG, der kürzlich Boni in Höhe von 165 Millionen Dollar ausgezahlt hat.

Besteht somit nach dem Grundsatz *Pacta sunt servanda* (Verträge sind einzuhalten) ein Rechtsanspruch auf Bonuszahlungen, selbst wenn ein Unternehmen ohne staatliche Hilfen zahlungsunfähig geworden wäre? Bundeskanzlerin Merkel hat dazu – weniger juristisch fundiert als ethisch nachvollziehbar – angemerkt, dass Boni ursprünglich für wirtschaftliche Erfolge ausgesetzt worden sind, nicht jedoch für wirtschaftliche Misserfolge.

Nun enthält das Bürgerliche Gesetzbuch im zweiten Buch über das Recht der Schuldverhältnisse einen Paragraphen

zum Grundsatz von Treu und Glauben im Wirtschaftswesen. Und der scheint weder den diskutierenden Politikern, Managern und betroffenen Bürgern, noch den beratenden Juristen bekannt zu sein. In § 242 BGB heißt es: „Der Schuldner ist verpflichtet, die Leistung so zu bewirken, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern.“

Das bedeutet, dass Verträgen auch ohne eine konkrete Vereinbarung eine sogenannte *Clausula rebus sic stantibus* innewohnt, was zu Deutsch heißt: Bei einer wesentlichen Änderung der Umstände, die für den Vollzug eines Vertrages entscheidend sind, kann die Geschäftsgrundlage gravierend gestört sein oder sogar entfallen, so dass abgeschlossene Verträge modifiziert oder aufgelöst werden dürfen. Diese vom Reichsgericht seit 1920 zum „Wegfall der Geschäftsgrundlage“ in die Rechtsprechung übernommenen Grundsätze sind 2002 im Rahmen der Reform des Schuldrechts mit dem § 313 BGB Gesetz geworden. Die Details und genaueren Bedingungen sind in jedem Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch nachzulesen.

Übrigens kennt auch das US-amerikanische Recht diesen Grundsatz, nämlich in Form der „doctrine of change in underlying assumptions“. Auch in den

USA können Verträge bei wesentlich veränderten Umständen an die neuen Verhältnisse angepasst oder aufgehoben werden.

Die Konsequenz daraus: Bonuszahlungen, die unter moralischen Gesichtspunkten nicht gerechtfertigt werden können, weil sich die Umstände gravierend geändert haben, sind zu streichen. Und was anderes als ein solcher gravierender Umstand ist in diesem Zusammenhang eine globale Finanzkrise, die nicht nur Wirtschaftsunternehmen, sondern darüber hinaus Staaten an den Rand des Konkurses bringt?

Deutsche wie amerikanische Firmen hätten also nach geltendem Recht weder Boni zahlen müssen noch zahlen dürfen. Außerdem wäre es in vielen Fällen möglich, Forderungen auf Bonuszahlungen gegen Schadenersatzansprüche aufzurechnen und somit Zahlungen zu verweigern.

Des Weiteren enthält das Aktiengesetz in den Paragrafen 87, 93 und 116 Bestimmungen, wonach der Aufsichtsrat nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet ist, die Bezüge von Vorstandsmitgliedern herabzusetzen, wenn deren Weiterzahlung gegenüber der Gesellschaft eine schwere Unbilligkeit wäre. Das ist der

Fall, wenn die Gesellschaft nur mit Hilfe des Staates vor der Zahlungsunfähigkeit gerettet werden kann. Bei Vernachlässigung ihrer Pflichten, können die Aufsichtsratsmitglieder als Gesamtschuldner in Haftung genommen werden.

Abgesehen von diesen Möglichkeiten nach den Bestimmungen des Privatrechts wären in Fällen, in denen eine Vermögensbetreuungspflicht bestand, nach deutschem Recht Verfahren wegen Untreue gemäß § 266 Strafgesetzbuch einzuleiten. Es besteht der Eindruck, dass die zu Gebote stehenden zivilrechtlichen wie strafrechtlichen Bestimmungen aus Gründen der Opportunität bisher von den zuständigen Staatsanwaltschaften in nicht verantwortlicher Weise vernachlässigt worden sind.

Selbstverständlich ließe sich ein „Wegfall der Geschäftsgrundlage“ auch auf Verträge über Abfindungen oder Ruhestandsvereinbarungen anwenden, beispielsweise auf die 20-Millionen-Zahlung der Post an den vorbestraften Klaus Zumwinkel. Ob solches geschehen kann, ist allerdings nicht allein eine Rechtsfrage, sondern vor allem eine Frage des politischen Willens, der erfreulicherweise mehr und mehr unter den Druck der Öffentlichkeit gerät.

Recenzje

Przemysław Sznurkowski Dolny Śląsk w obiektywie Andrzeja Zawady

Andrzej Zawada, *Pochwała prowincji*, Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, Wrocław 2009, s. 208

Regionowi Dolnego Śląska i całej jego specyfice etnicznej, kulturowej i historycznej poświęcono w powojennej Polsce całkiem pokąsną liczbę publikacji książkowych i artykułów. W zależności od tego, czemu dana publikacja miała służyć, pisano różnie: z jednej strony próbując za wszelką cenę udowodnić polskość Dolnego Śląska, z drugiej zaś szukając bardziej obiektywnego spojrzenia na niezwykle złożone losy tego regionu. Jedno jest pewne: o Dolnym Śląsku trudno jest pisać bez emocji – towarzyszą one chyba każdemu, kto stara się zrozumieć choć w drobnym stopniu zawiłość tego miejsca. Umiejętność pisania wyważonego – bez zadęcia ideologicznego i przy uwzględnieniu wielowymiarowości kulturowej tej części dzisiejszej Polski – cechuje najnowszą książkę Andrzeja Zawady „Pochwała prowincji”, wydaną przez Oficynę Wydawniczą ATUT w serii Biblioteki Dolnego Śląska. Omawiana pozycja nie jest pierwszą książką, którą autor poświęca tematyce dolnośląskiej. W poprzednich latach ukazały się m.in. zbiory szkiców Andrzeja Zawady „Bresław” i „Dolny Śląsk,

ziemia spotkania”, nie wspominając o licznych artykułach w gazetach i czasopismach.

„Pochwała prowincji” to bogato ilustrowany zbiór szkiców, publikowanych w większości od roku 1999 w prasie codziennej oraz czasopismach literackich i kulturalnych. Szkice przydzielone zostały tematycznie do trzech części, dla których motywem przewodnim stał się przede wszystkim Dolny Śląsk z całym swoim bogactwem kulturalnym. Niepotrzebnie moim zdaniem autor włączył do swego zbioru kilka tekstów, które nie mają zbyt wiele wspólnego ani z tematem Dolnego Śląska ani pogranicza („Dwadzieścia osiem lat samotności”, „Kalewala na nowo i naprawdę”, „Książki z Finlandii”, „Filozof na królewskim tronie”). Nieco enigmatyczny wydawać się może przydział szkiców do ostatniej części, „Szafy pana Sparmanna” (od tytułu ostatniego w zbiorze szkicu). Nie bardzo wiadomo, jakimi kryteriami kierował się autor w doborze tekstów do tej części publikacji. Szkoda, że nie wspomniał o tym w kończącej książkę „Nocie edytorskiej”. Mimo tych drobnych uwag „Pochwała prowincji” Andrzeja Zawady to książka, która z pewnością zainteresuje każdego, kto w mniejszym lub większym stopniu związał się z kulturą

i przeszłością Dolnego Śląska oraz problematyką pogranicza.

Książkę rozpoczyna szkic „Dolny Śląsk – portret literacki”. Andrzej Zawada koncentruje się na temacie dolnośląskim w literaturze polskiej, którego początek umieszcza w roku 1945, kiedy na skutek zmian społeczno-historycznych po II wojnie światowej tworzyć się zaczęła na ziemiach Dolnego Śląska nowa przestrzeń kulturowa. Autor szkicuje trudne początki powojennego życia literackiego na Ziemi Sudeckiej i we Wrocławiu, wyraźnie podkreślając zadania, jakie wyznaczali pisarzom ideolodzy nowego państwa polskiego. Efektem działań repolonizacyjnych i reslawizacyjnych były – jak zauważa Zawada – „utwory zgodne z poetyką tzw. realizmu socjalistycznego” oraz „mizerne powieści produkcyjne” m.in. Jerzego Pytlakowskiego, Wojciecha Żukrowskiego, Anny Kowalskiej, Jana Pierzchały czy Stanisława Dygata. Znaczące zmiany w postrzeganiu Dolnego Śląska jako ziem należących wcześniej do innej cywilizacji autor obserwuje na początku lat 90-tych XX wieku, kiedy „Niezależne, wolne od uprzedzeń i dziedzicznych stereotypów spojrzenie, wydobywające niepowtarzalność ziem położonych w dolinie Odry, stało się (...) tyleż znakiem rozpoznawczym nowszej literatury tam tworzonej, co jej istotnym, jeśli nie dominującym tematem” (s. 20). Do tego nowego nurtu Zawada zalicza m.in. prozę Olgi Tokarczuk, Tomka Tryzny, Jerzego Łukosza, Romana Praszyńskiego, Mirosława Spychalskiego i Mirosława Jasińskiego, a także poezję Roberta Gawłowskiego, Adama Poprawy, Wojciecha I. Strugały, Antoniego Matuszkiewicza czy Karola Maliszewskiego. Jako cenne ze względu na problematykę tożsamościową autor wymienia powieści Piotra Siemiona (*Niskie łąki*), Marka Krajewskiego (*Śmierć w Breslau, Koniec świata w Breslau*) oraz Henryka Wańka (*Finis Silesiae*).

O procesie adaptacji Wrocławia jako miasta polskiego czytamy w kolejnym szkicu *Temat Wrocław*. Stolica Dolnego Śląska po wojnie nie była jednak – jak pisze Zawada

– środowiskiem w pełni naturalnym dla polskich pisarzy. Oczekiwano od nich, że stawia czoła obcości (czyli niemieckości) tego miasta, uznają je za swoje, a poprzez działania polonizacyjne „przykryją jego niemieckość”. Takie nadzieje pokładane w twórcach w pierwszych kilkunastu latach powojennych trafiły jednak na niezbyt urodzajny grunt. Autor widzi tu dwie przyczyny: „Pierwszą z nich stanowiła (...) polityczna dyrektywa, zalecająca połączenie afirmacji rzeczywistości socjalistycznej z eksponowaniem historycznych polskich praw do Dolnego Śląska i całych tzw. Ziem Odzyskanych. Już samo istnienie tej dyrektywy mogło wprawiać pisarzy w popłoch, a ten, jak wiadomo, nie sprzyja kreatywności. Ale równoległe działał też faktor drugi, wewnątrzliteracki, będący składnikiem świadomości kulturalnej tamtego czasu. Czynnikiem tym było przekonanie, iż wszelka lokalność powinna mieć charakter drugoplanowy i ustępować przed perspektywą uniwersalistyczną, a przynajmniej ogólnonarodową. (...) Eksponować wówczas problematykę lokalną, regionalną czy środowiskową, czyli – w konsekwencji – respektować konwencjonalną estetykę realizmu, oznaczało sytuować się na niższym szczeblu artystycznego rozwoju i literackiej hierarchii” (s. 29). Dopiero w latach 60-tych i 70-tych temat wrocławski zaczyna zajmować ważne miejsce w utworach niektórych pisarzy, m.in. Tadeusza Mikołajka, Elżbiety Drzewińskiej, Dionizego Sidorskiego, Romualda Cabaja, Macieja Patkowskiego, Henryka Worcella, Jerzego Pluty, Janiny Wieczerskiej, Ernesta Dyczka, Stanisława Srokowskiego czy Stanisława Chacińskiego. Trudno jednak wśród wymienionych pisarzy szukać autora tzw. opowieści fundacyjnej (założycielskiej), którą Andrzej Zawada definiuje jako „dominującą w swojej współczesności literacką wersję przeszłości” (s. 31). Dla autora omawianej publikacji taka opowieść zapisywana jest właśnie jako dzieło zbiorowe, którego rozdziały (autorstwa wielu pisarzy) łączą

w kompozycyjną całość jednorodne spojrzenie na temat.

W książce Andrzeja Zawady znajdziemy inne szkice, w których tematowi Wrocławia autor poświęca wiele uwagi. *Wrocławskie space-ry literackie* czy *Vivat Akademia!* to teksty, które ukazują z jednej strony talent gawędziarski Zawady, a z drugiej świadczą o fascynacji autora stolicą Dolnego Śląska, posiadającą swój genius loci i będącą „Metonimią regionu i jego historycznego losu” (s. 25). Ta fascynacja znajduje odzwierciedlenie w szkicach o regionie jako synonimie małej ojczyzny,

a także o pisarzach, dla których Dolny Śląsk stał się jednym z głównych motywów twórczości. Szczególne miejsce w książce Zawady zajmują teksty poświęcone m.in. utworom Olgi Tokarczuk, Henryka Wańka, Tymoteusza Karpowicza czy Tadeusza Różewicza. Nie brak w nich komentarzy do bieżących wydarzeń kulturalnych i społecznych, co pozwala nazwać *Pochwałę prowincji* Andrzeja Zawady – mimo wcześniejszych zastrzeżeń do konstrukcji i doboru szkiców – współczesnym zwierciadłem życia literackiego na Dolnym Śląsku.

Marek Jaroszewski

Das Hoffmann-Handbuch

Detlef Kremer (Hg.), *E. T. A. Hoffmann: Leben – Werk – Wirkung*. Walter de Gruyter, Berlin, New York 2009, 666 S.

Die vorliegende Publikation ist ein Handbuch, das entsprechend seinem Titel einen Überblick über das Leben, Werk und die Wirkung des Schriftstellers, Musikers und Juristen E. T. A. Hoffmann gibt. Sie besteht aus fünf Teilen differenzierten Umfangs aus der Feder ausgewiesener Hoffmann-Forscherinnen und -Forscher und einem Vorwort des Herausgebers mit grundlegenden Informationen über die Gliederung, Form und den Inhalt des Handbuchs. Ein sehr umfangreiches Verzeichnis der Primär- und Sekundärliteratur und ein Personenregister vervollständigen das Ganze.

Der erste Teil (S. 1-35) enthält die Biographie E. T. A. Hoffmanns, in der Detlef Kremer Ereignisse hervorhebt, die für dessen künstlerisches Schaffen von Bedeutung gewesen sind. Überdies will er dem Leser auch

die Person und Persönlichkeit des Schriftstellers näher bringen. Deshalb ist von seinem Aussehen und Charakter die Rede. Darauf folgen Biogramme von Zeitgenossen und Bekannten E. T. A. Hoffmanns, die eine wertvolle Ergänzung des ersten Teils bilden.

Der zweite Teil (S. 37-80) ist den literarischen und wissenschaftlichen Quellen von E. T. A. Hoffmanns Schaffen gewidmet. Sechs verschiedene Verfasserinnen und Verfasser: Franz Loquai, Detlef Kremer, Hania Siebenpfeiffer, Friedhelm Auhuber, Jürgen Barkhoff und Stefan Willer, analysieren in sechs Kapiteln das Verhältnis des Schriftstellers zur literarischen Tradition, die Bedeutung der frühromantischen Theorie der Literatur, der romantischen Psychologie, darunter des Mesmerismus/Magnetismus, ferner der romantischen Medizin und Psychiatrie, schließlich der Naturphilosophie Gotthilf Heinrich Schuberts und der romantischen Sprachphilosophie für E. T. A. Hoffmanns

Schreiben. Die einzelnen Kapitel sind zwar knapp, aber sehr sachlich und inhaltsreich. Sie zeugen von sehr guter Kenntnis behandelte Problematik bei den Verfasserinnen und Verfassern und bilden ein zusammenhängendes Ganzes.

Der dritte Teil (S. 81-480) enthält einerseits Gesamtdarstellungen aller Sammelwerke E. T. A. Hoffmanns (*Fantasiestücke in Callot's Manier* – Claudia Stockinger, *Nachtstücke* – Thomas Weitin, *Die Serapiens-Brüder* – Uwe Japp) und andererseits eingehende Besprechungen seiner ausgewählten literarischen Werke von *Ritter Gluck* bis *Der Feind*, in denen sowohl ihre Entstehung und Wirkung als auch Ergebnisse älterer und neuerer Forschung berücksichtigt werden. Damit werden die Grundlagen für eine Neudeutung der genannten Werke geschaffen, um die sich ausnahmslos alle Verfasserinnen und Verfasser der Besprechungen bemühen. Es sind dies Arno Meteling, Claudia Stockinger, Hania Siebenpfeiffer, Uwe Wirth, Bettina Schäfer, Stefan Scherer, Detlef Kremer, Claudia Lieb, Thomas Weitin, Alexandra Heimes, Hartmut Mangold, Eric Achermann, Werner Keil, Andreas B. Kilcher und Myriam Burkhard, Marco Lehmann, Christoph Kleinschmidt, Friedhelm Auhuber, Stefan Willer.

Allerdings können nicht die oben erwähnten Gesamtdarstellungen der Sammelwerke des Schriftstellers die unter den Einzelbesprechungen fehlenden Interpretationen ersetzen. Ein erheblicher Nachteil des Hoffmann-Handbuchs beruht auf dessen Unvollständigkeit. So werden z. B. solche Nachtstücke wie *Das Sanctus*, *Das Gelübde* und *Das steinerne Herz* nicht kommentiert. Leider hat Detlef Kremer als Herausgeber an keiner Stelle erklärt, warum es nur ausgewählte Besprechungen literarischer Werke des Spätromantikers enthält und nach welchen Prinzipien die Wahl getroffen worden ist. Man kann nur vermuten, dass er statt des literarischen Gesamtwerks die in seiner Auffassung qualitativ wertvollsten Werke Hoffmanns berücksichtigt hat.

Die weiteren vier Kapitel des ersten Teils haben ergänzenden Charakter. Sie betreffen den Musiker, den Brief- und Tagebuchschreiber und den Juristen E. T. A. Hoffmann. Zunächst stellt Gerhard Allroggen dessen Rezensionen der Musikwerke und musiktheoretischer Schriften dar (S. 413-424). Dann bespricht Werner Keil Hoffmanns Kompositionen (S. 425-448). Schließlich analysiert Friedhelm Auhuber dessen Briefe und Tagebücher (S. 449-466). Im letzten Kapitel des dritten Teils beschreibt Hartmut Mangold Hoffmanns juristische Karriere und seine Richtertätigkeit (S. 467-480). Es unterliegt keinem Zweifel, dass dem E. T. A. Hoffmann-Handbuch ein wohl durchdachter Plan zugrunde liegt. Die logische Struktur der Veröffentlichung ist gewiss ihre Stärke. Und dennoch muss ich auf ein Defizit verweisen: den Mangel an einem Beitrag über den Maler, Zeichner und Karikaturisten Hoffmann. Infolgedessen sind Bemerkungen über diese Seite seiner künstlerischen Praxis im ganzen Handbuch verstreut.

Der vierte Teil mit dem Titel *Systematische Aspekte* (S. 481-561) umfasst ausführliche Erläuterungen der Schlüsselbegriffe, die für das Verständnis und die Interpretation der literarischen Werke Hoffmanns von grundlegender Bedeutung sind, wie z. B. *Arabeske*, *Automaten*, *Doppelgänger*, *Fragment*, *Herausgeberfiktion*, *Ironie/Humor*, *Künstler/Außenseiter*, *Magnetismus/Mesmerismus*, *Phantastik*, *Poetik des Konjunktivs/Leseransprache*, *Serapiontik*, *Traum und Rausch*, *Wahnsinn* und andere. Es ist ein Novum, denn die einzelnen Beiträge, die meistens von den Verfasserinnen und Verfassern der Einzelinterpretationen der Erzählungen, Märchen und Romane bzw. der Gesamtdarstellungen der Sammelwerke geschrieben worden sind, zeigen sein literarisches Œuvre unter einer völlig anderen Perspektive. Sie beziehen sich weder auf ein Werk noch eine Sammlung, sondern jedesmal auf ausgewählte Beispiele aus dem Gesamtwerk und verdeutlichen überdies Zusammenhänge von Literatur und Bild bzw.

Musik. Es war ein ausgezeichnete Einfall – wohl des Herausgebers –, die analytische Sicht der Werke Hoffmanns durch die synthetische zu erweitern.

Der vorletzte, fünfte Teil des Handbuchs ist Hoffmanns Rezeption und Wirkung im 19. und 20. Jahrhundert gewidmet. Er besteht aus zwei Kapiteln. In dem einen berichten Jörg Marquard, Andreas Kilcher und Detlef Kremer über den Einfluss des deutschen Schriftstellers auf Edgar Allan Poe, Auguste Villiers de l'Ilse-Adam sowie die Prager Neuromantik (Gustav Meyrink, Leo Perutz, Hugo Steiner-Prag). Anschließend stellen sie das Verhältnis Carl Georg von Maassens zum Werk Hoffmanns in der Neuromantik dar und würdigen seine Verdienste um die Hoffmann-Forschung. Ohne Zweifel ist das ganze Kapitel (S. 563-580) sehr informativ.

Das Gleiche gilt für das andere Kapitel (S. 581-591), in dem Arno Meteling Hoffmanns Wirkung in der deutschsprachigen und der Weltliteratur nach 1945 beschreibt und unabhängig davon die Resonanz betont, die dessen literarisches Schaffen im Film in Deutschland und der Welt gefunden hat. Angesichts der Stofffülle musste sich der Verfasser dieses Kapitels sehr kurz fassen und deshalb, leider, mit Andeutungen begnügen.

Detlef Kremer untersucht im fünften Teil (S. 593-615) die Grundtendenzen der Hoff-

mann-Forschung vom 19. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Es ist wieder ein Novum, was ich an dieser Stelle hervorheben möchte. Zum Schluss erwähnt er „die von Hartmut Steinecke, Wulf Segebrecht u. a. mustergültig edierte und umfangreich kommentierte Werkausgabe im Deutschen Klassiker Verlag“ (S. 614) aus den Jahren 1985-2004, um zu Recht das Forschungsdesiderat einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke E. T. A. Hoffmanns zu formulieren.

Das rezensierte Handbuch ist zwar Ergebnis kollektiver Arbeit der oben genannten Forscherinnen und Forscher, doch die wichtigsten Beiträge hat der Herausgeber geschrieben – Grund genug seinen Anteil an der Entstehung der Publikation besonders zu erwähnen. Sie ist logisch und übersichtlich aufgebaut. Die behandelte Problematik wird sachlich, kompetent und informativ dargestellt. Aus diesen Gründen ist das Handbuch eine zuverlässige Quelle zu E. T. A. Hoffmanns Leben, künstlerischem Schaffen, seiner Berufstätigkeit und Wirkung sowie zu den Haupttendenzen der ihm gewidmeten Forschungsliteratur. Trotz der wenigen von mir erhobenen Einwände haben wir es mit einer vorbildlichen, modernen philologischen Veröffentlichung zu tun. Als Standardwerk gehört sie in die Bibliothek aller interessierten Literaturwissenschaftler, insbesondere der Hoffmann-Kenner.

Paweł Strózik

Prywatne oblicze pisarza – zapiski na złożonych kartach

Peter Sprengel (wyd.), *Hermann und Hedwig Stehr im Briefwechsel mit Gerhart und Margarete Hauptmann*, Erich Schmidt Verlag, Berlin 2008, s. 262.

Publikowanie listów pióra osób publicznych wiąże się z niebagatelnym nakładem pracy, zmuszając wydawcę nie tylko do pracochłonnego zebrania korespondencji w jednym miejscu, ale także do żmudnego zapoznania się z (często nieczytelnymi) zapiskami, uporządkowania ich chronologicznie czy wreszcie dokonania wyboru i zachowania właściwych proporcji między publikowanymi epistołami. Zadanie takie nie może być poprawnie wykonane bez olbrzymiego wyczucia wydawcy. Korespondencja odsłania bowiem niejednokrotnie życie tak prywatne, czasem na tyle intymne, że wejście w nie jest niemal barbarzyństwem. Jest to prawdziwe wyzwanie, którego warto się podjąć, by opisać i zrozumieć kulisy komunikacji twórcy z otoczeniem i jego postrzeganie świata.

Bez publikacji listów wielkich nazwisk, Johanna Wolfganga Goethego, Franza Kafki, Hermanna Hessego, Henryka i Tomasza Mannów czy Güntera Grassa tajemnicą pozostałby charakter ich życia rodzinnego i towarzyskiego, nie poznalibyśmy nowych tropów interpretacji dzieł, nie odkrylibyśmy zainteresowań i motywacji piszących, odsłaniających piętno na ich twórczości. Z listów poznajemy inne (często nowe i prywatne) oblicze osób ukrywających się pod nazwiskami na okładkach znanych utworów.

Przedłożona pozycja poświęcona została korespondencji rodziny Stehr i Hauptmann.

Mimo znacznych wysiłków, jak czytamy w wstępie, nie udało się zgromadzić wszystkich listów, a zwłaszcza listów Margarete i Gerharta Hauptmanna do Hermanna Stehra. Wydawca zamieszcza wprawdzie rekonstrukcje listów, opublikowane na podstawie projektów tekstów pióra Hauptmanna, ale listów Margarete w ogóle nie udało się nawet w przybliżeniu odtworzyć. (Pierwowzory listów Hauptmanna stanowią zresztą także jeden z rozdziałów publikacji). Teksty epistołów pochodzą ze zbiorów archiwum manuskryptów Państwowej Biblioteki w Berlinie oraz z Niemieckiego Archiwum Literackiego w Marbach. Fragmentaryczny charakter korespondencji zainspirował wydawcę do wpisania stosunków Stehr – Hauptmann w szerszy kontekst. Publikacja zawiera interesujące przybliżenie autorów listów i bogaty opis ich wzajemnych relacji, opatrzony obszernym aparatem naukowym. Sprengel podzielił studium na kilka aspektów i opisał początek przyjaźni pisarzy, warunki, w jakich rozpoczynali swoją kreację oraz w jakich żyli. Nie brak tu informacji o ich rywalizacji czy różnej postawie wobec zmieniającej się sytuacji politycznej (Republika Weimarska, III Rzesza). Na uwagę zasługują niewątpliwie rozdziały o relacjach Hermanna i Margarete (wydawca określa je jako „pragmatyczne zdobywanie”) oraz Gerharta i Hedwig (nazwanym „wzajemnym objawieniem”).

Książka publikuje w kolejności chronologicznej listy z okresu maj 1898 – wrzesień 1940 r. Zamiarem wydawcy było jak najwierniejsze odtworzenie oryginałów, łącznie z uwzględnieniem skreśleń, które zostały

umieszczone w nawiasach ostrych, oraz zachowaniem brzmienia słów odbiegających od reguł ortografii. Przy każdym tekście umieszczono także informację, w jakiej formie został przesłany (złożona kartka papieru, karta okolicznościowa czy list w kopercie). Na pochwałę zasługuje staranne opracowanie merytoryczne, uzupełniające treść listów, w postaci dodatkowych informacji o osobach pojawiających się w korespondencji, wydarzeniach, o których mowa czy licznych nawiązań literackich. Tak dokładne wyjaśnienia pozwalają czytelnikowi cieszyć się lekturą bez konieczności uciążliwego poszukiwania odpowiedzi na pojawiające się braki w związkach przyczynowo-skutkowych i niejasności. Ich obecność pozwala zresztą złagodzić brak proporcji w wydanych listach, w książce znajdujemy bowiem w przeważającej większości listy Hermanna Stehra do Gerharta i Margarete. Listów Hauptmannów (z powodów wspomnianych powyżej) często brakuje. Lektura listów dostarcza przyjemnych wrażeń także z powodu ich formy. Znajdujemy w nich nie tylko wyszukane formy grzecznościowe i starannie przemyślane życzenia „ubrane” w piękne słowa, ale także wysublimowane opisy zdarzeń, kilka razy także w mowie wiązanej. W jednym z listów Stehra do Margarete Hauptmann czytamy:

Liebe Freundin,
ich habe Dir vor Wochen ein Gedicht
versprochen, das als großen Dankes
Pflicht
begeistert über jenen Weisen spricht,
des schönes Bildnis auf gezähmtem
Hirsch
den Seltnen darstellt, als er auf der Pirsch
des Sinnes durch die Urwaldeinsamkeit

das wortgefüg'ge Tier bloß mit dem
Denken
weiß in der dichten Wildnis leicht
zu lenken. [...]¹

Rodzinę Stehr oraz Hauptmann poznajemy dzięki pomysłowi wydawcy także od innej, zdecydowanie mniej „ocenzurowanej” strony. W publikacji umieszczono rozdziały: „Rodzina Stehr w świetle zapisków w kalendarzu Margarete Hauptmann” czy „Gerhart i Margarete Hauptmann w świetle listów Hermanna Stehra do Hedwig Stehr”. Rozdziały te pozwalają wyrobić sobie zdanie na temat relacji rodzin w sposób znacznie bardziej wyostrojony. W zapiskach tych znajdujemy wyraźną atencję i wzajemną troskę o przyjaciół, nie brak tu jednak także ironicznych spostrzeżeń, uwag krytycznych czy drobnych złośliwostek.

Lektura listów przenosi nas magicznie w początek XX wieku i odsłania interesującą formę i treść w relacjach Hauptmann – Stehr. Bogate opracowanie naukowe pozwala na zapoznanie się z tematem w sposób przystępny i stanowi niewątpliwą walor przedłożonej pozycji. W nadziei, że odnajdą się pozostałe zaginione listy Gerharda Hauptmanna do Hermanna Stehra, doceniamy pracę wydawcy i zachęcamy do lektury listów, ukazujących prawdziwe, bo codzienne i prywatne oblicze pisarzy.

¹List H. Stehra do M. Hauptmann z dnia 26.06.1917 r. „Der Weise“, o którym mowa w wierszu, to chiński filozof Lao-Tse. Rzeźba z brązu przedstawiająca jego wizerunek na jeleńcu spodobała się autorowi wiersza tak bardzo, że poprosił Hauptmannów o posążek, a ci nie odmówili mu tego podarunku.

Klaus Hammer

Günter Grass über seinen „Lehrer“ Alfred Döblin

Alfred Döblin: *Das Lesebuch*. Hrsg. von Günter Grass. Ausgewählt und zusammengestellt unter Mitarbeit von Dieter Stolz. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag 2009. 751 S.

Der Name Alfred Döblin ist jedem literarisch Interessierten ein Begriff, aber nur als Verfasser eines einzigen Romans, „Berlin Alexanderplatz“ (1929). Seine anderen Werke haben sich nicht in das Gedächtnis der literarischen Öffentlichkeit eingepägt. Selbst späte Verpflichtungserklärungen wie die von Günter Grass, der Döblin seinen unmittelbaren Lehrer nannte, haben daran nichts geändert. In den 1920er/1930er Jahren ist der 1878 in Stettin geborene, aber bis zu seiner Emigration vorwiegend in Berlin lebende Döblin einer der bekanntesten und hochgeschätzten Autoren in Europa gewesen. Er war 1929 sogar als Kandidat für den Nobelpreis im Gespräch, den dann Thomas Mann erhielt.

Provinzialität kann wohl nicht der Grund für Döblins relative Wirkungslosigkeit sein. Bei dem weltläufigen Autor und dessen epochenüberspannenden Kraft ist gerade sein „provinziellstes“ Buch, eben „Berlin Alexanderplatz“, sein erfolgreichstes geworden. Eine mögliche Antwort wäre: Die außergewöhnliche Konzentration des Blicks auf seltsame Situationen und Existenzen, das Fixieren des Details behindert den erzählerischen Fluss. An dessen Stelle tritt das permanente Überspringen der quasi elektrischen Hochspannung von Partikel zu Partikel, also eine gleichbleibende Aufladung des gesamten Erzählraums. Die Erzählung,

aller Höchstintensivierung ungeachtet, erstarrt, wird statisch.

Nun hat es aber doch in jüngster Zeit Aktivitäten gegeben, die Anlass sein könnten, von einer erneuten Döblin-Renaissance zu sprechen. Die internationale Döblin-Forschung ist schon seit langem äußerst rege, allein zwei Döblin-Biographien wurden in jüngster Zeit verlegt. Neben den Taschenbuchausgaben des Deutschen Taschenbuch Verlages ist im vergangenen Jahr im S. Fischer Verlag eine zehnbändige Leseausgabe der Romane Döblins erschienen. Und jetzt hat derselbe Verlag ein von Günter Grass besorgtes Döblin-Lesebuch herausgebracht, das so richtig zum Prüfen und Verweilen einlädt. Es geht hier nicht darum, mit entsprechend ausgewählten Texten den Autor „gefälliger“, lesewirksamer zu machen. Nach wie vor gilt der Satz von Grass über seinen Lehrer Döblin: „Er wird Sie beunruhigen, er wird Ihre Träume beschweren; Sie werden zu schlucken haben; er wird Ihnen nicht schmecken, unverdaulich ist er, auch unbedenklich. Den Leser wird er ändern. Wer sich selbst genügt, sei vor Döblin gewarnt“.

Gerade das ist das große Plus dieses Bandes, dass er eben auch sperrige Texte nicht scheut, dass er aber ein so facettenreiches Bild von diesem Autor gibt, dass sich der bereitwillige Leser bald in ein erregendes Abenteuer verstrickt sieht, aus dem er sich nur mit Mühe wieder lösen kann. Dem Herausgeber Grass zur Seite steht der Literaturwissenschaftler Dieter Stolz bei der Auswahl und Zusammenstellung der Texte, die sowohl autobiographische Aufzeich-

nungen Döblins, Erzählungen, Auszüge aus Romanen und Erfahrungsberichte, Essays und kleine Schriften zu ästhetischen und politischen Fragen sowie Briefe aus fünf Jahrzehnten umfasst.

Wenden wir uns gleich der im Band vertretenen literarischen Prosa zu. Schon die Erzählsubstanz des ersten Erzählbandes Döblins, „Die Ermordung einer Butterblume“ (1913), hatte fasziniert. Das Alltägliche wird zum Außergewöhnlichen in Spannung gesetzt, zumal in der abgedruckten Titelgeschichte, in der es um den totalen psychischen Zusammenbruch eines gutsituierten, gutgekleideten Herrn im Zwang elementarer Mächte geht, eine moderne, mit den Mitteln der Psychiatrie operierende Variante von E.T.A. Hoffmanns Erzählungen und Büchners „Lenz“-Fragment. Eine ständige Stoffanreicherung, ein Auffüllen und Überladen der Erzählung mit Stoff war nötig, damit die Partikelstruktur seiner Texte sich in Bewegung verwandeln konnte. Jedes Stück Prosa ist nur Teil eines letztlich unvorstellbaren Ganzen, das sich nicht in ein Werk, auch nicht in einen Roman, umsetzen lässt.

Drei große, auch, ja gerade in ihrer Erfolglosigkeit, in ihrer sterilen Endgültigkeit große Romane, Epochenromane, zeigen dann die Richtungen an, die Döblin innerhalb des Expressionismus mit geradezu atemberaubender Vehemenz ausgesprochen hat. Der Roman „Die drei Sprünge des Wang-Lun“ (1915) reißt die eigene Zeit ins alte China hinein auf. Geschrieben unter dem erbarmungslosen Zwang der modernen Arbeitswelt, überträgt dieser Roman, aus dem ein charakteristischer Auszug gewählt wurde – wie alle Romanauszüge besser nicht gewählt werden konnten – den Typus des modernen Ekstatikers, der die Welt gewaltlos ändern möchte, aber in einem Meer von Blut versinkt, ins Vorzeitlich-Vorbildhafte. Der Roman „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine“ (1918) projiziert die Rationalität der Technik bekennend ins Irrationale, ein

utopischer Roman, der sich mit ohnmachtsgesättigter Riesenkraft ins Urtümlich-Epische verkehrt. Der Roman „Wallenstein“ (1920) öffnet das Grauen des Ersten Weltkrieges auf das Grauen des Dreißigjährigen Krieges hin. Die Beschreibung einer vergangenen Geschichtsstufe soll eigenes Leid auffangen, der Geschichtsroman wird zum Vexierbild der Gegenwart. Aber um 1920 war sich der Expressionismus selber bereits historisch geworden. Döblin gab seine alte Lieblingsidee der ‚Massenhaftigkeit‘ zugunsten einer Priorität des einzelnen Ichs auf. Diese Wendung führte zum Verzicht auf den ‚steinernen‘ Stil seiner früheren Romane.

In „Berlin Alexanderplatz“ – mit Auszügen aus dem Ersten, Vierten und Siebten Buch – tritt nun erstmals das Ich des Erzählers hervor, und zwar sehr massiv und ungeniert, so dass dieser Roman als Musterbeispiel eines auktorialen („allwissenden“) Stils gelten kann. Im Geschehen der labyrinthischen Grosstadt Berlin hat der ehemalige Zement- und Transportarbeiter Franz Biberkopf, der zum Totschläger, Einbrecher und Zuhälter wird, nur eine kleine Rolle. Er ist nur ein Mitläufer, der 1918 die Novemberrevolution mitmacht und sich danach mit seiner Losung vom „Anständig bleiben und für sich bleiben“ um Anpassung bemüht. Seine Angst vor dem Chaosleben als einer feindlichen Über-Macht lässt ihn die Hakenkreuzbinde anlegen und Nazi-Zeitungen verkaufen. Er ist auf die Parole ‚Ruhe und Ordnung‘ hereingefallen, mit welcher Hitler die von Unsicherheit und Furcht gequälten Angehörigen aller Klassen und Stände einfiel.

Es handelt sich bei diesem Roman, in dem eine weitverzweigte Montage- und Collagetechnik den Leser mit einer schier unendlichen Fülle von Realitätsfetzen überschüttet, nicht schlichtweg um einen „Zeitroman“, vielmehr um die phänomenologische Erfassung einer ganzen Epoche und ganz Europas. Realität wird zur Wahrheit einer ganzen Welt gesteigert, zur sozusagen

inneren Wirklichkeit der Epoche, in der jene Realität filtriert, konzentriert enthalten und nicht etwa aufgegeben ist. Es ist eine „zweite“ oder „andere“ Wirklichkeit, die in isolierten ‚Geschehens‘akten in Erscheinung tritt und in der bildhaften Personifikation der „großen Hure“ Babylon gipfelt. Die Ereignisabfolge ist hier an die Stelle eines punktuellen Stils getreten, der einst den Ehrgeiz hatte, in jedem einzelnen Moment die Essenz der gesamten Geschichte auszudrücken.

Grass hat in seiner den Band einleitenden Rede zum 10. Todestag seines „Lehrers“ Döblin 1967 diesen einen „utopischen Weltbaumeister“ genannt, den im Exil „der Glaube geschlagen“ hatte. Der Jude Döblin konvertierte im Exil zum Katholiken. Hatte er zehn Jahre zuvor noch den „Geist des naturalistischen Zeitalters“ gefeiert, die Modernität, die in „der Masse der Techniken“ auftrete, erkannte er nun, Ende der 30er Jahre, in der Technikbesessenheit der Nationalsozialisten das „Zerrbild“ seiner damaligen Begeisterung. Die Ausbreitung und zunehmende Brutalisierung dieses Primitiv-Naturalismus musste Döblin auf den anderen Pol seiner Weltsicht zurückführen, die religiös vertiefte Innerlichkeit. Angst und Verzweiflung führten ihn zu Gott. Mit der „Babylonischen Wandrung“ (1934) verlor sich der Exilant Döblin an den wahnwitzigen Versuch, sich aus der katastrophalen Zeitsituation durch die totale Verspottung der Wirklichkeit zu retten. Warum aber ist im Lesebuch auf einen Auszug aus dem gigantischen Südamerika-Roman „Das Land ohne Tod“ (1937/38, 1947) verzichtet worden? Hier greift Döblin noch einmal auf die hymnische Naturverehrung seiner frühen Romane zurück und stellt in der äußeren und seelischen Eroberung Brasiliens durch Konquistadores und Jesuiten den trostlosen Zustand des neuzeitlichen Europäers dar. Dafür gibt es dann aber wieder sehr überzeugende Abschnitte aus der Tetralogie „November 1918“ (1939-50), in der Döblin Hal-

luzination und Vision in inflationärer Weise verwendet, die die Augen für die unsichtbaren Mächte in Universum und Seele öffnen sollen. Und mit dem „Hamlet“-Roman (1956), der das psychoanalytische Heilverfahren des Geschichtenerzählens zum Strukturprinzip machte, erfährt Döblins Schaffen dann einen letzten Höhepunkt. Doch ihm war im Nachkriegsdeutschland kein Erfolg mehr beschieden. Tief enttäuscht kehrte er bald ins Exilland Frankreich zurück und starb gelähmt und fast erblindet 1957.

Die allseitige Angst vor der Ungewissheit lasse sich, so kann man bei Döblin lesen, durch Objektivierung und Objektivität bezwingen, das Vermögen also, sich gleichsam „von aussen“ an die Wirklichkeit heranzudenken, immer wieder von neuem, anders, von verschiedenen Seiten. Das könnte für den heutigen Döblin-Leser ein wichtiger Hinweis, ja sogar ein Leitfaden sein. Döblin setzte auf das Unvollendete, das offene Ganze. Das gibt auch dem montagehaften, kaleidoskopartigen Charakter des Lesebuches, dem Lesen in Ausschnitten und Teilstücken seine Legitimität. Das Beispielhafte, „das Exemplarische des Vorgangs und der Figuren“ konnte und kann so für das nunmehr abwesende, weil zersplitterte Ganze eintreten. Und je dichter und vieldeutiger dieses Exemplarische erzählt wurde und wird, desto umfassender und elementarer gab und gibt sich das Ganze zu erkennen.

So wenig sein Werk heute einem breiten Publikum bekannt sein mag, die Literatur seiner und der nachfolgenden Zeit hat Döblin dennoch maßgeblich beeinflusst. Er öffnete den Roman und andere (wie Robert Musil, Hermann Broch, Hans Fallada, Wolfgang Koeppen, Arno Schmidt, Günter Grass usw.) haben diese Offenheit des epischen Kunstwerks tektonisch vertieft. Döblin machte erst den Anfang einer langen Geschichte, die noch lange nicht zuende erzählt ist.

Wolfgang Schlott

Russische Diaspora und Exilforschung

Adelbert J.M. Davids / Fedor B. Poljakov (Hg.): *Die russische Diaspora in Europa im 20. Jahrhundert. Religiöses und kulturelles Leben*. Frankfurt/M. (Peter Lang Verlag) 2008, 344 S., (Russkaja kul'tura v Evrope. Russian Culture in Europe, Vol. 4)

Der auf der Grundlage einer Tagung im Jahre 2002 herausgegebene Band, von der niederländischen A.A. Brediusstichting- Stiftung gefördert, greift zwei wesentliche Stränge der russischen Exilforschung auf. Kirchliches Leben und ökumenischer Dialog zwischen 1900 und 1989 sowie kulturelle Aktivitäten in den Bereichen Literatur, Publizistik und Kunst. In ihren einführenden Anmerkungen über den Forschungsstand der ersten russischen Emigration mit Verweisen auf Gleb Struve (*Russkaja literatura v izgnanii. Opyt istoričeskogo obzora zarubežnoj literatury*. New York 1956) und Georges Nivat (*Odna ili dve russkich literatur?* Lausanne 1981) kommt Catherine Andreyev zu dem Ergebnis, dass trotz der gegenseitigen ideologischen Vorbehalte stets ein Interesse an der jeweils anderen Kultursphäre vorhanden gewesen wäre, obwohl von Seiten der russischen Emigration die Hoffnung auf die Bewahrung der tradierten russischen Kulturwerte sehr gedämpft waren (vgl. J. Glad: *Russia Abroad: Writers, History, Politics*. N.J./ Washington 1999). Die nach der Oktoberrevolution nach Westeuropa und vor allem in die USA emigrierten russischen Kulturträger lebten in der Überzeugung, dass die Sowjetunion kollabieren würde, obwohl nur wenige unter ihnen in den 1920er Jahren in

die Heimat zurückkehrten. Ihre Überlebensstrategien wie auch ihr Flüchtlingsstatus zwang die Liga der Nationen, wie Andreyev betont, „sich mit dem Problem der Staatenlosigkeit zu beschäftigen und Vorläufer der gegenwärtigen Flüchtlingsorganisationen zu schaffen.“ (S. 12) Die Lebensbedingungen der russischen Emigranten sind in einer Reihe von Studien aufgearbeitet (vgl. u.a. O.A. Kaznina: *Russkie v Anglii. Russkaja emigracija v kontekste russko-anglijskich literaturnich svjazej v pervoj polovine XX veka*. Moskva 1997. – C. Andreyev/ I. Savickij: *Russia Abroad. Prague and the Russian Diaspora 1918-1939*. New Haven/ London 2004). Ihre Ergebnisse greifen auch die schwierige Frage nach der Orientierung der russischen Exilszenen zu Beginn der 1930er Jahre auf, als sie sich zwischen ihren Hauptfeinden Stalin oder Hitler entscheiden mussten. Mit ihrer abschließenden Forderung nach mehr Forschungsarbeiten zur russischen Emigration nach 1945 plädiert C. Andreyev auch für die Anwendung von komparativen Studien, die nicht nur den ständigen Wandel von kulturellen Werten innerhalb der russischen Emigrations-Generationen, sondern auch die Werteverchiebungen in anderen Diaspora-Welten in den Vergleich einbeziehen müssten.

Solche methodischen Anregungen sind in den vorliegenden Beiträgen des Bandes nicht zu entdecken. Gerd Stricker gibt in seinem fundierten und voluminösen Beitrag über „Russische Orthodoxe Kirchen in der Diaspora (1917-2007)“ unter Verweis auf die beiden wichtigsten Werke zu dieser Thema-

tik (Gernot Seide, Wiesbaden 1983 und Dimitry Pospelovsky, Crestwood/New York 1984) einen informativen Überblick über die Geschichte der ROKA (Russische Orthodoxe Kirche außer Landes). Ein besonders spannendes Kapitel zeichnet sich in den seit 2003 ablaufenden Verhandlungen zwischen der ROKA und dem Patriarchat ab, weil in deren Vereinigungsbemühungen die Regime ergebene Rolle des Patriarchats unter der Sowjetmacht weitgehend verdrängt werden soll. Andere Aufsätze greifen spezielle religiöse konfessionelle Fragestellungen auf. Boris Danilenko berichtet über die Emigrationsjahre des renommierten Religionsphilosophen N.N. Glubokovskij; Andrej Šiškin setzt sich mit den Begriffen ‚Rußland‘ und ‚Universelle Kirche‘ in Werken von Vladimir Solov’ev und Vjačeslav Ivanov auseinander; Mitherausgeber Fedor Poljakov beschäftigt sich mit den Voraussetzungen einer interkonfessionellen Position der Eurasier zu Beginn der 1920er Jahre.

Auch die Einzelstudien, die sich mit ausgewählten Aspekten des kulturellen Lebens in der Diaspora beschäftigen, treiben mit einer Ausnahme (Stefano Gardsonio: Russischer und italienischer Faschismus in der Emigrationspublizistik der 1920er und 1930er Jahre) nur isolierte Sonden in die reichhaltigen und diffusen Verwerfungsschichten des russischen Exils. Gardsonio greift einen bislang nur marginal behandelten brisanten Gegenstand auf, den Einfluss des Mussolini-Faschismus auf die russische Diaspora, die – ebenso wie auch

im nationalsozialistischen Deutschland - partiell an der geistigen Unterstützung des Hitler-Regimes beteiligt war. Andere Aufsätze thematisieren die wertvolle Übersetzertätigkeit von Eliasberg für die russischen Schriftsteller D. Merežkovski, I. Šmelev und A. Remizov (Carmen Sippl), erinnern an die erste Ausstellung russischer Malerei und Plastik in Prag unter besonderer Berücksichtigung der kuratorischen Arbeit des Kunsthistorikers Nikolaj Okunev (Julia Jančárková), beschreiben russisches kulturelles Leben in Berlin unter den Nazis (Amory Burchard) und beschäftigen sich mit der Rezeption der französischen Literatur aus der Perspektive der russischen Emigration am Beispiel der literaturkritischen Tätigkeit von Jurij Fel’zen (1894 in S. Petersburg, 1943 in Auschwitz ermordet).

Der vorliegende 4. Band in der seit 2006 aufgelegten Reihe zur russischen Kultur in Europa hinterlässt – im Gegensatz zu den vorangegangenen Bänden, - ungeachtet einiger fundierter Aufsätze den Eindruck einer merkwürdigen Beliebigkeit bei der Aufnahme der Themen. Die von Catherine Andreyev angeregte komparative Untersuchung der an sich spannenden und widersprüchlichen russischen Diaspora sollte unbedingt in dem künftigen Forschungsprogramm der Bredius-Stiftung berücksichtigt werden. Mit einem solchen, noch ausdifferenzierenden methodischen Ansatz könnten auch religiöse und kulturelle Aspekte in vergleichender Weise behandelt werden.

Lech Kolago

1808 – ein Jahr mit Beethoven

Ute Jung-Kaiser, Matthias Kruse (Hrsg.): *1808 – ein Jahr mit Beethoven*. Georg Olms Verlag, Hildesheim u.a. 2008, 315 S.

Im renommierten Georg Olms Verlag erschien vor kurzem das Buch *1808 – ein Jahr mit Beethoven*. *Wegzeichen Musik* 3. Die Herausgeber sind Ute Jung-Kaiser, ordentliche Professorin für Musikpädagogik an der Hochschule für Darstellende Kunst in Frankfurt am Main, viele ihrer Publikationen thematisieren interdisziplinäre, ästhetische, musikdidaktische und kulturpädagogische Fragestellungen aus Musik, Literatur, Religion und Bildender Kunst, und Matthias Kruse, Professor für Musikpädagogik an der Universität Hildesheim, seine zahlreichen Publikationen widmen sich Arbeitsthemen aus der Musikdidaktik und der Geschichte der Musikpädagogik. Beide Herausgeber gründeten 2006 die Reihe *Wegzeichen Musik*, und in dieser Reihe erschien der dritte Band: *1808 – ein Jahr mit Beethoven*.

Auf dem Buchumschlag kündigt der Verlag diese Reihe folgendermaßen an: „Die Reihe *Wegzeichen Musik* eröffnet Zugänge zur Musik in Theorie und Praxis. Sie richtet sich nicht nur an Musikpädagogen, Musikwissenschaftler und Musikstudierende, sondern auch an engagierte Musikliebhaber, welche ‚ihren‘ Lieblingsgegenstand Musik besser verstehen wollen. Namhafte Autorinnen und Autoren aus unterschiedlichen Disziplinen schreiben zu ausgewählten, in der Forschung wenig – oder gar nicht – beachteten Themenbereichen“.

Den thematischen Schwerpunkt dieses Buches bilden Werke Beethovens, die im Jahr 1808 entstanden sind. Lassen wir wieder

die Herausgeber zu Wort kommen. „Ludwig van Beethoven komponiert in seiner mittleren Schaffensperiode – der ‚heroischen Phase‘ (1803-1810) – eine unglaubliche Fülle bahnbrechender Werke, die aus unterschiedlichen Quellen gespeist sind: seiner republikanisch-demokratischen Gesinnung, seiner tiefen Existenzkrise (bedingt durch Ertaubung und drohenden Verlust der ‚unsterblichen Geliebten‘), seiner Suche nach einem neuen künstlerischen Ideal“. Im Jahre 1808 „vollendet Beethoven seine Schicksals- und Pastoralsinfonie, das Geistertrio, die Cello-Sonate in A-Dur, die Lieder der Sehnsucht, die Chorphantasie u.a.m. Werke, die gegensätzlicher kaum sein können“. Ihre Analyse und rezeptionsgeschichtliche Deutung werde bereichernd ergänzt durch eine Vielzahl auch unbekannter Bilddokumente und Darstellungen zu Biographie und Werk Ludwig van Beethovens, schließen die Herausgeber ihren Text auf dem Umschlag des Buches.

Das Buch setzt sich aus einem *Vorwort* und sechs Beiträgen zusammen. Im *Vorwort* weisen die Herausgeber auf die Jahre um 1808 hin, die durch unterschiedliche ideengeschichtliche Strömungen im Gefolge von Aufklärung und französischer Revolution charakterisiert seien. Es handelt sich um politische und gesellschaftliche Ereignisse: Im Jahre 1803 erfolge die Aufhebung fast aller geistlichen Fürstentümer (Säkularisation), im Jahre 1805 war die österreichisch-russische Niederlage bei Austerlitz, „die formale Zerschlagung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das nahezu 1000 Jahre bestanden hatte, im Jahr 1806, Napoleons Vormarsch bis nach Ostpreußen 1807. Europa leidet unter dem französischen Ag-

gressor und Usurpator, Wien wird zweimal das Opfer napoleonischer Besetzung. Diese gärende Zeit der Restauration fördert revolutionären Geist, aufklärerisches Gedankengut und erwachsenen stolzen Bürgersinn – Momente, die auch den Nährboden für republikanisch-demokratische Gesinnung eines Ludwig van Beethovens abgeben“, schreiben die Herausgeber.

Trotz der zeitgeschichtlichen Wirrnisse, setzen die Herausgeber im *Vorwort* fort, werde der Kompositionszeitraum der *Fünften Sinfonie*, der sich von 1804 bis 1808 erstreckte, zum produktivsten von Beethoven überhaupt. In dieser Zeit komponiere er Sinfonien, Solokonzerte, die Oper *Leonore/Fidelio*, die *C-Dur-Messe*, Streichquartette, Klaviertrios, Sonaten, Lieder. Es handele sich um eine unglaubliche Fülle neuer ungewöhnlicher Konzepte. Jedes Werk bedeute für Beethoven eine Herausforderung – qualitativ, stilistisch, gattungsspezifisch. Allein im Jahre 1808 vollende Beethoven die *Schicksals-* und *Pastoralsinfonie*, die *Fünfte* und *Sechste Sinfonie*, die beiden Klaviertrios op. 70, die *Cello-Sonate an A-Dur*, die Lieder der *Sehnsucht*, die *Chorphantasie*, vielleicht auch das Klavierstück in *a-Moll Für Elise*, „das vermutlich für Therese Malfatti geschrieben wurde“. Diese bahnbrechenden Werke seien so gegensätzlich, als sie „gegensätzlicher kaum sein könnten“.

Helmut Loos nimmt die *Fünfte Sinfonie* in Bezug auf Mythos und Wirklichkeit unter die Lupe; Hermann Jung geht auf Beethovens *Pastorale* ein; Peter Gülke setzt sich mit der *Sonate A-Dur für Klavier und Violoncello* auseinander; Ute Jung-Kaiser befasst sich mit Beethovens *Sehnsucht*, dem Mittelsatz des *Geistertrios* sowie mit Beethovens *Fantasie für Klavier, Chor und Orchester*; Matthias Kruse konzentriert sich auf die Revolutionärin und Menschheitserzieherin Therese Brunsvik, eine Seelenverwandte Beethovens; Stefan Weinzierl sieht in den *Liebhaber Concerten* der Saison 1807/1808 Prototyp des modernen Symphoniekonzerts. Diese Publikation schließen „Beethoven-Darstellungen im Bild“ sowie „Personen- und Werkregister“.

Die Aufsatzsammlung stellt einen gelungenen Versuch dar, auf die wesentlichsten Werke Beethovens, die um das Jahr 1808 entstanden, hinzuweisen, sie hervorzuheben, zu analysieren und zu deuten. Der Band wurde sorgfältig vorbereitet, die Reihenfolge der Beiträge gründlich durchdacht. Es ist ein informatives, inhaltsreiches, beachtliches und durchaus empfehlenswertes Buch. Es wurde auf einem hohen editorischen Niveau herausgegeben. Wir wünschen dieser Publikation, dass sie bald in den wissenschaftlichen Umlauf kommt und bei den Lesern viele Anregungen und Inspirationen verursacht.

Klaus Hammer

Schon die Zeitgenossen priesen und schmähten ihn

Fritz J. Raddatz: *Rainer Maria Rilke – Überzähliges Dasein. Eine Biographie*. Zürich, Hamburg: Arche Literatur Verlag 2009. 224 S.

In seinem Essayband „Schreiben heißt, sein Herz waschen“ hatte er beklagt, dass die jüngste deutsche Literatur „völlig wirkungslos“ sei und trotz „mächtiger Schallverstärker“ gegen den „Hall der Alten“ nicht ankomme. Zu diesen „Alten“ rechnet Fritz J. Raddatz, freier Autor, Essayist und Publizist, Herausgeber von Tucholskys Gesammelten Werken, natürlich auch Rainer Maria Rilke, der meistgelesene deutschsprachige Lyriker seines Jahrhunderts, auch wenn diesem in Raddatz' Essayband nicht das Wort erteilt wird. Jetzt holt dieser das quasi nach – mit einer höchst eigenwilligen, aber überaus lesenswerten Rilke-Biographie, der er den Titel „Überzähliges Dasein“ gegeben hat. Der Titel ist der 9. Duineser Elegie Rilkes entnommen, an deren Ende heißt es: „Siehe, ich lebe. Woraus? Weder Kindheit noch Zukunft werden weniger.... Überzähliges Dasein entspringt mir im Herzen.“ 1922, gut vier Jahre vor seinem Tod, bekennt sich der 47jährige Rilke in Lebenszuversicht zur Daseinsfülle einer Wirklichkeit, von der er sich ebenso abgestoßen wie angezogen fühlt. Spätestens seit seinem Paris-Aufenthalt (1902/03 und 1905/06) hatte er in dieser Wirklichkeit seinen eigentlichen Platz erkannt, der es ihm gleichsam vom Schicksal auferlegte, die bedrohliche unmittelbare Existenz Erfahrung dichterisch zu verarbeiten. Seine Aufgabe fand er darin, dass, was hinter dem allgemein Erfahrbaren liegt, aufzudecken. Sie kam der

Einübung in eine völlig neue Sprach- und Lebensweise gleich, der Suche nach einer neuen Wirklichkeit, die mit der Abkehr von überkommenen Sprach- und Denkmustern einherging.

Schon die Zeitgenossen priesen und schmähten diesen Dichter. Verzückter Bewunderung des Dichters und verstiegener Auslegung seiner Gedichte stand eine ebenso rigorose Ablehnung gegenüber. Lange Zeit wurde Rilkes Dichtung als eine Art Religionsersatz rezipiert. In einer Zeit tiefgreifender gesellschaftlicher Krisen und Katastrophen, in einer Zeit, in der die Bindungen, der Glaube, die Mitte im Leben nichts mehr galten, schien sie geeignet, den verlorenen Lebenssinn dichterisch zu erneuern.

Wer war nun, so fragt Raddatz, dieser Rilke, der nicht Rainer hieß und der auch nicht „edlen Geblütes“ war, wie er so gern glauben machen wollte? Gerade Rilkes Selbststilisierung und Lebensweise – seine Verehrung für die Aristokratie, sein Wanderleben von Schloss zu Schloss – haben nicht nur bei Thomas Mann und Gottfried Benn verächtliche Bemerkungen hervorgerufen. Die erste Lebensprägung erfuhr Rilke durch die Beziehung zur Mutter und zur Frau überhaupt, namentlich dann durch Clara Westhoff, die er 1911 heiratete - doch bereits 1902 löste er den gemeinsamen Haushalt dann schon wieder auf. Das Grauen vor der Frömmerei der Mutter hat ihn sein Leben lang verfolgt.

Die andere Prägung, so Raddatz, war Rilkes gesellschaftliche Ortlosigkeit, die auch Ursache seines „Adelsticks“ gewesen sei. Rilkes Briefe haben unterschiedliche Adres-

saten, aber nur einen Empfänger: Rilke. Sie sind ein einziger großer Monolog und der Schreibende scheint wie vor einem Spiegel zu sitzen. Rilke habe sich von Anfang an ein ehernes Gesetz gegeben, dessen Paragraphen verklammerten seine Kunst. Er habe es zu hüten gesucht durch edle Gebärde. Rilke sei Geck, Gaukler und Genie gewesen. Auf eine solche vereinfachte Formel gebracht, wird Raddatz aber dem Phänomen Rilke nicht gerecht. Denn dieser war auch ein zutiefst an der Welt und an sich selbst Leidender, ein in Demut Verharrender – gerade die Demut schenkte ihm Geduld, der er sich anvertraute und Gottes Ankunft – den Tod – erwartete. Eben diese Haltung machten aus einem Selbststilisierer und Narzissten wieder einen Menschen. Rilkes Dichtung beruht zwar auf dem Widerspruch zwischen der Lebensunfähigkeit des Dichters und dessen Anspruch umfassender Lebensdeutung, ist aber zugleich auch Ausdruck harter Zwänge und innerer Nöte, einer bedauernswerten, leidenden Existenz.

Den beiden Rußlandreisen, die der frühe Rilke in Begleitung von Lou Andreas Salomé unternahm, schenkt Raddatz merkwürdigerweise wenig Aufmerksamkeit. Denn das dichterische Ergebnis dieser Reisen bilden doch das „Stundenbuch“ (1905) und die „Geschichten vom lieben Gott“ (1900 bzw. 1904), die beide der Dichter hoch einschätzte: „Es sollte Gewalt von ihnen ausgehen“. Ganz im Gegensatz Raddatz, der dafür als „Rilke-Wunder“ die aus 26 Momentaufnahmen oder Szenen – „vers-infizierte Prosa“ nennt sie Rilke – bestehende Folge „Die Weise von Liebe und Tod des Cornet Christoph Rilke“ (1906) hoch lobt: „hätte Rilke nur diese nicht einmal 20 Seiten geschrieben, er wäre ein Gigant“. Diese unsägliche Verklärung des rauschhaften Heldentodes, die verknüpft ist mit Phantasien vom Weiblichen (die Frau als Mutter, Geliebte, Dirne, gefesselte Dämonin, Gräfin)? Hier schlägt bei Raddatz die Euphorie durch und das wissenschaftliche Urteilsvermögen bleibt auf der Strecke.

Dagegen die Beziehung zu Lou Andreas Salomé – ja, Rilke liebt, zum erstenmal führt ihn eine Frau in eine gänzlich andere Daseinsform. Aber Rilkes Liebesfähigkeit heißt Alleinsein, bald gerät auch Lou in das „Räderwerk dieser Abwehrmaschine“. Und dennoch: Ist das Lou gewidmete „Stundenbuch“ – so hat doch Raddatz selbst geschrieben – nicht „ein Gespinst aus Schrei“? Die Rilke-Engel sind nicht nur „entlassene Boten, rauschende Täuschvögel“, Religion nicht nur „institutionalisiertes Wegsehen“, „Nicht-Tun“, „hohler Prunk einer protzsüchtigen Macht“, sondern hier handelt es sich um einen transzendenten Seinsbereich, den nur der Dichter im Akt dichterischer Hervorbringung anzuvisieren vermag und der von den Figuren des reinen, eben besitzlosen Bezugs, den „Engeln“, bewohnt ist.

Auch damit kann man wieder völlig einverstanden sein: Rilke hat sich einen sehr eigenen Gott geschaffen, er ist eine „Sehnsuchtsmetapher, eine mögliche Ordnung für diese Welt“.

Es gibt bei Rilke immer wieder Ausflüge in die Welt, schreibt Raddatz, doch stets weicht der Dichter vor der „Ruchlosigkeit des Wirklichen“ zurück. Der Künstler ist ein säkularisierter Gott, da er tröstendes Licht in die Welt zu tragen sucht. Die Frau dagegen ist Konkurrent, ist Welt. Das Ende der Liebesbeziehung mit Lou ist der „Zirkelschlag“ dieses Teufelskreises. Eros und Sexualität sind für Kafka unmittelbar direkte Gefährdung und existentielle Not. Und nun in schöner, wenn auch nicht ganz treffender Formulierung: „Rilkes Werk ist wie der Marmor von Adern durchzogen von Metaphern der eigenen Weiblichkeit als Quell des Schöpferischen, von der Sehnsucht nach dem Androgynen... und von der Angst, seine ihm heilige Einsamkeit könnte penetriert werden“.

Worin liegt „das Unverständnis, nein: das Mißkennen dieser so ungeheuer bohrenden, avantgardistischen Prosa“? fragt Raddatz angesichts der „Aufzeichnungen

des Malte Laurids Brigge“ und gibt zur Antwort: „Rilke war ein Surrealist avant la lettre“. In diesem Romanversuch, durch Erschließung der Erinnerungen neue Wege der Gestaltung zu eröffnen, hat Rilke Lektürefrüchte mit Selbsterlebtem, autobiographische Offenbarungen mit Museumseindrücken oder beobachteten Straßenszenen montiert. Seine „literarische Technik des gefrorenen Details“ kann man zurückverfolgen in seine Erlebniswelt, aus der sie sich herausgelöst hat, „wie Eisschollen aus dem Fluss“, zu eigenem Rhythmus. Eindringlich wird vom Verfasser das surrealistische Prinzip Collage im „Malte“ herausgearbeitet. Aber mehr noch: Für das wahrnehmende Ich bedeutet das, dass es die Grenzen seiner Person gegen die eindringende Welt nicht mehr behaupten kann. Der Innensicht folgt so der geschärfte Blick nach außen. Und dieser Blick bleibt eben dort haften, wo Innen- und Außenwelt zusammentreffen: am Gesicht. Das Gesicht spiegelt den Charakter und die Persönlichkeit eines Menschen wider. In der Mimik dringen die Gefühlslagen und inneren Stimmungen sichtbar nach außen. Die beiden Formen der Identitätssicherung – der Schutz des Gesichtes durch die Maske und die Transparenz des Gesichtes als Palimpsest mehrerer Gesichter – korrespondieren eng mit der väterlichen bzw. mütterlichen Linie Maltes, mit dem Braheschen und dem Briggeschen Prinzip.

Da Raddatz die Chronologie des Rilke-Lebens mit bestimmten Themen- (Frühe Erfahrungen, Lou Andreas Salomé, Rilkes Gottesbegriff, Rilke und Rodin, der politische Rilke, die späten Jahre) und Werkkomplexen („Malte Laurids Brigge“, die Duineser Elegien) verbindet, wird nicht so recht deutlich, wie ein nuancenreicher, plastischer, malerisch-intensiver Stil zunehmend die Lyrik Rilkes prägt, die nun weniger Stimmungen und Gefühle, sondern Erfahrungen, Erlebnisse von Daseinsformen und Dingen (Dinggedicht) in Sprache umsetzt. Höhepunkt sind hier die von Raddatz kaum

erwähnten „Neuen Gedichte“ und ihre Ästhetik der wechselseitigen Durchdringung von Außen- und Innenwelt: Alle Dinge der Erscheinungswelt sind gleichermaßen Kundgaben des Lebens, die gering geachteten und unscheinbaren Naturobjekte wie die Zeugnisse hochentwickelter Kultur. Damit wird die Hoffnung verbunden, dass künstlerische Form zugleich Sinnstruktur ist, die dem Leben individuellen Halt und eine gestalthafte Ordnung zu geben vermag. So erscheint Kunst als Rettung und Bewahrung der vergänglichen Welt, als Form des Widerstandes gegen die Zeitlichkeit der Dinge. Das Bewahren durch Verwandlung in die antiken Elegienvers auf, der Inhalt aber ist das Antiiyll: die Verzweiflung am Menschen und seiner Situation in der Welt, an seinem Ungenügen, seiner Gebrochenheit. Form- und ideengeschichtlich gleich wichtig ist die Herausbildung einer neuen Mythologie des „Engels“, der Liebenden, der jungen Toten. Solchermaßen ganz und gar „neue Mythologie“ – in geklärter strenger Form – ist das letzte, umfassend durchkonzipierte dichterische Werk Rilkes in deutscher Sprache, „Die Sonette an Orpheus“, die dem Dichter selbst als „Kehrseite“ der Elegien erschienen. Mythologie wird hier nun als Projektionsfläche für das lyrische Subjekt benutzt, das die Bezüge zur äußeren Ding-Welt weitgehend abgestreift hat und nur noch aus seinem „Weltinnenraum“ heraus spricht.

War Rilke der leidenschaftlichen Liebesbeziehung mit Baladine Klossowska, die er Merline nannte, nicht gewachsen und hatte er sich ihr bald zu entziehen gesucht, so fand er in den letzten Monaten seines Lebens in der 24jährigen Russin Marina Zwetajewa die große geistige Liebe: „sie ist perfekt, weil ein Seelen-Schemen, ein Lasso im Nirgendwo, hochfliegend ohne Fang, Beute nur einer Idee“, schreibt Raddatz. Rilke hat die im Pariser Exil lebende Dichterin nie gesehen,

aber auch sie fabulierte sich in „eine Irrealität der wahren Liebe hinein, die durch die Verschmelzung der Seelen, nicht der Körper entsteht“. Wenige Tage vor seinem Tod entstanden die letzten Verse: „Komm du, du letzter, den ich anerkenne, / heillosen Schmerz im leiblichen Geweb“. Dieser Augenblick ist die Stunde der Wahrheit. Alle Rücksichten auf Irdisches sind von dem abgefallen, der nun ganz auf sich selbst zurückgeworfen ist. Es war der Glaube Rilkes, dass das Gedicht als Kunst Ding Anteil an der Ewigkeit habe. Sein

Bewusstsein wollte die reine Erfahrung der leidvollen Gegenwart.

Die Rilke-Biographie von Fritz J. Raddatz ersetzt zwar nicht bisherige Biographien, wirft aber neue, ungewohnte Blicke auf Leben und Dichtung Rilkes und macht so richtig Lust, die originellen Urteile und Erkenntnisse des Biographen am Dichtertext selbst zu bedenken, zu verwerfen oder weiterzuführen.

Wolfgang Schlott „Suche nach den eigenen Wurzeln“

Aleksandar Hemon. Lazarus. Roman. Aus dem Amerikanischen von Rudolf Hermstein. Mit Fotografien von Velibor Božović. München (Knaus Verlag) 2009, 351 S.

Unter der wachsenden Menge von Erzählwerken, die transkulturelle Lebenswelten und deren Erscheinungsformen in vielschichtigen narrativen Strukturen darzulegen versuchen, erweist sich Aleksandar Hemons Suche nach den Wurzeln von rassistischer Gewalt als ungewöhnlich. Ein Ich-Erzähler, der sich kopfüber in den Dunst einer rätselhaften Geschichte um die Ermordung des jungen, aus Kischinjow (der heutigen Hauptstadt der Moldauischen Republik, Chisinau) stammenden Einwanderers Lazarus stürzt, ein bosnisch-amerikanischer Schriftsteller namens Vladimir Brik, der dank eines großzügigen Stipendiums eine umfangreiche Erforschung der Ursachen der am 2. März 1908 in Chicago stattgefundenen Mordtat einleitet, ein aus Sarajevo stammender Fotograf Rora, der den befreundeten

Schriftsteller unbedingt auf dessen Reise nach Ostmitteleuropa begleiten will, um die Hintergründe der Auswanderung des Juden Lazarus in die USA zu ergründen. Reicht eine solche Ausgangssituation für einen spannenden Roman? Im Prinzip ja, vorausgesetzt, der Kulturen und Kontinente überfliegende *Plot* wird so vorgetragen, dass der Ich-Erzähler in entscheidenden Momenten seine Wahrnehmungen unterbricht, indem er in die Lebenswelt seines Protagonisten schlüpft, um seinem Leser zu signalisieren, dass die synchrone Erfassung der Ereignisse in den Märztagen und der knapp hundert Jahre später erfolgenden Bewertung auch eine Art von religiöser Erweckung des Opfers Lazarus bedeutet. Die Passage aus Johannes 11, 43/44: „Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus, komme heraus! Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen und sein Angesicht verhüllt mit dem Schweiß Tuch. Jesus spricht zu ihnen: Löset ihn auf und lasset ihn gehen!“ dient

somit als Wiederauferstehungs-Metapher und als narratives Verfahren. In dem einen Fall bedient sich der Erzähler der biblischen Figur, um Lazarus Averbuch als historische Gestalt stets in seine erzählerische Wahrnehmung einzubeziehen. Damit gelingt es ihm, zu seiner Romanfigur ein intimes und engagiertes Verhältnis aufzubauen. Was seine Erzählweise betrifft, so hält Brik in entscheidenden Phasen der Erinnerung an seine Figur inne, um sich in dessen Gedankenstrom zu versetzen. Die zahlreichen Schwarz-Weiß-Fotos von Velibor Božović, einem in Sarajevo geborenen und bis Mitte der 90er Jahr dort wohnenden Landsmann des Autors, leisten dabei eine bewusste und unbewusste Hilfestellung. Die historischen Aufnahmen des ermordeten Lazarus wie auch die vom Fotografen stammenden Bilder erfüllen am Anfang der jeweiligen Erzählsequenzen die Funktion von *eye-catchern*. Einerseits bilden sie visuelle Rekonstruktionen des mysteriösen Mordfalls auf der Grundlage von Pressefotos aus den Märztagen 1908, andererseits schaffen sie aufgrund der überdimensionierten schwarzen Bilderrahmen eine Distanz zwischen Text und Fotografie. Auf der dem Leser nicht bewussten Textebene entsteht jedoch im Leseakt aufgrund des ständigen Bild-Text-Vergleichs am Eingang der Erzählpassage auch eine gefühlsgesteuerte, vom Erzähler gewollte Annäherung an die Handlungen der Protagonisten. Dazu zählen nicht nur Lazarus, sondern auch Olga, die Schwester des Ermordeten, die sich mit leidenschaftlichen Appellen und effektgeladenen Auftritten gegen die Unterstellungen der verlogenen Polizeibehörde und der Chicagoer Presse wendet, ihr Bruder sei ein Anarchist gewesen, der den Polizeichef von Chicago George Shippy ermorden wollte. Ihren Aussagen schenkt der Erzähler Gehör, indem er ihre heftigen Auseinandersetzungen mit Polizeibeamten und Pressevertretern in dialogische Rede einbettet. Parallel dazu zitiert er Textpassagen aus der örtlichen Presse, die sich in polemischen Äußerungen

über Anarchisten und deren mörderische Taten ergeht. Ein weiterer, entscheidender Protagonist ist der langjährige Freund und bosniakische Landsmann Rora, in dem der Leser – auch nach der Lektüre von Interviews mit Aleksandar Hemon – zu Recht den Fotografen Božović vermutet. Den Erzähler und Rora verbinden sprachliche und kulturelle Erfahrungen mit ihrer gemeinsamen Heimatstadt Sarajevo. Sie erweisen sich augenscheinlich stärker als die eheliche Bande, die Brik mit seiner amerikanischen Ehefrau Mary, einer Ärztin, eingegangen ist. Obwohl sie während der Reise nach Czernowitz, Chisinau und Sarajevo immer wieder im Erinnerungsstrom des Erzählers auftaucht, zeichnet sich dabei das kulturelle Gefälle zwischen amerikanischer und bosnischer Sozialisation ab. Beide trennen – trotz gegenseitiger erotischer Anziehung – Welten voneinander. Die Männerfreundschaft zwischen Brik und Rora hingegen vertieft sich während der Reise durch die Ukraine, Moldawien und Bosnien-Herzegovina – bis zum tragischen Tod von Rora in Sarajevo.

Worin besteht der über die literarische Fiktion hinausreichende Erkenntniswert des Romans? Der Leser wird auf mehreren Erzählebenen in die Hintergründe der Entstehung von Pogromen im zaristischen Russland eingeweiht. Er erfährt auf diese Weise die Gründe für die Emigration von vielen jüdischen Bewohnern der westlichen Provinzen in die USA, und er wird Zeuge des rassistischen Hasses vieler nationalistisch gesinnter Amerikaner nicht nur auf Neger, sondern auch auf „anarchistisch“ eingestellte Juden. Die Reise der beiden aus Bosnien stammenden Protagonisten erweist sich somit nicht nur als „Suche nach den eigenen Wurzeln“, wie der Klappentext des eindrucksvoll gestalteten Buches verkündet, sondern als polemischer Beitrag zum fortwährenden Diskurs über die sich verschmelzenden Kulturen in tief zerrissenen multikulturellen Gesellschaften.

Klaus Hammer

Die Selbstinszenierung eines Dichters

Thomas Karlauf: *Stefan George. Die Entdeckung des Charisma. Biographie*. München, Pantheon Verlag 2008. 816 S.

Stefan George stellte ab 1927 die Gesamtausgabe seiner Werke in einer auch typografisch-buchtechnisch „endgültigen Fassung“ in eine nicht gerade lyrikempfindliche Zeit hinein – ein seinem selbstherrlichen Wesen gemäßer Akt bewusster Provokation. Sein Werk sollte beweisen, dass es daneben und danach keine Lyrik mehr geben kann. Schon früh hatte das Denken in Zyklen den Willen Georges zum Gesamtwerk, zum Werk als gegliedertem Ganzen, erkennen lassen. Jetzt aber war er schon als Lyriker so gut wie verstummt. Doch seine Wirkung – auch durch den auf Gedeih und Verderb auf ihn eingeschworenen George-Kreis – war noch nicht geschwunden. Nachdem seine damals wichtigsten Bindungen mit Friedrich Gundolf und Max Kommerell zerbrochen waren, zog sich George in sein schweizerisches Refugium in der Nähe von Locarno zurück. Auf das Drängen der Nationalsozialisten, sich zu ihrer Sache zu bekennen, reagierte George mit konsequentem Schweigen. Die Ideen Georges waren auch viel zu elitär, um mit den Zielen der NS-Gewaltspolitik in Einklang gebracht zu werden.

Kein Universitäts-Germanist, sondern ein freier Autor hat jetzt eine Biographie über Stefan George und seinen „Kreis“ geschrieben, die sich sofort als Standardwerk ausweist. Sie folgt wissenschaftlichen Prinzipien, hat gründlich die George-Forschung ausgewertet und ist doch zugleich eine auf-

regende Lektüre. Ein „Lehrstück über den folgenschweren Irrweg der literarischen Intelligenz in Deutschland“, so hat ein Kritiker, Friedmar Apel, diese Biographie treffend bezeichnet. Thomas Karlauf, der zehn Jahre für die George-Zeitschrift „Castrum Peregrini“ in Amsterdam, dann als Lektor bei Siedler und Rowohlt gearbeitet hat, untersucht Leben und Werk, die Gefolgschaft des „Meisters“ und die Zeitumstände, die sie hervorbrachten, in einer wohlthuenden historischen Distanz, souverän, objektiv, genau, fast emotionslos – jede Spur einer George Begeisterung fehlt –, so dass der Leser hier ein Material vorgelegt bekommt, das zu überzeugen weiß und dennoch Spielraum für eigene Überlegungen – auch gegenteilige Auffassungen – lässt.

Die Biographie Georges, die Karlauf in die Abschnitte „Der Aufstieg 1868-1898“, „Die Sendung 1899-1914“ und „Der Rückzug 1918-1933“ unterteilt, macht deutlich: Bei George – wie übrigens auch bei Rilke – ist die Lyrik das Resultat einer außerordentlichen Willensleistung. Dieser Wille, die „Tat“ zielt auf das Gedicht als vollkommenes Kunstgebilde, war aber nur durchsetzbar, wenn die gesamte private Existenz rücksichtslos in den Vollzug dieses Willens gestellt wurde. Die private Existenz geht restlos in eine rein dichterische Seinsweise von höchster, fast außermenschlicher Intensität auf. Die Gründung der „Blätter für die Kunst“ im Jahre 1892, gemeinsam mit dem ergebenden Jugendfreund Carl August Klein, die Bindung ehrgeiziger junger Lyriker an dieses Organ, der bewusst ins unauffällige Private

zurückstilisierte Vertrieb des Blattes, der gerade dadurch von eminenter öffentlicher Wirkung war, die allmähliche Verfestigung der freien Mitarbeiterschaft in einen auf die Zentralgestalt George eingeschworenen „Kreis“, der sich in jedem Lebensabschnitt Georges wieder aus anderen Personen zusammensetzt, die Institutionalisierung der Freundschaften in einen „Bund“ von Gleichgesinnten – all das spricht für Georges strategische, (selbst)inszenatorische Begabung. Es war Karl Wolfskehl, die überragende Persönlichkeit unter den Freunden der frühen Jahre, der das Bild des Dichters um das des Priesters – „Priester vom Geiste“ – erweiterte, der George zu einem Wesen ohne Biographie, zum Schöpfer seiner selbst, zur Kunstfigur erklärte. So nahm jene „Theologisierung der Dichtung“ ihren Anfang, die dann 1904 in der „Apotheosis Maximini“ gipfelte. Wolfskehl ernannte George sogar zum „Führer des Neuen Menschen“. Weit über die wilhelminische Zeit hinaus, bis in die 20er und 30er Jahre hinein, obwohl er als Lyriker schon so gut wie verstummt war, reichte Georges Wirkung, nun direkt ins Politische zielend. Dass sein „diffuser Wille zur Tat“ der nachfolgenden Hitler-Begeisterung den Weg geebnet hat, ist die eine Seite. Andererseits kann das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944, durch Georges späten Lieblingsjünger Claus Schenk Graf von Stauffenberg verübt, als der Kulminationspunkt der Wirkung dieses großen Einzelnen bezeichnet werden.

Der junge George versagte sich den Einstieg in die Literatur im gesicherten Bezirk von Angebot und Nachfrage. Er zielte von Anfang an auf ästhetische Innovation. Nur durch den Willen, dem die Bewunderer Georges eine geradezu heilsgeschichtliche Dimension zusprachen, konnte dieses „Wunder“ vollbracht werden. Denn Georges früheste lyrische Versuche sind trocken, spröde, unbeholfen und verraten eine fast erschreckende Fremdheit der Sprache gegenüber. Von Begabung, wie sie gleichzeitig der junge Hofmannsthal besaß, konnte

da nicht die Rede sein. Die Angst vor allem Geschlechtlichen in Verbindung mit destruktiven Gewalt- und Todesphantasien, so stellt Karlauf fest, ist das Motiv der Jugendgedichte zwischen 1886 und 1889.

Am reinsten hat dann der frühe George sein Kunstideal im Zyklus „Algabal“ (1892) verwirklicht, in dem die Gestalt des dekadenten römischen Kaisers Heliogabal gleichzeitig einem Schönheits- und Toteskult huldigt. Nicht liebliche Natur erzeugt hier Schönheit, sondern die leblosen, vom Künstler arrangierten Gegenstände, in denen alles Natürliche erstorben ist. Dieser artifizielle Bereich, von Algabal selbst erschaffen, wird nun als „heiligtum“ verehrt, abgeschildert gegen das äußere Leben. Krönung und Ziel dieser Kunst ist die Erzeugung der „schwarzen blume“. In dieser Welt gelten ethische Werte nichts, der Isolation der Kunst, dem Kult der Schönheit und des Todes wird das Wort gesprochen. Diese Kunstreligion lässt sich mit dem „L'art pour l'art“-Prinzip der französischen Symbolisten vergleichen. George übernimmt von ihnen die konsequente Verwirklichung eines Synästhetismus: Das Dichtwerk zeigt Entsprechungen innerhalb der verschiedenen Bereiche der Sinnenwelt und verknüpft verschiedenartige Empfindungen. Dadurch unterscheidet sich George deutlich von der um Eindeutigkeit des Sinns bemühten traditionellen Lyrik und nähert sich der für die moderne Lyrik typischen Chiffrensprache.

Man mag bedauern, dass Karlauf die Texte Georges nur als biographische Belege nimmt und sie nicht einer ausführlicheren Interpretation unterzieht, aber das ist im Sinne einer straff organisierten Biographie nur konsequent. Der Biograph Karlauf will sich als Chronist und nicht als Exeget literarischer Texte verstanden wissen.

Am George-Kreis hatte der Soziologe und Volkswirtschaftler Max Weber sein Modell der „charismatischen Herrschaft“ entwickelt, und nach den Kriterien dieser Definition beschäftigt sich Karlauf intensiv mit

der Entstehung, dem wechselnden Verlauf und den Krisensituationen dieses Männerbundes. Bei diesem - nach Weber - charismatischen Herrschaftsverband hatte der Biograph die Innen- und Außensicht gleichermaßen zu berücksichtigen, den historischen Abstand zu wahren und dennoch etwas von der damaligen Faszination, das „Wechselspiel von Verführung und Gewalt“ – so Karlauf -, begreifbar zu machen. Dass dann die unheilvolle Kreuzung von Charisma und Bürokratie, wie sie das NS-Regime verkörperte, in eine Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes führte, kann man dem Sektengründer George und seiner Sekte nicht anlasten. Es bleibt ihm die Ehre, dass Claus von Stauffenberg seiner Entschlossenheit zur Tat Ausdruck verlieh und gegen dieses Regime zu einem Zeitpunkt aufgestanden ist, als die meisten schon resigniert hatten. Wenn man Karlauf etwas vorhalten will, dann die undifferenzierte Art und Weise, wie diese Männerfreundschaften mal als „Verherrlichung der Knabenliebe“, mal als homosexuell bzw. homoerotisch oder homophil bezeichnet werden. Das mag zwar nicht von primärer Bedeutung sein, aber wenn sich der Verfasser nun schon einmal darauf eingelassen hat, muss er es auch wissenschaftlich exakt vorführen. Auch wenn er angesichts des vorletzten Gedichtbuches „Der Stern des Bundes“ (1914), der der Gemeinschaft ihre Verfassung gab, Georges Dichtung als „ungeheuerlichen Versuch“ bezeichnet, „die Päderastie mit pädagogischem Eifer zur höchsten geistigen Daseinsform“ zu erklären, bedarf das doch einer notwendigen Differenzierung.

Als der Gymnasiast Maximilian Kronberger, den George zwei Jahre zuvor kennen gelernt hatte, 1904, einen Tag nach seinem 16. Geburtstag, starb, war der „Meister“ dem völligen Zusammenbruch nahe. In einem Gedenkbuch „Maximin“ bezeichnete er den Toten als „darsteller einer allmächtigen Jugend wie wir sie erträumt hatten“, als „einer der von den einfachen geschneitten ergriffen wurde und uns die Dinge zeigte wie die

augen der götter sie sehen“. Das „Sonnenkind“ wurde ihm zu Maximin, er erhob es zum Gott, im Sinne eines kosmischen Mystizismus, und vergöttlichte sich gleichzeitig selbst. In der Kritik an seiner Zeit hatte er seine letzte Hoffnung auf den Jüngling und die Jugend gerichtet, von der alles Heil kommen sollte. In „Der Stern des Bundes“ – der Titel meint wohl den verstorbenen Maximin -, steht der Schlüsselsatz: „ich bin ein end und ein beginn“. Das Maximin-Erlebnis wurde für George Ausdruck der Entzweiung mit der eigenen Zeit. Mit der Verkündigung des Maximin-Mythos, so hatte der französische George-Forscher Claude David geschrieben, sei George der „Prophet eines Glaubens“ geworden, ein Kündler der Wahrheit, der die Grenzen der Dichtung überschreite.

Das Neue bei George, schon im „Siebenten Ring“ (1907), war das schroffe, urteilende und richtende Wort über die eigene Zeit, waren die Zeitgedichte gewesen, die einen neuen lyrischen Stil Georges einleiteten. Sie behandeln das Thema vom Bruch der Kunst mit der Gesellschaft. Aus jeder zeitgebundenen Kunst wollte George zurück zu einer ewigen, großen, zeitlosen Kunst führen. Selbst die Zeitgedichte, die sich der näheren Gegenwart zuwandten, wurden zu Denkmälern alter und nun verlorener Größe. Ein neuartiger Typus, der zugleich Preis- und Schmähdichtung sein kann, bildete sich aus. Wie könnte die Entzweiung des Dichters mit der Gesellschaft überwunden werden? Anstelle des Liedes benutzte George die Gebärde und die Formel, das Spruchgedicht. Die ganze künstliche Distanzierung der Gedichte aus „Der Teppich des Lebens“ (1900) und das richterliche Pathos der Zeitgedichte wurden aufgegeben.

In „Der Stern des Bundes“ wurde nun die Magie des um George gescharten Bundes verschlüsselt entwickelt (George hat es selbst ein „Geheimbuch“ genannt). Die Gedichte sind Sprüche, die Lehre vom neuen Bund der Erwählten soll zugleich fasslich und dennoch verschlüsselt dargeboten werden.

Das erste Buch spricht von der Sendung des Dichters George, wie sie sich ihm im Zeichen Maximins darstellt. Die bildhafte Gebärde ist zu Formeln verkürzt, für die es so gut wie keine Auflösung gibt. Was sollte der Bund der Menschheit bringen? Fülle, Hingabe, Genuss, Sehen. George erteilte der modernen Zivilisations- und Massengesellschaft eine vernichtende Absage. Von dem Fluch des zornigen Himmels sind nur diejenigen ausgenommen,

Nur sie die nach dem heiligen bezirk
Geflüchtet sind...und im tempel

Die opfer tun...und die den weg noch
suchend

Brünstig die arme in den abend strecken.

Die beiden anderen Bücher handeln von der Erziehung und vom Leben im Bund sowie vom Gesetz des Bundes. Einzelne Sprüche sind dem Meister in den Mund gelegt, andere einzelnen Jüngern, und wieder andere stellen eine Wechselrede zwischen Jünger und Meister dar.

Das, was George als Wirkung seiner Dichtung erhoffte, nämlich die geistige Wiedergeburt des Menschen aus dem Geist seiner Dichtung, wurde immer wieder durch den Umschlag ins Prophetisch-Symbolische, aus dem Maximin-Mythos zu erklären, ästhetisch gebrochen. Immer ging es George um Verwandlung des Erlebens im Medium der Kunst, um indirekten Ausdruck durch spezifisch künstlerische Mittel, durch Symbolik. Er trennte Wirklichkeit und Kunst streng voneinander und wollte die Wirklichkeit nur im Durchgang durch einen Prozess künstlerischer Verwandlung in der Dichtung gelten lassen. Die virtuose formale Durchgestaltung ist nach wie vor zu bewundern, aber der Aufbruch der Georgeschen „Wirklichkeit“ ist heute kaum noch nachvollziehbar. Die Loslösung vom George-Kreis, das Verblässen des Lichtes, das Zerbröckeln der menschlichen Bindungen, der Zustand der Entfremdung hatte schon zu Lebzeiten Georges seine Schüler ereilt. Es waren Dichter, für die die Zeit einen Augenblick lang

stillstand, die an einer höheren Wirklichkeit teilnahmen, die ihnen die Ewigkeit schien, die aber nicht einmal ein Menschenleben dauerte.

Im letzten Gedichtband „Das neue Reich“ (1928) zeigen Gefolgschaftsdenken und Prophetentum, in welch gefährliche Nähe zum Faschismus George sich begeben hatte. Er selbst warnte jedoch vor dem Geist des Nationalsozialismus und lehnte ein Angebot ab, Präsident der Deutschen Akademie für Dichtung zu werden. 1933 verließ er mit seinem ältesten jüdischen Freund, Karl Wolfskehl, spontan und provokativ, von Ekel erfüllt, das „neue“ Deutschland. Seine selbstgewählte Flucht in die Schweiz war in der Tat eine politische Protesterklärung. Denn George hat unverrückbar daran geglaubt, dass der Geist, genauer der Geist der Literatur, nie ein Fürsprecher der Gewalt sein kann, dass, anders gesagt, die Gewalt immer auf Eliminierung des Geistes zielen muss. Karlaufs Fazit: „Am Ende des Wegs stand ein Täter, der damit rechnen musste, dass seine Tat nur noch symbolischen Charakter haben würde“.

Bei George hat die „hohe“ Lyrik als Dokument einer erschütternden Lebenserfahrung jenen gesteigerten menschlichen Rang zurück gewonnen, den sie schon verloren zu haben schien. Es handelt sich deshalb auch in der George-Rezeption vornehmlich um Dichter, die vom dichterischen Wort ausgehen, von der formalen Strenge und sprachlichen Zucht seiner Gedichte. Zwar wird man der euphorischen Formulierung Gottfried Benns von George als dem „großartigsten Durchkreuzungs- und Ausstrahlungsphänomen, das die deutsche Geistesgeschichte je gesehen hat“, kaum noch zustimmen können, aber es bleibt dennoch die weit gestreute Wirkung eines solchen Dichters wie George erstaunlich, der sich vom literarischen Leben seiner Zeit zwar so fern hielt und dennoch in den literarischen Strömungen seines Jahrhunderts ein so umfassendes Echo auslöste.

Es ist die Faszination durch das gestaltete Wort, die uns heute immer noch bei George ergreift, und weniger die Faszination durch die Haltung, die hinter diesem Wort steht. Das Charisma Georges ist längst verblasst, es uns aber als ein mahnendes

Lehrbeispiel der deutschen Geistes- und Literaturgeschichte zwischen Kaiserreich und Hitler-Diktatur eindringlich vorgeführt und in seinen Konsequenzen erläutert zu haben, ist die große Leistung dieser respektvoll schreibenden Biographie.

Anna Warakomska

O adaptacjach scenicznych *Procesu* Franza Kafki w Polsce

Eliza Szymańska: *Adaptacje sceniczne Procesu Franza Kafki w Polsce*. Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, Wrocław 2008, s. 347

Efektom wnikliwej pracy badawczej Elizy Szymańskiej jest książka zatytułowana *Adaptacje sceniczne Procesu 'Franza Kafki w Polsce'*. Pozycja ta zasługuje, w moim odczuciu, na zainteresowanie czytelnika z kilku względów, przede wszystkim z uwagi na rzadki wśród polskich studiów nad literaturą niemiecką sposób interdyscyplinarnego podejścia do tematu. Wprawdzie autorka zajmuje się w swoim szkicu głównie słowem pisany (najlepiej znaną powieścią Kafki oraz jej dramaturgicznymi interpretacjami), ale kwestia, którą sobie stawia jako cel dyskursu, niejako wymusza sięgnięcie do innych dziedzin sztuki i skłania do poszukiwań pozaliterackich czy nawet pozaartystycznych.

Do omówienia podstawowych założeń wywodu oraz sposobu ich realizacji powrócę za chwilę. Teraz warto wskazać na pozostałe walory książki młodej gdańskiej germanistki. Za takie uważam niezwykle erudycję autorki, która ma wielorakie przełożenie na efekt końcowy pracy: mam tu na myśli w

głównej mierze gruntownie przygotowaną podbudowę teoretyczną całej eksploracji, a także obszerny rys tła socjologicznego, a w niektórych przypadkach również historycznego badanych zagadnień. Dzięki wymienionym atrybutom pracę Elizy Szymańskiej uznać można zarówno za starannie przeprowadzony wywód naukowy, jak i niezwykle cenną pracę popularyzatorską. Oczywiście podobne połączenie przymiotów samo w sobie wydaje się wartością

Innym pozytywnym wyróżnikiem *Adaptacji scenicznych 'Procesu' Franza Kafki w Polsce* jest, wedle mojej oceny, klarowna narracja (tu na uwagę zasługuje przepiękna polszczyzna autorki), jasno wyartykułowane cele badawcze i ich rzetelna realizacja. Całość podzielona została na sześć rozdziałów/punktów oraz liczne podpunkty. W pierwszym – stanowiącym krótki wstęp – zwięźle zaprezentowano założenia oraz metodę badań. Dowiadujemy się tu między innymi, że podstawową inspiracją do podjęcia zakreślonego w tytule tematu stanowiła konstatacja Jana Kłossowicza, że większość adaptacji scenicznych Kafkowskiej prozy to raczej „tradycyjne” spektakle, w których wymowa tekstu znaczyła więcej niż inscenizacja. Właś-

nie owa „wymowa tekstu” staje się w projekcie Szymańskiej podstawową przestrzenią poszukiwań w odniesieniu do najważniejszych adaptacji *Procesu* wystawianych w polskich teatrach. Natomiast sformułowanym *expressis verbis* celem analizy jest, jak czytamy we wstępie: „prześledzenie pracy wybranych polskich adaptatorów nad tekstem powieści praskiego pisarza i umieszczenie owych adaptacji w kontekście ogólnej recepcji twórczości Kafki w naszym kraju” (s. 11). Wynika stąd jasno, że intencji autorki nie wyczerpują tytułowe sceniczne adaptacje Kafkowskiej prozy. Poszerza ona znacznie pole badawcze, ujmując w planie analizy także recepcję twórczości Kafki nad Wisłą. Plan ten, dodajmy, Szymańska wypełnia kompetentnie. Ale na tym nie koniec; mówiąc powyżej o wartości popularyzatorskiej pracy autorki miałam na myśli również przekonujące zaprezentowanie postaci prozaika. Z prezentacją taką mamy do czynienia przede wszystkim w rozdziałach drugim: *Kafka a teatr* oraz trzecim: *Stosunek Kafki do teatru żydowskiego*.

W obydwu tych rozdziałach podjęto wysiłek zobrazowania przede wszystkim dramaturgicznych zainteresowań Kafki. W pierwszym – jego dramatopisarskich inklinacji udokumentowanych wyimkami z *Dzienników* i *Listów* oraz wypowiedziami przyjaciół, znajomych (wśród nich: Gertrude Urzidil, Tille Rösler, Friedricha Tiebergera, Gustava Janoucha, Anny Pouzarovej i naturalnie Maxa Broda), a także próbkami dramatycznych bądź quasi-dramatycznych tekstów pisarza. Autorka sięga po niedokończony *Strażnika grobowca*, jak i fragmenty sceniczne zawarte w *Dziennikach*. Natomiast w drugim z wymienionych rozdziałów zajmująco ilustruje fascynację Kafki teatrem w ogóle, a w szczególności teatrem żydowskim. Ten arcyciekawy rys artystyczny zawiera wiele wątków pobudzających do dalszych badań, m.in. koncepcję teatru wyrażoną przez prozaika w dyskusji z Gustavem Janouchem na temat *Falszerzy* Broda: „Aktor musi być teatralny. Jego uczucia i wypowiedzi po-

winny być silniejsze niż u widza, gdyż tylko w ten sposób możliwe jest dotarcie do jego wewnętrznego świata. Jeżeli teatr ma mieć wpływ na życie, uczucia i zdarzenia w nim pokazywane, muszą być one intensywniejsze niż te, które znamy z życia codziennego” (s. 23). Co ważne, autorka podczas badania materiału empirycznego umiejętnie posiłkuje się bogatą literaturą przedmiotu, ale nie cofa się także przed stawianiem własnych tez oraz formułowaniem wniosków. Koncentrując się egzemplarycznie na porównaniu formy jednego z fragmentów scenicznych z *Dzienników* z wstępem Kafkowskiego opowiadania, stwierdza na przykład: „W przytoczonym fragmencie wskazówki reżyserskie zajmują jedną trzecią tekstu. Natomiast w opowiadaniu opisy te całkowicie zanikają i Kleipe zostaje przedstawiony tylko poprzez pojedynczy gest. Na przykładzie dwóch wersji tego samego tekstu widzimy zatem, że Kafka pozostawia wiele swobody czytelnikowi prozy, aby mógł on sam wyobrazić sobie wygląd protagonisty, (sic!) czy też jego otoczenie. Za to reżyser teatralny musi kierować się dokładnymi wskazówkami autora, w dużym stopniu rezygnując z własnych wizji i wyobrażeń” (s. 28). Za inną egzemplifikację powyższej konkluzji może posłużyć fragment pracy, w którym autorka przytacza wyniki analiz innych badaczy, np. Evelyn Thorton Beck, opublikowane w książce *Kafka and the Yiddish Theater* (s. 58 i n.). Szymańska odnosi się w tym przypadku m.in. do zdefiniowanego przez Beck wpływu teatru żydowskiego na twórczość Kafki, wyliczając najważniejsze elementy formalne potwierdzające zauważone zmiany stylistyczne. Rezultatów tych badań nie przyjmuje jednak bezrefleksyjnie, a przynajmniej stara się ukazać je w syntetycznym przekroju i podsumować. Czytamy: „Wpływ na widoczną w *Wyroku* zmianę stylu pisarskiego miały nie tylko przeżycia osobiste, jak sugeruje większość badaczy twórczości Kafki. Bardzo ważnym bodźcem było spotkanie z teatrem żydowskim. Ślady tego spotkania odnaleźć można w większości

utworów z późniejszego okresu twórczości Kafki” (s. 59). Taka metoda analizy, zwłaszcza formułowanie częściowych wniosków, wskazuje jednoznacznie na fakt, że Szymańskiej zależy na przejrzystości wyводу i ów cel autorka z pewnością osiąga.

Poza podkreślonymi atutami pracy na uwagę w części ekspozycyjno-teoretycznej zasługuje jednak nie tylko skrupulatna analiza dramaturgicznych fascynacji pisarza. Nie mniej istotny wydaje się, jak już wspomniałam, rys, nazwijmy go – obyczajowy, a więc szereg zagadnień dotyczących Kafki jako człowieka, jego stosunku do ojca czy znajomych, także opisy Pragi jako miejsca zderzenia wielu kultur. Autorka podejmuje ten temat również w kolejnych rozdziałach: w czwartym, usiłując równocześnie odpowiedzieć na pytanie, dlaczego *Proces* stał się najczęściej wystawianym utworem praskiego pisarza oraz pośrednio w piątym przy omawianiu kolejnych inscenizacji.

W rozdziale czwartym dotyczącym głównie interpretacji najlepiej znanej powieści Kafki zainteresowanie wzbudza omówienie najważniejszych tendencji egzegetycznych twórczości pisarza. Miały one, jak słusznie zauważa Szymańska, duży wpływ na teatralnych adaptatorów prozy Kafki zarówno w Polsce jak i w Europie (por. s. 69 i n.). Ale przywołanie owych tendencji wykładni (przyznamy: religijno-alegorycznej czy teologicznej, biograficznej, psychoanalitycznej, egzystencjalnej, literacko-socjologicznej czy w końcu marksistowskiej) poszerza znacznie horyzont badawczy całej analizy, niewątpliwie ją wzbogacając. Autorka koncentruje się na trzech tendencjach interpretacyjnych: próbie odczytania Kafki jako proroka zapowiadającego nadejście totalitaryzmu, jako przedstawiciela filozofii egzystencjalnej oraz krytyka porządku społecznego, ponieważ analizowane przez nią dalej adaptacje wpisują się właśnie w wymienione nurty (zob. s. 71). Nadto rozdział czwarty zawiera także cenne refleksje dotyczące ogólnych problemów związanych z wystawianiem prozy na

deskach teatru – tu autorka jeszcze raz wykazuje ogromną erudycję, sięgając po przykłady dramatyzacji znanej literatury światowej (por. s. 89 i n.) – oraz istotne uwagi o „sceniczności” *Procesu* Kafki.

Również w ostatnim przypadku Szymańska posiłkuje się analizami innych badaczy i dla przejrzystości stara się je usystematyzować. Brak tu miejsca na skrupulatne odniesienie się do tej nader ważkiej i ciekawej problematyki. Posłużmy się zatem tylko enumeracją zagadnień. Autorka omawia kolejno następujące kwestie:

1. pozbawienie bohaterów Kafki czasu przeszłego i przyszłego,
2. zewnętrzna, dwustronna (perspektywa: narrator/postać) konkretyzacja stylu Kafki z wprowadzeniem w akcję,
3. paraboliczna konstrukcja powieści,
4. mimika i gestykulacja,
5. brak suwerenności i głębi psychologicznej kafkowskich postaci,
6. dyskomfortowa „odległość” opisywanych przez Kafkę przedmiotów i sytuacji,
7. wybitnie epicki język prozaika,
8. absolutny uniwersalizm tematyki parabol,
9. wieloznaczność przedstawionych obrazów.

Jak łatwo się domyślić, własności wymienione na wstępie przemawiają za adaptacją prozy Kafki do potrzeb przedstawień scenicznych, natomiast pozostałe jawią się w tej materii raczej jako kontrproduktywne. Autorka tak też je prezentuje, stawiając na końcu tego przeglądu następujące pytanie: „Co więc sprawia, że właśnie powieść *Proces* jest najczęściej wystawianym na scenie utworem Kafki, że właśnie po ten utwór najczęściej i najchętniej sięgają reżyserzy teatralni w Europie i w Polsce? Czyżby była to owa teatralna rytmika zdarzeń, czy też problematyka, która zdaje się tylko pozornie umieszczać *Proces* w pobliżu dramatyczności, jak chce tego Martin Walser?” (s. 99). W dalszej części podrozdziału 4.2.2 dotyczącego problemu scenicznego *Procesu* Szymańska wykazuje,

że jest inaczej. Stoi bowiem na stanowisku, że cechami predestynującymi powieść Kafki do przełożenia na scenę są takie cechy jak: implicytna obecność w tekście obserwatora/widza, zachowanie wymogu jedności miejsca i czasu, centralna rola gestu i mimiki oraz zachowanie porządku przestrzennego, metaforyka teatralna, precyzja w szczegółowym opisie zdarzeń czy postaci, wizualizacja poszczególnych scen jako cecha charakterystyczna techniki narracyjnej, w końcu, choć nie jest to może argument przekonujący, wielokrotnie pojawiające się w różnych kontekstach słowo teatr. Obok wielu atrybutów przemawiających za sceniczną adaptacją powieści autorka wskazuje także na różne pułapki czyhające na adaptatorów, wykazując przy tym swoje wielkie znanstwo oraz fachowe przygotowanie do tematu.

Zasadniczą część projektu badawczego Elizy Szymańskiej zasygnalizowaną w tytule całości zaprezentowano w najobszerniejszym rozdziale piątym: *Najważniejsze adaptacje Procesu 'Franza Kafki w Polsce* (s. 107-297). Ramy czasowe analizy autorka określa datami dwóch artystycznych wydarzeń: polską prapremierą scenicznego *Procesu* autorstwa Michała Toneckiego w warszawskim teatrze „Ateneum” w 1958 roku z jednej strony oraz adaptacją tej powieści dokonaną przez Krzysztofa Prusa w 2006 roku w Teatrze Nowym w Zabrzu z drugiej. Pomiedzy tymi wydarzeniami autorka sytuuje cztery inne, ważne udratycznienia Kafkowskiej powieści, kolejno: *Proces* w adaptacji Henryka Baranowskiego w warszawskim „Teatrze Studio” w 1980 r., *Proces* w adaptacji Jerzego Jarockiego w „Teatrze Starym” w Krakowie w 1973 r., ponowną adaptację *Procesu* Henryka Baranowskiego w „Teatrze Rozmaitości” w Warszawie w 1996 r. oraz *Proces* w adaptacji Marka Fiedora z „Teatru Polskiego” w Poznaniu z 2004 r.

Wiemy już z powyższych uściśleń, że autorka ma mocne podstawy teoretyczne do tego, aby rzeczowo zająć się kwestią scenicznych adaptacji prozy Kafki. Czyni to w

rozdziale piątym w charakterystyczny dla całej pracy sposób, konstruując misterny i niezwykle ambitny plan komparatystyczny. Sześć wymienionych adaptacji rozpatruje krytycznie, stosując w odniesieniu do każdej z nich te same kryteria badawcze. Odczytać to można już na etapie zapoznawania się z logicznym podziałem podpunktów. W pierwszym autorka każdorazowo przytacza ogólne informacje na temat zewnętrznych warunków danej inscenizacji, aby następnie przejść do kolejno: genezy adaptacji, analizy strukturalno-treściowej, charakterystyki scenicznych postaci, użytych środków wyrazu. Ostatni podpunkt stanowią zawsze uwagi końcowe na temat inscenizacji oraz jej recepcji. W trzech miejscach, zgodnie z wcześniejszą zapowiedzią, następują wnioski dotyczące tendencji interpretacyjnych *Procesu*, jakie znalazły odbicie w konkretnych propozycjach polskich adaptatorów. I tak podpunkt 5.3 to ujęcie *Procesu* jako krytyki totalitaryzmu, podpunkt 5.6 to *Proces* w ujęciu egzystencjalnym oraz podpunkt 5.9 *Proces* jako krytyka stosunków społecznych. Zamieszczone tu wnioski końcowe rekapituluja omawiane wcześniej pozycje i uwypuklają zarówno wartość estetyczną każdej z nich, jak i wpływ danego szablonu egzegetycznego na ostateczny kształt przedstawienia.

Całość podsumowuje punkt szósty, w którym autorka powraca do wcześniej postawionych wniosków częściowych i przy pomocy zgrabnego komentarza uogólnia je. Dodać trzeba, że w wymienionych podpunktach nacisk położono na rzeczowe podsumowanie przeprowadzonych analiz, np. spektakli Toneckiego (s. 161 i n.), Jarockiego (s. 232 i n., znajdziemy tu też błyskotliwe uwagi na temat adaptacji Hanuszkiewicza). Natomiast w punkcie szóstym obok potwierdzenia postawionej na wstępie tezy, iż adaptacje sceniczne *Procesu* wpisują się w ogólną recepcję twórczości Kafki w Polsce (por. s. 14 i 301) znajdziemy też śmiałą próbę porównania poszczególnych inscenizacji (zob. s. 303).

Książkę zamyka bogata literatura przedmiotu, również niezwykle pieczołowicie podzielona na: źródłową, a więc utwory Franza Kafki, polskie adaptacje *Procesu* oraz ich recenzje i omówienia, a także przedmiotową. W aneksie ujęto również inne adaptacje *Procesu* na polskich scenach oraz przytoczono rozmowę autorki z jednym z polskich twórców Henrykiem Baranowskim przeprowadzoną w 2006 roku w Brwinowie.

Tak przejrzysta konstrukcja projektu, logiczny korpus, którego autorka trzyma się w

części analitycznej badań, umożliwia jej rzeczywistą pracę komparatystyczną, a czytelnikowi ułatwia nawigację po tym wieloaspektowym studium eksploracyjnym.

Jedynym mankamentem pracy są nieliczne błędy w pisowni, tzw. literówki (zob. np. s. 15) oraz interpunkcyjne (np. s. 28). Jednakowoż mankamenty te w żadnej mierze nie umniejszają merytorycznej wartości pracy, którą z uwagi na powyższe wnioski mogę z całą mocą polecić wszystkim miłośnikom teatru oraz twórczości Franza Kafki.

Informacje

Nilüfer Kuruyazıcı

Istanbul als Europäische Kulturhauptstadt 2010

Die Stadt Istanbul wurde neben der deutschen Stadt Essen und der ungarischen Stadt Pecs von der Europäischen Kommission zur *Kulturhauptstadt Europas 2010* ernannt. Das war der Ausgangspunkt für die Planung zahlreicher Veranstaltungen. Die Stadt Istanbul als Kulturmetropole erhofft deshalb eine erhöhte Aufmerksamkeit und zahlreiche Besucher. Eine solcher Veranstaltungen war die Jahrestagung 2009 der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik, die in den Räumen der Universität Istanbul von der Abteilung für Deutsche Sprache und Literatur stattfand. Das Thema dieser Tagung lautete: *Metropolen als Ort von Begegnung und Isolation*. Den Hintergrund bildete der Gedanke, mit Hilfe von Stadtführungen und Autorenlesungen die Stadt Istanbul als eine Kulturmetropole mehrerer Kulturen darzustellen.

Die Stadt Istanbul befindet sich am Schnittpunkt der Nord-Süd und Ost-West Achsen. Als Ort unterschiedlicher Ethnien und Kulturen hat sie im Laufe der Geschichte immer wieder das Interes-

se fremder Augen auf sich gezogen.¹ Die römisch/byzantinische Zeit der Stadt Konstantinopel endete 1453 mit der Einnahme durch die Osmanen. Istanbul wurde somit zur Hauptstadt des Osmanischen Reiches und es beginnt die Osmanisch/islamische Periode, die bis zur Gründung der türkischen Republik in den 20er Jahren dauert. Ab 1923 beginnt die Zeit der türkisch/laizistischen Republik mit ihrer ethnisch/religiösen Vielfalt. Diese historische Entwicklung brachte es mit sich, dass Istanbul zum Zentrum der drei monotheistischen Religionen wurde: Hier befindet sich der Sitz des griechisch-orthodoxen Patriarchats und ab 1461 auch des armenischen Patriarchats. Durch die Immigration der sephardischen Juden im Jahre 1492 aus

¹Vgl. Nilüfer Kuruyazıcı, "Eine Grosstadt im Dialog der Kulturen (dargestellt an unterschiedlichen literarischen Bildern der Stadt Istanbul)". In: *Studien zur deutschen Sprache und Literatur XIX* (Hrsg. Abteilung für Deutsche Sprache u. Literatur der Universität Ýstanbul), Ýstanbul 2007

Spanien hat sich auch die Zahl der Juden gesteigert. Es sind diese nichtislamischen Minderheiten, die in Istanbul die Alltagskultur mitbestimmen und von der Kulturgeschichte der Stadt, sowie von ihrem soziologischen Gesamtbild nicht wegzudenken sind.

Im 18. Jahrhundert beginnt mit einer kulturellen Orientierung nach Westen eine neue Entwicklung im Alltag der Stadt. Die Schwerpunkte ändern sich, der heutige neue Stadtteil Pera/Beyoglu wird allmählich neben der Altstadt zum zweiten Zentrum Istanbuls. Neue Beziehungen zum Westen entstehen. Istanbul wird nun in vieler Hinsicht zu einem Schnittpunkt westlicher und östlicher Kultur. Im Alltag zeigt sich der neue kulturelle Wandel auf verschiedenen Ebenen. Seine Blütezeit erlebte Istanbul vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Stadt wird zu einem Markt- und Produktionszentrum für den westeuropäischen Markt. Das Stadtviertel Pera/Beyoglu wird z.B. mit Paris verglichen und zwar aufgrund seiner prächtigen Bauten, Passagen und Restaurants. Es entwickelt sich immer mehr zu einem Kulturzentrum mit modernen Geschäften, mit Oper- und Theateraufführungen. Französisch setzt sich als Sprache der Aristokratie durch und wird gleichzeitig die Sprache der Kommunikation mit den westlichen Ländern. Junge Leute werden zu Studienzwecken in westeuropäische Länder geschickt. Militär- und Medizinhochschulen werden gegründet. Einige Stadtteile werden nach westlichen Städtebauprinzipien neu aufgebaut, ein neuer Sultanpalast (Dolmaabahçe) sowie einige kleinere Sommerpaläste am Bosphorus werden nach west-

lichen Mustern gebaut, so dass die Mischung von östlichem und westlichem Gepräge besonders in der Architektur des 18. und 19. Jahrhunderts zum Ausdruck kommt. Fremde Baumeister wie der Deutsche Melling, die Angehörigen der armenischen Familie Balyan, der Italiener d'Aranco, der Levantiner Valaury, der Deutsche Jachmund, die Deutschen Ritter und Cuno sind die wichtigen Namen bei der Entstehung des neuen Stadtbildes. Durch diese zunehmende Verwestlichung der Stadt, wird Istanbul im 18. und besonders im 19. Jahrhundert immer mehr zu einer wichtigen Metropole der westlichen Welt.

Ende des 19. Jahrhunderts erlitt das Osmanische Reich eine Reihe von Niederlagen auf dem Balkan, was eine starke Migration aus den Balkanländern zur Folge hatte. Verschiedene ethnische Gruppen mit islamischem Glauben emigrieren aus Bulgarien, Rumänien, Bosnien, Serbien, Mazedonien und Albanien, die sich heute noch in der Zusammensetzung Istanbuler Bevölkerung bemerkbar machen. Sie bringen wiederum westlich fundierte Werte. Ihnen folgen später auf der Flucht vor der Oktoberrevolution in Russland die Weißrussen. Hinzu kommt, dass nach dem 1. Weltkrieg in den so genannten ‚Jahren des Waffenstillstandes‘ zwischen 1918-1923 die Stadt von den Engländern, Franzosen und Italienern besetzt wurde, die das ‚moderne‘ westliche Leben ‚importierten‘. Während in der Altstadt mit seinen islamisch- und nichtislamischen Wohnzentren ein eher traditionelles Stadtleben weitergeführt wird, entwickelt sich das Pera-Viertel zu einem modernen Europäischen Stadt-

viertel. Reiche Handelsleute haben besonders im 19. Jahrhundert große Wirkung auf das ökonomische und kulturelle Leben ausgeübt und beim Kulturwandel in Istanbul mitgewirkt. Eine andere Komponente bildet unter anderem die deutsche Kolonie in Istanbul, die seit etwa drei Generationen hier ansässig ist. Man sollte auch die deutschen Wissenschaftler, besonders jüdischen Ursprungs, die ab 1933 auf der Flucht vor dem Nationalsozialismus als Immigranten in die Türkei kamen, nicht vergessen. Bekannte Namen wie Prof. Hirsch, Neumarck, Kosswig, Leo Spitzer, Auerbach, Ritter gehören zu denjenigen deutschen Wissenschaftlern, die in der Anfangszeit der türkischen Republik in der Hauptstadt Ankara und in Istanbul bei der Gründung der Istanbul und Ankara Universitäten, sowie der wissenschaftlichen Moderne und der türkischen Aufklärung eine führende Rolle gespielt haben.

Obwohl im Jahre 1923 die Hauptstadt von der Türkei nach Ankara verlegt wurde, sind die 30er und 40er Jahre sehr wichtig für das Stadtbild Istanbul: Sie bekommt ein neues Gesicht. Der französische Stadtplaner Henri Prost entwirft einen neuen Stadtplan für die Alt- und zum Teil für die Neustadt mit breiten Strassen und Plätzen. Eine ganz andere Art von Veränderung, eine eher spannungsreiche Periode im Istanbuler

Alltag, brachten aber die 50er Jahre mit sich. Es war die Zeit einer neuen Migrationswelle sowohl durch die Migration der in Bulgarien und Jugoslawien unter politischem Druck gehaltenen Türken, als auch durch eine innere Migration aus dem Osten des Landes. Es war Ende der 60er Jahre nicht mehr möglich, an den geplanten Stadtgrenzen festzuhalten. Die Stadt erreicht inzwischen eine Einwohnerzahl von 4 Millionen, was bei der Stadtplanung eigentlich erst für das Jahr 2000 vorgesehen war. Als Folge der neuen Entwicklung entstehen neue Stadtteile. Das Wohnzentrum verlagert sich immer mehr außerhalb der alten Grenzen. Die flächenmässige Ausdehnung der Stadt wächst ins Gigantische. Heute leben mehr als 15 Millionen Menschen in der Stadt. 1973 wurde die erste Hängebrücke über dem Bosphorus gebaut, ihr folgte in den 80er Jahren eine zweite Bosphorusbrücke. Gegenwärtig plant man eine dritte Brücke. Somit wird Europa mit Asien verbunden, aber in städtebaulicher Sicht führt der Bau dieser Brücken zu einer Verlagerung der Stadtzentren. Die Stadt vergrößert sich immer mehr auf dem asiatischen Teil.

Verglichen mit Essen und Pecs hat Istanbul im Laufe der Geschichte durch seine Lage am Schnittpunkt der Kulturen eine besondere Position entwickelt, welche die Stadt tatsächlich zu einer wichtigen Kulturmetropole gestaltet.

Polemika

Witold Nawrocki

Polski mit Ziem Zachodnich

Halina Tumolska¹ napisała książkę na temat technik kreacji i sposobów funkcjonowania *mitologii Kresów Zachodnich w pamiętnikarstwie i beletryście polskiej (1945-2000)*. Opatrzyła ją ostrożnie ograniczającym podtytułem: *Szkice do dziejów kultury Pogranicza*. Tym samym uprzedziła pretensje maksymalistów, gdyby ich oczekiwania okazały się większe; zrationalizowała zaś satysfakcję tych, którzy uznali, iż mimo wszystko otrzymali więcej niż mogli się spodziewać.

Szkoda jednak, że dostatecznie wyraźnie nie powiadomiła czytelników, iż *szkic* to w jej praktyce badawczej i pisarskiej utwór nie skończony, niedopracowany w szczegółach, nader swobodnie traktujący detale, dowolnie ustalający tematyczne proporcje, fragmentaryczny, niedokładny, zaledwie zarysowujący kontury zamierzonej całości lub rozmywający je w nudnie szczegółowej narracji. Na pierwszych z brzegu przykładach przyjrzymy się, jak to jest robione.

¹ Halina Tumolska, *Mitologia Kresów Zachodnich w pamiętnikarstwie i beletryście polskiej (1945-2000)*. *Szkice do dziejów kultury Pogranicza*. Toruń 2007, s. 257.

Oto w szkicu o temacie piastowskim w powojennej powieści historycznej na dziesiątkach stron autorka szczegółowo relacjonuje problematykę powieści Gołubiewa, W.J. Grabskiego, Parnickiego i Bunscha. Jednak nie przytaczając ani razu ciągle ważkich opinii Kazimierza Wyki o historiozoficznej naturze i społecznej funkcjonalności tej prozy, rezygnuje tym samym z możliwości wpisania tego bloku dzieł w głębsze konteksty epoki, które krytyk z wielką trafnością odczytywał. Natomiast komentuje i powtarza nie zawsze trafne i bardzo prezentystyczne opinie Wacława Sadkowskiego o *bogoojczyźnianej* ideologii edukacyjnej w polskiej historiografii, aby wpisać cykle piastowskie powojennej prozy w nurty dyskusyjne, z którymi wcale się nie łączyły. Przy okazji z bliżej niewyjaśnionych powodów mianuje się Henryka Barycza autorem *nowej drogi historiozofii polskiej*. Wreszcie powieść Gołubiewa o Bolesławie Chrobrym kuriozalnie porównuje z *Jesienią średniowiecza* Johana Huizingi (u Tumolskiej: Huzinga!), choć jeden pisze o początkach polskiego średniowiecza, a drugi analizuje symptomy jego zmierz-

chu w kulturze Zachodu. Zagrożenia, jakie według Gołubiewa i Parnickiego niósł uniwersalizm Ottonidów oraz papieski, czyniąc wybory polityczne Chrobrego ryzykownymi, choć jedynie możliwymi, bardziej dramatycznie, ale i jaśniej przedstawił Wyka; starczyło go zacytować. A dla jasności i czytelności wywodu należało zrezygnować z chybotnej analizy powieści Zbigniewa Zielonki o Piastach śląskich, bo to inne konteksty dynastyczne i całkiem inna Europa, by już nie wspominać o objęciu narracją powieści Eugeniusza Paukszty osadzonej w realiach XVII stulecia. W tym szkicu Tumolska mówiła wiele, powiedziała jednak mało, dając folgę gadulstwu i banałowi.

Trwonieniu miejsca i czasu w tej rozprawie z kolei przeciwstawić można nad podziw lapidarny wywód na temat Polaków w Wehrmachcie; mity i prawdę o nich formułuje Tumolska na niespełna jednej stronie, omawiając nie najlepiej dobrany przykład powieści *Syn Wallenroda* Janusza Krasińskiego. Ani słowa o głośnym tekście publicystycznym Stanisława Broszkiewicza *Uwięzieni w Wehrmachcie*, który zainicjował na łamach „Kultury” jawną dyskusję o tym polskim dramacie (brałem w niej udział). Brak nawet wzmianki o powieściach Albina Siekierskiego, Leona Wantuły, Wilhelma Szewczyka, Erwina Kruka, Zbigniewa Kiwki i in., którzy ujawnili skalę tragizmu losów ludzi Pogranicza zmuszonych do służby dla wroga i okupanta. Powieść Krasińskiego w tym kontekście znaczy niewiele i jawnie wypełnia funkcje zastępcze: ukrywa niedostatek rozpoznań i nie dostarcza współczesnemu czytelniko-

wi ciągle potrzebnej wiedzy o *dziadkach w Wehrmachcie*.

Jasna deklaracja identyfikująca szkiecość z bylejakością skrótów i uproszczeń zapewne niejednego by powstrzymała przed trudem irytującej lektury tych wyjątkowo dosłownych *szkiców* oraz przed intelektualnie bezsilnymi próbami zrozumienia powodów, które skłoniły Autorkę, redaktora wydawniczego oraz zespół korektorski toruńskiego Wydawnictwa Adam Marszałek do publikacji tego zastanawiającego *półproduktu* edytorskiego. Odwaga stawiania śmiałych hipotez idzie w nim o lepsze z praktyką *szkicowania* zagadnień badawczych bez troski o ich uzasadnienie, a brak dbałości o prawidłowy zapis faktów rywalizuje z beztruską ortograficzną.

Nikt nie zrozumie dziwacznej logiki ortograficznej tej książki, w której słowo *Heimat* pisze się także *Hejmat* i *heimat* (218); słuca się muzyki z *Tannhausera* (215); Grass ma na imię *Ginter* (207); *Huizinga* nazywa się *Huzinga* (150); natomiast *Niedworok* jest nazywany z pańska – *Niedworak* (139); czemu pisze się o *ziemi lubuskiej* (120); czemu stosuje się pisownię rozłączną słowa *geschichte lichen* (218); czemu pisze się *Munchen* (56), dlaczego zastosowano niezwykłą pisownię nazwisk i imion niemieckich pisarzy: *Henryk Boll, Ginter Grass, Siefried Lenz, Ernst Junger, Leini (!) Ossowska(!)*, czy wreszcie: *Marion Donhoff, Denhoff, Donhoff* (52-54). Nikt nie wyjaśni dlaczego Angela Merkel nazywana jest *panią prezydent Niemiec* (201), dlaczego z Aleksandra Brücknera robi się Brucknera i na domiar złego przypisuje mu się błędną pisownię słów: *Grensen, begrensen* (37, zamiast *Grenzen, begrenzen*).

Na szczęście retoryczne apele o wyjaśnienie *fantazmatów* ortograficznych i – okaże się za chwilę także merytorycznych osobliwości książki – okazały się zbędne; praca kaliskiej polonistki nie wywołała żadnego odzewu. Sam zetknąłem się z nią czystym przypadkiem i byłbym obłudnikiem, gdybym zbieg pewnych okoliczności nazwał szczęśliwym, choć są też ważne powody, iż zrazu mogłem mniemać inaczej. Muszę bowiem w tym momencie wyznać, że jako krytyk literacki, wydawca, dziennikarz i działacz kulturalny przez wiele lat współtworzyłem ruch literacki na Ziemiach Zachodnich.

Co jednak ważniejsze, tę przestrzeń społeczną ciągle uznaję za swoją *formę duchową*, a to implikuje oraz uzasadnia oczekiwanie, aby traktować rzeczywistość poważnie, bez lekceważącej nonszalancji w stosunku do faktów oraz ich interpretacji wedle reguły eufemistycznie określanej przez Sarmatów jako *porządna niedbałość nasza*. Tu właśnie rodzi się zasadnicza przyczyna nieufnego stosunku do uprawianego przez Tumolską emocjonalnie natchnionego opisywania rzeczywistości z perspektywy narratora, który *idzie skacząc po górach, przeskakując pagórki*. W jego polu widzenia mieszczą się wtedy tylko generalia, śmiało i efektowne konstrukcje ideowe, szeroko rozpięte metafory; troska o uzasadnienie ich znaczeń nie wydaje się w takim przypadku równie ważna jak olśniewające uogólnienia i ambitne historyczne przenośnie, więc nie przywiązuje do niej wagi,

Przypatrzmy się bardziej szczegółowo sprawie w książce Tumolskiej najważniejszej. Autorka głównym problemem badawczym uczyniła *proces kreowania mitu historycznego na zapotrzebowanie polityczne a*

także przyczyny jego erozji. Jako pewnik przyjęła założenie, że Ziemie Odzyskane stały się po wojnie kulturową przestrzenią osobliwego „zderzenia” *mitu Polski jagiellońskiej i mitu Polski piastowskiej*. W następstwie tego gwałtownego starcia spotkały się *na wspólnej płaszczyźnie motywy zaczerpnięte z żywej tradycji przeszłości, jak i znaki nowego czasu: doraźne motywy symboliczne i hasła ideowe, działające na podświadomość, odwołujące się do wspólnych wyobrażeń o charakterze archetypicznym*.

Czy rzeczywiście takie spotkanie miało miejsce i czy są efekty literackie takiego starcia – to są pytania, jakie trzeba teraz zadać. Na poziomie programowej deklaracji badawczej wszystko jest w tym wywodzie w porządku. Takie stanowisko badawcze oferowało interesujące szanse interpretacyjne w budowaniu wiedzy o roli mitologii zachodniej w przekształcaniu świadomości Polaków. Gdyby w pełni skorzystał z możliwości, jakie otwierało, wreszcie można by w pełni wyjaśnić oraz docenić od dawna podziwiane funkcjonalne potencje legitymizacyjne mitu zachodniego. Można bowiem różnie oceniać intencje jego politycznych konstruktorów, ale jedno trzeba bezdyskusyjnie przyznać, iż narodowi demokraci i komuniści zbudowali go wspólnie z zadziwiającą przemyślnością i wyobraźnią, nie mówiąc już o jednomyślności dającej wiele do myślenia. Niewątpliwie dysponowali zrationalizowaną lub intuicyjną wiedzą o jego organizującej i transformującej mocy².

²Halina Tumolska nie zna antologii reportażu o ziemiach zachodnich i północnych z lat 1919-1939 *Dzieło najżywsze z żywych* Witolda Nazwrockiego z 1981, ani omawianych przez niego prac Andrzeja Zielińskiego i M.H. Serejskiego

Tak więc gdyby to zostało w pełni pokazane i do końca objaśnione, wiedzielibyśmy więcej o psychologii działania kreatorów życia politycznego na jego skrajnych radykalnych skrzydłach, skrajnie lewym i skrajnie prawym. Mechanizmy legitymizujące nowy ład zamknięty w micie zachodnim zostały – jak widać – do końca i konsekwentnie przemyślane. Ile w tym inspiracji endeckiej, a ile zimnej gry komunistów, o tym Tumolska pisze zaledwie w przybliżeniu. I dlatego rozważania nad mitotwórczą kreatywnością literatury i pamiętnikarstwa realizujących misje uzasadnienia polskiego *trwania i powrotu* wbrew dalej idącym deklaracjom tylko powierzchownie sytuuje analitycznie *w kilku przecinających się planach, wchodzących we wzajemne związki: historii, polityki, rzeczywistości i mitu*. Więcej zresztą deklaruje, niż wypełnia gęsto składane obietnice.

Rzecz bowiem w tym, iż autorka po prostu nie zna podstawowych tekstów literackich, które by potwierdzały poczynione przez nią teoretycznie trafne założenia badawcze. Autorstwo *Wrastania*, znanej i nowatorskiej powieści Eugeniusza Paukszty, przypisuje Janowi Brzozie; natomiast ważnej i bogatej w treści obyczajowo-polityczne *repatriacyjnej* powieści Brzozy *Ziemia* w ogóle nie zauważa. A jeśli nawet bardziej szczegółowo rozpatruje walory poznawcze powieści Aleksandra Baumgardtena *Spotkanie z jutrem*, to popełnia przy tym horrendalny i trudny do zrozumienia błąd topograficzny: Z sobie tylko znanych powodów umiesz-

o genezie myśli narodowej i ziemiach zachodnich. Nie czytała też mojej książki *Trwanie i powrót*, choć ją cytuje (niedokładnie i najpewniej z drugiej ręki).

cza akcję we Wrocławiu i snuje mrozące krew w żyłach opowieści o bandyckich napadach na **podwrocławskich** hałdach. To niepojęte, ale Tumolska najwyraźniej myli Katowice z powojennym Wrocławiem. Jego architektonicznego piękna nie zna, roli kulturalnej nie rozumie i dlatego łatwo Wrocław kojarzy ze stolicą Górnego Śląska, z miastem rzeczywiście *uposledzonym przez przyrodę i architektów*. Króluje w nim artystyczna bohema, a w niej wyróżniają się repatrianci ze Lwowa; może to stało się podstawą błędnej identyfikacji Katowic z Wrocławiem, uchodzącym potocznie za nowy wariant miasta nad Pełtwią. Bardziej prostackich supozycji nie chcę formułować.

Na to jednak muszę zwrócić uwagę i mocno podkreślić, że Tumolska w żadnym ze sformułowanych planów badawczych nie ma literalnie nic do powiedzenia o roli Wrocławia, uniwersytetu i ludzi z nim związanych w budowie nowych związków zgody i współpracy w kulturze pomiędzy Polakami z różnych stron Rzeczypospolitej, w nawiązywaniu nici porozumienia kulturowego pomiędzy dawnymi i nowymi gospodarzami Dolnego Śląska. Pokolenie Mikulskiego, Małczyńskich, Hecków, Zakrzewskiego, Pipreka, Żygulskiego, Szyrockiego oraz ich młodszych następców bez etnicznych urazów czy fobii przyglądało się wkładowi Czechów, Polaków i przede wszystkim Niemców w budowę kultury wrocławskiej i zarazem europejskiej. Błyskawicznie stawał się polski Wrocław ponownie ważnym ośrodkiem nauki, literatury, sztuki, przemysłu, życia politycznego. Tumolska, błądząc po marginesach i tonąc wielosłowiutem teoretycznym

tego zupełnie nie widzi i nie obejmuje analityczną uwagą.

Gorzej, że w ogóle nie zajmuje się w tym kontekście niezwykle ważnym piarstwem Henryka Worcella, klasyka literatury migracyjno-osadniczej oraz utalentowanego analityka stosunków polsko-niemieckich (*Destrukcyjne właściwości ognia*). Pomija też milczeniem piarstwo Marii Dąbrowskiej (opowiadania i dramat *Stanisław i Bogumił*), Anny Kowalskiej, Jarosława Iwaszkiewicza, Wilhelma Szewczyka, Józefa Hena, Kazimierza Truchanowskiego, Zygmunta Trziszki i in.³ Preferuje wybory przypadkowe, marginalne, posługuje się przykładami doboranymi *losowo*, a rezygnując z dzieł autorów wybitnych sama sobie zamyka drogę do wiarygodnego potwierdzenia skądinąd trafnie formułowanych hipotez. Trudno bowiem dać wiarę tezie, że pocziwa proza Augustyna Necla może być potwierdzeniem dramatyzmu losów mieszkańców Pomorza lub zgodzić się z twierdzeniem, że szereg problemów faktograficznie i interpretacyjnie niedomkniętych można zastępczo skwitować przedstawieniem dowolnie wybranych powieści Stefana Chwina i Pawła Huelle, autorów skądinąd wybitnych. Literatura zachodniego tematu posiada bowiem swoją teorię i historię, ale trzeba dla jej rozpoznania znać teksty Kubikowskiego, Hierowskiego, Fornalczyka, Szewczyka i in. Tylko wtedy pojmie się siłę sprawczą zachodniego mitu oraz prawidłowo odczyta jego potencje legitymizacyjne.

³ Autorka nie zna antologii Witolda Nawrockiego *Początek epepei*, 1981 ora *Zachodem poszły dzieje* Witolda Nawrockiego i Andrzeja Wasilewskiego, 1970.

Jedną z istotnych spraw kontrowersyjnych, a pozbawionych w książce Tumolskiej wyjaśniającego komentarza, który mógłby ograniczyć ostrość negatywnie wartościujących sformułowań oceniających genezę zachodniej ideologii państwowej PRL-u, jest problem stosunku komunistów do idei Romana Dmowskiego, polityka konsekwentnie uznającego czynnik narodowościowy za rozstrzygający w stanowieniu granic państwowych. Jeśli się wyraźnie nie powie, iż stanowisko narodowej demokracji oznaczało w istocie rzeczy ostateczny kres marzenia o możliwości restytucji państwa polskiego w historycznych granicach z 1772 roku, a więc na terytorium zamieszkałym przez polski naród szlachecki oraz stanowiło równoczesne otwarcie nadziei na zbudowanie organizmu państwowego politycznie otwartego dla zbiorowości wyrażającej w jednolitych cechach etnograficznych *ideal narodowy*, a więc także dla polskiego chłopca i mieszczanina, a więc jeśli nie powiemy całkiem wyraźnie – powtórzmy – iż na prawicy następuje radykalna wymiana koncepcji narodu z anachronicznie identyfikującej go ze szlachtą na nowocześnie otwarty dla etnicznie jednolitego ludu, możemy cały problem skwitować sarkastyczną Miłoszową opinią: *Jest ONR-u spadkobiercą Partia*⁴. A potem nie skrywać odrazy do poety, który *miecz Chrobrego wydobywał z pleśni oraz wbijał myślą stopy aż w dno Odry, bo namiętność uznał narodową/ Za cement wielkich budowli przyszłości*.

Tumolska poszła tym tropem. Uznała za zabieg wyzywająco *instrumentalny* i *paradoksalny* (31) fakt podjęcia przez

⁴ Cz. Miłosz, *Traktat poetycki*, Warszawa 1982, s.34.

radykałną lewicę rządzącą w Polsce lat 1944/1945 decyzji o jawnym związaniu prawicowej, narodowo-demokratycznej koncepcji polskiego *trwania i powrotu* z własnym projektem oparcia granicy zachodniej na Odrze, Nysie i Bałtyku. Nie wprost i nie *expressis verbis*, ale jednak uznała takie przymierze za naganne i szokujące. Odrywając fakty od politycznego kontekstu lat 1944-1945, można tak mniemać, traktując polityczne chęci za realną rzeczywistość. Gdyby jednak szczegółowo rozważyć ewolucję programów ugrupowań politycznych prawicy w czasie wojny (spadkobierców ONR, Stronnictwa Narodowego, Stronnictwa Pracy, Stronnictwa Ludowego i in.), które podejmowały zagadnienie granic polskich po odzyskaniu wolności, łatwo zauważyć w programowym myśleniu polityków najpierw ostry spadek wiary w możliwość rozszerzenia granic Polski w kierunku wschodnim od linii wyznaczonej w traktacie ryskim, potem gotowość do uznania traktatowej linii ryskiej za szczyt oczekiwań i możliwości, aż do niechętej akceptacji linii Curzona pod warunkiem wyrównania strat przez zajęcie niemieckich terytoriów historycznie polskich lub jeszcze zasiedlonych przez etnię polską. Oczekiwać od Stalina i jego zachodnich aliantów utrzymania na wschodzie granicy ustanowionej w Rydze (suwerenność i integralność Polski w dawnych granicach była nie do przyjęcia przez Kreml) i mieć skrytą nadzieję na równocześnie wyrównania terytorialnego na zachodzie kosztem Niemiec, jak to projektował premier Tomasz Arciszewski, grożąc wyrzeczeniem się Wrocławia i Szczecina oraz uznając przesiedlenie Niemców za zbyt wielkie obciążenie

dla Polski, było wielką niezręcznością i absurdalnym marzycielstwem. Pragmatyczni sojusznicy z Londynu zareagowali otwartym zmniejszeniem kredytu zaufania do polskiego rządu; w obozie emigracyjnym nastąpił zaostrzenie podziału na nieprzejednanych oraz skłonnych do pogodzenia się z faktami dokonanymi (po klęsce Powstania Warszawskiego tych ostatnich przybyło). Jałta kładła się coraz głębszym cieniem na sprawy polskie.

Realizm oceny perspektyw i możliwości działania stawał się koniecznością w zachowaniach politycznych i wymuszał wybory dalekie od konwencjonalnych norm postępowania. Także lewica musiała zredukować swój program regulacji polskich granic zachodnich, dostosowując go do realnych możliwości działania; zrezygnowano m.in. z utopijnego projektu plebiscytu i szlachetnej zasady samostanowienia ludności polskiej w skupiskach położonych granicach etnograficznych na terenie Niemiec, przestano naiwnie oczekiwać na antyhitlerowskie działania niemieckich antyfaszystów, zdano się całkowicie na decyzje alianckie w sprawie regulacji granicznych na zachodzie i nad Bałtykiem (deklaracja programowa PPR z listopada 1943 roku), zabiegając o poparcie kapryśnego władcy z Kremla.

Warto w tym momencie pamiętać, że nawet jeśli ten krok i następne (manifest Lipcowy, porozumienie z 26 lipca 1944 roku między PKWN i rządem radzieckim) były tylko zabiegami zastosowanymi przez polityków PPR jedynie dla przyśpieszenia i zdynamiczowania procesu integracji zbiorowości polskiej z nowym, pojałtańsko-poczdamskim ładem

politycznym, to okazały się manipulacją propagandową wyjątkowo zręczną i skuteczną, a oto przede wszystkim idzie w ocenie mitów polityczno-społecznych. Ta skuteczność była jednak przede wszystkim efektem mimowolnego zbliżenia w tym przełomowym momencie tej wizji Polski, jaką od dawna posiadała narodowa demokracja postulująca budowę i umacnianie Polski etnicznie i językowo jednolitej, co od schyłku XIX wieku traktowano jako cel i obowiązek misyjny realizowany przez endeckich emisariuszy na obszarach od wieków germanizowanych, z koncepcją Polski opartej na wschodzie o linię Curzona. Stalin i alianci zachodni obiecali zrekomensować poniesionych strat terytorialnych przez oddanie niemieckich ziem nad Odrą, górną Wisłą i Bałtykiem. W płynnej i niepewnej sytuacji politycznej, w jakiej znajdowała się Polska czasu wojny dla narodowych demokratów oznaczało to osiągnięcie pożądanego celu podstawowego – zbudowanie etnicznie jednolitego organizmu państwowego na ziemiach historycznie kiedyś słowiańskich lub nawet polskich. Polscy

komuniści zaś nie lekceważyli propagandowego znaczenia haseł o powrocie na obszary, gdzie kiedyś Polska już była lub o które toczyła walki z Niemcami; taki obrót spraw był korzystniejszy od zasiedlenia przysłowiowego Magadaskaru. Na zachód od linii Odry znajdowaliśmy jednak oparcie w dalekiej i bliższej historii. Narodowo-demokratyczni historycy potrafili to przekonująco przedstawić polskim komunistom, którzy okazali się dostatecznie pragmatyczni.

Książka Tumolskiej skłania do refleksji krytycznych i polemicznych także w warstwie współczesnych rozliczeń w bilansie polsko-niemieckich krzywd i win. Ich przedstawienie przekracza jednak ramy polemicznej recenzji, w której zasygnalizowaliśmy tylko sprawy najważniejsze dla tematu zachodniego. Jeśli ich wyliczenie zajęło zbyt wiele miejsca, to drobiazgowość krytycznej lektury niech usprawiedliwi waga, jaką recenzent przywiązuje do tematyki zachodniej oraz żal, iż w sumie ambitna próba diagnozy okazała się w wykonaniu Tumolskiej dyskusyjna lub wręcz nieudana; w znacznym stopniu nie tylko z jej winy.

